

Bürger Künste Wissenschaft

Citizen Science in Kultur und Geisteswissenschaften

Herausgegeben von

Kristin Oswald und René Smolarski



Oswald – Smolarski
Bürger Künste Wissenschaft

Kristin Oswald / René Smolarski (Hrsg.)

Bürger Künste Wissenschaft

**Citizen Science in Kultur und
Geisteswissenschaften**

Computus Druck Satz & Verlag

Die dem Buch zugrunde liegende Tagung fand vom 21. bis 23. September 2015 an der Universität Erfurt statt und wurde von der Ernst-Abbe-Stiftung Jena, der Forschungsbibliothek Gotha, den Geschichtsmuseen der Stadt Erfurt, der Deutschen Gesellschaft für Ur- und Frühgeschichte sowie der Plattform „Bürger schaffen Wissen“ unterstützt.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages nicht gestattet und strafbar. Dies betrifft vor allem Vervielfältigungen jeder Art, Übersetzungen, Mikroverfilmungen, die Einspeicherung in elektronische Systeme und heute noch unbekannte Arten der elektronischen Datenverarbeitung.

Die Online-Ausgaben (PDF/EPUB) der Beiträge (urheberrechtlich „Werke“ genannt) unterliegen der Creative Commons Lizenz 4.0. (CC-BY-NC-ND).

Alle Rechte vorbehalten, COMPUTUS DRUCK SATZ & VERLAG, 2016.

Satz: COMPUTUS DRUCK SATZ & VERLAG, Hauptstr. 60, 55595 Gutenberg

Herstellung: Strauss GmbH, Robert-Bosch-Str. 6-8, 69509 Mörlenbach

Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem, alterungsbeständigem Papier

ISBN (Print): 978-3-940598-31-8

ISBN (PDF): 978-3-940598-32-5

ISBN (EPUB): 978-3-940598-33-2

INHALT

I Einleitung

<i>Einführung: Citizen Science in Kultur und Geisteswissenschaften</i> René Smolarski / Kristin Oswald	9
---	---

II Grundlagen – Wissenschaft und Bürger

<i>Citizen Science und die Rolle der Geisteswissenschaften für die Zukunft der Wissenschaftsdebatte</i> Peter Finke	31
--	----

<i>Citizen Science: Bürgerforschung in den Geistes- und Kulturwissenschaften</i> Lisa Pettibone / David Ziegler	57
--	----

<i>Der Gothaer Missionskartograph – Ein historisches Beispiel für „Crowdsourcing“ und „Citizen Science“ im 19. Jahrhundert</i> René Smolarski	71
--	----

III Bürgerwissen sichern

<i>Citizen Science im Wikiversum</i> Julia Kloppenburg / Christopher Schwarzkopf	91
---	----

<i>30 Jahre Heimatforscherfortbildung in Niedersachsen. Bilanz und Ausblick</i> Karl H. Schneider / Anna Quell	103
---	-----

<i>Public History und historische Grundlagenforschung. Das Projekt „Die Geschichte der Landesministerien in Baden und Württemberg in der Zeit des Nationalsozialismus“</i> Sina Speit	119
--	-----

<i>Aneignung und Teilhabe bei der Erforschung von Geschichte. Formen des Reenactments als Möglichkeiten der gesellschaftlichen Partizipation an Wissenschaft?</i>	
Andrea Sieber	139

IV Bürgerwissen und Museum

<i>Maritimes Erinnerungswissen im Forschungsmuseum? Partizipationsformen in der geplanten Ausstellung des Deutschen Schiffahrtsmuseums</i>	
Ruth Schilling	151

<i>Dokumentation crowdgesourct? Social Tagging im Museum</i>	
Julia Weinhold	163

<i>Bürgerwissenschaft und Stadtmuseum. Anmerkungen aus der Museumspraxis</i>	
Anselm Hartinger	183

V Weiternutzung von Bürgerwissen

<i>Segrada: eine Semantische Graphdatenbank als Werkzeug für Citizen Science</i>	
Maximilian Kalus	201

<i>E-Didaktische Gestaltungsaspekte für Citizen Science</i>	
Max Liebscht / Ulrike Schumacher / Matthias Ohler / Sebastian Wahren	217

Die Autorinnen und Autoren	243
----------------------------------	-----

I EINLEITUNG

EINFÜHRUNG: CITIZEN SCIENCE IN KULTUR UND GEISTESWISSENSCHAFTEN

René Smolarski / Kristin Oswald

Bürgerforschung ist etwas Altes und Neues zugleich (Finke 2014)¹, denn auch die professionalisierte Wissenschaft, wie wir sie heute kennen, konnte nur entstehen, weil sich noch nicht institutionell organisierte Bürgerinnen und Bürger - und damit aus heutiger Sicht „Laien“ - für spezielle Phänomene und konkrete wissenschaftliche Fragestellungen interessierten und versuchten, diesen auf den Grund zu gehen, sie zu verstehen und einzuordnen. Bis zum 18. Jahrhundert waren es gerade Laien, die historische Informationen erfassten, sie in Katalogen und Veröffentlichungen aufbereiteten, die archäologische und kunsthistorische Typologien entwickelten und die mit ihnen verbundenen Objekte in sogenannten Wunderkammern oder bürgerlichen Sammlungen zur Schau stellten. Auch im Bereich literarischer Editionen waren sie aktiv. Ihre Leidenschaft und Neugier machten die Institutionalisierung sowohl der einzelnen geisteswissenschaftlichen Disziplinen als auch der Museen und deren spezifischer Methoden und Gattungen sowie die Etablierung wissenschaftlicher Publikationen als eigenständige Form der Wissensaufbereitung, -weitergabe und -popularisierung² überhaupt erst möglich (Mahr 2014).

Trotzdem hat die Anerkennung bürgerliche Forschung seit der Institutionalisierung der Wissenschaft im 19. Jahrhundert scheinbar einen rapiden Abstieg erlebt. Dennoch ist die private Beschäftigung mit den verschiedenen Themen und Fragestellungen aus dem heute unter dem Begriffen Geisteswissenschaften und Kultur zusammengefassten Bereichen nie vollständig abgebrochen. Als ehrenamtliche Denkmalpfleger oder Mitglieder in Heimatvereinen und Freundeskreisen von Bibliotheken und Museen sind Bürgerforscher nach wie vor aktiv und mitunter auch wichtige Partner und Impulsgeber für Denkmalämter und regionale wissenschaftliche Institutionen. Für Universitäten und Hochschulen hingegen

1 Siehe dazu auch den Beitrag von René Smolarski in diesem Band.

2 Zur Bedeutung bürgerlicher Vereine im Kontext der Wissenspopularisierung siehe unter anderem Hein 2003, S. 147–169.

ist dies deutlich seltener der Fall, obwohl gerade der stete Rückgang der Finanzierungsmöglichkeiten und damit einhergehend die Verknappung personeller und zeitlicher Ressourcen an diesen Einrichtungen, eine engere Zusammenarbeit der professionellen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern mit „Laien“ nahelegt. Dennoch bestehen die Aufgaben der Bürgerforscher aus der Sicht der heutigen Wissenschaft primär darin, Informationen zusammen zu tragen, empirische Daten auszuwerten und diese der akademischen Forschung zur Verfügung zu stellen. Der Bürgerforscher ist somit zu einem Hilfsarbeiter akademischer Wissenschaft degradiert.

In dieser Situation erlebt die Bürgerforschung unter dem Schlagwort Citizen Science zur Zeit einen neuen Aufschwung. Bedingt durch eine zunehmende Kritik an intransparenten Forschungsprozessen und zugleich befördert durch die technologischen Möglichkeiten – allen voran des Internets – entstehen nicht nur neue Strukturen für das Sammeln und Aufbereiten von Forschungsdaten durch Bürgerwissenschaftler, sondern auch für eine aktivere und lebendigere Kommunikation zwischen Bürgern und Wissenschaft sowie für eine stärkere Einbindung von Citizen Scientists in die Entwicklung von Forschungsfragen und methodischen Zugängen. Denn Bürgerforscher, so das dahinterstehende Verständnis, sind nicht nur Datensammler im Dienste der Wissenschaft, sondern eröffnen auch neue Perspektiven auf die Entstehung und Zirkulation von wissenschaftlichen Erkenntnissen sowie die öffentliche Wahrnehmung der Disziplinen. Zugleich bietet Citizen Science auch eine Bereicherung für die beteiligten Bürger selbst, indem es ihnen ermöglicht, durch die Einblicke in wissenschaftliche Methoden und Denkweisen vorhandene Fähigkeiten auszubauen oder neue zu entwickeln. Diese Möglichkeiten und die daran geknüpften Diskussionen zu den Strukturen und Selbstverständnissen der Disziplinen finden bisher aber außerhalb der Naturwissenschaften nur wenig Anklang.

Aus diesem Grund beschlossen die Herausgeber dieses Bandes im Frühjahr 2015, eine Tagung an der Universität Erfurt zu veranstalten, die sich mit den Potenzialen von Citizen Science, Bürgerforschung und gesellschaftlicher Neuverortung von Geisteswissenschaften und Kultureinrichtungen beschäftigte. Unter dem Titel „Bürger Künste Wissenschaft“ trafen sich vom 21. bis 23. September erstmals Vertreter verschiedener

geisteswissenschaftlicher Disziplinen, Forschungseinrichtungen und Institutionen zur Wissenschaftsvermittlung, um über Chancen und Hürden von Citizen Science in Kultur und Geisteswissenschaften zu diskutieren.

Dieser Band nun ist nicht nur die Verschriftlichung einer Auswahl der in Erfurt gehaltenen Vorträge, sondern spiegelt auch den intensiven interdisziplinären Austausch und die zentralen Aspekte, gemeinsamen Erfahrungen und Interessen der Teilnehmer wider. Einige davon möchten wir auf den nächsten Seiten anreißen, um die einzelnen Beiträge in einen Gesamtkontext einzuordnen und Ideen und Ansätze für die künftige Entwicklung von Citizen Science in Kultur und Geisteswissenschaften zu liefern.

Der digitale, demokratische Blick auf Bürgerforschung

Ein zentraler Aspekt von Citizen Science ist Kommunikation! Bisher wurde die Öffentlichkeit in der Regel einseitig über wissenschaftliche Erkenntnisse belehrt, aber kaum in den eigentlichen Prozess der Wissensgenerierung einbezogen. Mit den digitalen Möglichkeiten jedoch, die eine beidseitige und weitgehend hürdenlose Kommunikation und Wissensweitergabe ermöglichen, wird diese Handhabung zunehmend in Frage gestellt und stattdessen mehr Transparenz auch über Methoden und Arbeitsweisen akademischer Forschung gefordert (Stilgoe, Lock, Wilsson 2014). Vor diesem Hintergrund gewinnt Citizen Science an Brisanz, denn mit der Option, bürgerschaftliches Engagement und Wissen umfangreicher als bisher für die Forschung nutzbar zu machen, steigt auch die Erwartungshaltung nach gleichberechtigter Teilhabe. Zugleich können Bürgerforscher als Kommunikatoren, ja Vermittler zwischen beiden Sphären agieren. Grundvoraussetzung dafür ist, dass sie nicht nur als „Datensammler“ eingebunden werden, sondern greifbare Einblicke in die Denkweisen und Herangehensweisen akademischer Forschungsarbeit erhalten. Nur dann können sie überzeugend anhand ihrer eigenen Begeisterung für diese sprechen und helfen, die Kluft zwischen privatem Interesse und institutioneller Forschung zu überwinden.

Aus Kultur und Geisteswissenschaften sind es bisher vor allem die Museen, die die sozialen Medien nutzen – für Marketing, Vermittlung und den

Aufbau digitaler Gemeinschaften als neue Form bürgerschaftlichen Interesses und Engagements. Im Vergleich dazu ist die Wissenschaftskommunikation der Geisteswissenschaften noch recht weit entfernt davon, über die digitale Publikation von Forschungsergebnissen hinaus einer interessierten Öffentlichkeit die Teilhabe am Forschungsprozess zu ermöglichen. Zwar werden die durch die digitalen Technologien verfügbaren Werkzeuge, wie Datenbanken, Bilderkennungssoftware und Textanalysetools, zunehmend in der wissenschaftlichen Arbeit genutzt. An den – von Seiten der Wissenschaft oft liebgewonnenen – Grenzen zwischen professioneller Forschung, die neues Wissen generiert, und der Öffentlichkeit, die dieses Wissen konsumiert, wurde in den ersten Jahren des sozialen Web jedoch kaum gerüttelt.

Wie stark das Bedürfnis nach der Beibehaltung dieser Grenzen ist, zeigen aktuelle Diskussionen zu Citizen Science in der Archäologie. Gerade hier haben ehrenamtliche Denkmalpfleger eine wichtige Position inne, nehmen mit Surveys und Begehungen den unterbesetzten Landesämtern viel Arbeitszeit ab und eignen sich oft ein für ihren Bereich enormes Detailwissen an. Sie kennen die Bestände von Archiven, haben Einblicke in die Überlieferung vor Ort und ein großes methodisches, in jahrelanger Arbeit erworbenes Fachwissen, das sie für die Erfassung, Erhaltung und Vermittlung des kulturellen Erbes einsetzen, das von Seiten der akademischen Wissenschaft nur selten in nachnutzbare Formate überführt wird. Stattdessen versuchen Archäologen wie Matthias Jung (2015), den Unterschied zwischen Bürgerforschern und professionellen Wissenschaftlern anhand des „habitus“, des erfahrungsbasierten, wissenschaftlich-angemessenen Handelns festzumachen, das nicht zu dokumentieren sei, sondern nur von anderen erfahrenen und akademischen Archäologen gelernt werden könne. In einem zweiten Punkt merkt er an, das Bestätigungsfeld der Hobbyarchäologen beschränke sich allein auf die Datenerhebung, da sie keine darüber hinausgehenden Ambitionen verfolgten. Ihr Interesse an Archäologie sei also ein egoistisches – und nicht selbstloses, wie bei professionellen Archäologen. Nun erlernen, wie Raimund Karl (2016) entgegnet argumentiert,³ aber auch ehrenamtliche Denk-

3 Schon in seiner Habilitationsschrift unternahm Jung (2010) eine sozio-psychologische Analyse von Hobbyarchäologen, für die er stark kritisiert wurde, beispielsweise von Samida (2011).

malpfleger diesen Habitus, der zudem ebenso oft nicht selbstlos sei, sondern aus dem Selbstschutz der jeweiligen Disziplin erwachse. Hier werden also unterschiedliche Vorstellungen und Wahrnehmungen davon deutlich, was auch langjährige und motivierte Bürgerforscher leisten (können).

Doch zumindest ist man sich dahingehend einig, dass Wissenschaftler im Rahmen ihrer öffentlichen Aufgabe gegenüber den Bürgern auch außerhalb der Universitäten als Lehrende agieren und deren Kritik ernstnehmen sollten. Ob es sich aber entsprechend der bisherigen gesellschaftlichen Wissens- und Autoritätshierarchie darauf beschränken sollte, einem ehrenamtlichen Denkmalpfleger zu zeigen, wie man Fundorte dokumentiert und Funde typologisiert, oder ob Partizipation und das Aufbrechen der Strukturen zugunsten öffentlicher Diskurse über Wissenschaft und bürgerliche Interessen, etwa in Form gemeinschaftlicher und perspektiverweiternder Kooperationen, ein besserer Ansatz sind, darüber – und damit auch über die Potenziale, die Citizen Science nicht nur für die Wissenschaft, sondern auch für das lebenslange Lernen der Bürger bereithält – mag sich streiten lassen. „Als archäologische ExpertInnen wissen wir besser, was für die Archäologie gut ist. Wir wissen jedoch keineswegs, was „das Beste für die Allgemeinheit“ ist oder gar, was diese eigentlich will“, so fasst es Karl zusammen.

Nicht jeder Bürger möchte eigenständig Forschungsfragen entwickeln oder sich an der Konzeption musealer Ausstellungen beteiligen. Doch jene, die es möchten, denen aber aufgrund von Standesdünkeln und Deutungshoheiten der Zugang verweigert wird, führen diese Diskurse unter sich und kommen mitunter zu entsprechend radikalen Ergebnissen, die gerade in der Archäologie mit Raubgrabungen und nicht-gemeldetem Sondengängertum auch ins Illegale abdriften (siehe dazu beispielsweise Karl, Möller 2016; Köhlwetter 1992). „Die Einsicht, dass heutzutage die politischen Belange von prekär beschäftigten Nachwuchswissenschaftler_innen eher mit jenen von Laienwissenschaftler_innen als von Professor_innen zusammenlaufen, (könnte) zu sozialem Wandel führen“, so Maria Theresia Starzmann (2015) als Antwort auf Jung.

Ideenentwicklung fördern und zugleich Qualität sichern

Die Entwicklung von Citizen Science in den Geisteswissenschaften ist also eng an Strukturfragen und die Perspektiven des akademischen Wissenschaftsbereiches gekoppelt. Es geht nicht nur um ansprechende Forschungsprojekte, sondern um Empowerment, also die Stärkung der Meinung, Teilhabe, Fähigkeiten und „Macht“ der Bürger gegenüber der Wissenschaft. Hier liegt eines der Probleme von Citizen Science, denn Macht steht im Wissenschaftsjargon für Forschungsgelder und Forschungsfreiheit und zwar ohne Einmischung von außen. Doch Einmischung ist nicht gleichzusetzen mit einem Bezug zur Gesellschaft. Forschungsfreiheit bedeutet nicht, gänzlich unabhängig von der Umwelt des Wissenschaftssystems agieren zu können. Das ist schon strukturell-soziologisch nicht möglich, ist doch jeder Forscher auch Bürger und beeinflusst von seinem Umfeld. Wenn wir also die Geisteswissenschaften ermuntern wollen, zu schauen, mit welchen Forschungsfragen sie etwas zur Gesellschaft beitragen können, heißt das nicht, sie sollten sich Thementrends unterwerfen. Es bedeutet, den Mehrwert der eigenen Erkenntnisse nicht nur innerhalb der eigenen Disziplin zu bestimmen, sondern ihn auch größer zu denken. Hierfür können Laienforscher und Interessierte Bürger ein geeignete Partner sein. Zugleich fördert die digitale Revolution die Entwicklung hin zu einer Gesellschaft, in der Wissen immer und überall zugänglich ist und in der es weniger Faktenvermittlung als Kontextverständnis und Quellenkritik braucht. In dieser Wissensgesellschaft erwarten die Menschen, an Entscheidungs- und Problemlösungsprozessen beteiligt und nicht mehr nur über deren Ergebnisse informiert zu werden. Zugleich tragen die durch sie geöffneten Perspektiven dazu bei, Probleme nicht nur vom eigenen Standpunkt aus wahrzunehmen und Lösungen nicht nur im Rahmen der bisherigen Möglichkeiten zu suchen. Citizen Science kann damit also helfen, über die eigene Disziplin hinaus Zusammenhänge und Anknüpfungspunkte zu erkennen.

Wenn die Geisteswissenschaften zu einem „Problemlöser“ und einer Anlaufstelle für grundlegende Fragen der Gesellschaft werden wollen, bleibt ihnen kein anderer Weg, als neue Strukturen und an die veränderten Umstände angepasste Selbstverständnisse zu entwickeln. Dies hebt auch der Wissenschaftstheoretiker **Peter Finke** hervor, einer der stärksten Befürworter von Citizen Science im deutschsprachigen Raum.

In seiner Keynote und seinem Beitrag in diesem Band betont er die potentielle Rolle der Geisteswissenschaften, wenn es darum geht, die mit der Digitalisierung und Globalisierung einhergehenden gesellschaftlichen Veränderungen auch für das Wissenschaftssystem zu verstehen und mitzugestalten.

Anstatt sich auf ihre Stärken der Reflektion, Transdisziplinarität und des Weitblickes zu besinnen, um die Rolle der Institutionen neu zu bestimmen und eine aktive Rolle im öffentlichen Bewusstsein zu spielen, stehen in den Geisteswissenschaften viel zu oft die potentiellen Gefahren bei der Einbindung der Bürger im Mittelpunkt der Diskussionen, vor allem die Angst um die eigene Expertise und Stellung sowie die Frage danach, wie die Qualität der von Nicht-Akademikern gesammelten Daten sichergestellt werden kann. Doch Qualitätsmanagement, fachliche Kontrolle und methodische Ansätze können durchaus in entsprechende Projekte integriert werden, ebenso wie es die akademische Wissenschaft im Rahmen ihrer Disziplinen leistet. In Bezug auf interdisziplinäre Forschungsansätze sieht Finke deutliche Defizite im „Genauigkeitsfetischismus der disziplinären Isolation“ begründet⁴, denn Disziplinengrenzen sind nicht nur eine Begrenzung und Spezialisierung von Methodiken, sondern auch von Fragestellungen und Herangehensweisen und damit oft ein Grund für geringe Innovativität.⁴ Hier neue Ansätze zu finden, braucht Zeit, Ideen und Vordenker, die entsprechende Vorgänge anstoßen und durchaus auch aus der Bürgerforschung kommen können. In der akademischen Wissenschaft übernehmen derzeit die Naturwissenschaften diese Vorreiterrolle, wenn es um professionelle Kooperationen zwischen Wissenschaft und Bürgern geht. Sie prägen daher neue Strukturen aktiv mit, die sich auf lange Sicht auch auf die geisteswissenschaftliche Arbeit auswirken, sodass deren Wissenschaftler wiederum nach unpassenden und fachfremden Maßstäben beurteilt werden. Trotz lang gereifter Erfahrungen gibt es in den Geisteswissenschaften kaum disziplinübergreifenden Austausch über Besonderheiten, Voraussetzungen und Rahmenbedingungen von Citizen Science.

4 Siehe hierzu das Interview „Garantie für Innovativität? Qualitätssicherung in der Wissenschaft“ mit dem Wissenschaftssoziologen Prof. Dr. Martin Reinhart vom Institut für Forschungsinformation und Qualitätssicherung (IFQ) im KM Magazin 07/2014: www.kulturmanagement.net/frontend/media/Magazin/km1407.pdf (18.05.2016).

Ein Beispiel, wie dies aussehen kann, lieferten im Rahmen der Tagung „Bürger Künste Wissenschaft“ Sabine Mayer und Ralf Obst⁵. Sie leiten als Verantwortliche des Sachgebietes Ehrenamt am Bayerischen Landesamt für Denkmalpflege ein in Deutschland bisher einmaliges Pilotprojekt zur Förderung und Stärkung bürgerwissenschaftlicher Aktivitäten. Mit Heimatvereinen, Arbeitskreisen und interessierten Privatpersonen hat die Bürgerforschung in Bayern eine lange Tradition, auf die die Referenten aufbauen, um neue Zielgruppen für die Archäologie zu begeistern, ihnen als potentielle ehrenamtliche Denkmalpfleger die Grundlagen des Faches zu vermitteln und eigene Ideen für Forschungs- und Vermittlungsprojekte finanziell und inhaltlich zu unterstützen.

Gerade hier werden die beiden von Finke einander entgegen gestellten Pole besonders deutlich: Während der durchschnittliche Wissenschaftler bereit sei, ungenutztes „Wissen der Massen“ für die Forschung zu erschließen – etwa durch Beobachtung und Dokumentation von Funden, Besucherbefragungen oder die Aufnahme von Zeitzeugenerinnerungen – sei es etwas völlig anderes, die Ideen der interessierten und oft versierten Laien für die Forschungsarbeit an sich ernst zu nehmen, ihnen Methoden zugänglich zu machen oder gar die Entwicklung und Bearbeitung eigener Fragestellungen in ihre Hände zu legen. Im bayrischen Landesamt werden die spezialisierten Kenntnisse und Perspektiven der Hobbyforscher geschätzt, deren Motivationen und Bedürfnisse thematisiert und eine Arbeit auf Augenhöhe forciert. Dabei finde das Sachgebiet „nicht nur bei archäologisch engagierten Bürgern, sondern auch bei Fachwissenschaftlern und Denkmalpflegern Beifall“, wie Mayer und Obst im Abstract zu ihrem Vortrag⁶ betonten, denn es sensibilisiert die Beteiligten für die Schwierigkeiten der täglichen Arbeit und den Wert des kulturellen Erbes und leistet dabei zugleich einen Anteil für die Öffentlichkeitsarbeit und Wissensvermittlung des Landesamtes.

5 Der Vortrag wurde unter dem Titel „Bodendenkmalpflege und Ehrenamt in Bayern. Ein Beispiel für eine erfolgreiche Kooperation“ bereits auf der Jahrestagung der Deutschen Gesellschaft für Ur- und Frühgeschichte 2015 gehalten und unter Mayer, Obst 2016 publiziert.

6 http://193.175.204.68/projekte/buerger_kuenste_wissenschaft/obst-mayer-das-sachgebiet-ehrenamt-am-bayerischen-landesamt-fuer-denkmalpflege/ (27.05.2016).

In den meisten Fällen organisiert Bürgerwissenschaft sich bisher selbst und arbeitet in für die institutionalisierte Wissenschaft verschlossenen Vereinen, in denen man sich auf Augenhöhe begegnet und das gemeinsame Interesse am Thema im Mittelpunkt steht. Hier sind Lehrende auch Lernende, die ihre Neugier und Bereitschaft für neue Blickwinkel beibehalten. Ein Beispiel hierfür sind die verschiedenen Citizen Science-Formate in den Bereichen Reenactment und experimenteller Geschichtsforschung, die **Andrea Sieber** in ihrem Beitrag vorstellt. Hierbei beschäftigen sich Laien intensiv mit Quellen und Details zu beispielsweise den von ihnen rekonstruierten historischen Bekleidungen und deren authentischer Herstellung, und erwerben dadurch ein spezifisches Fachwissen, das in seiner Tiefe nicht selten über das der akademischen Wissenschaft hinausgeht, von dieser jedoch kaum wahrgeschweigt denn ernst genommen wird.

Das bedeutet nicht, dass Disziplin- und Professionsgrenzen grundsätzlich aufgelöst werden sollten. Auch für die Laienforscher sind sie wichtig, um sichere Rahmenbedingungen zu bekommen, in denen sie Fragen stellen, sich orientieren und einbringen können, motiviert und unterstützt werden. Dabei ist wissenschaftlich-disziplinäre Qualität jedoch nicht mit gesellschaftlichem Mehrwert gleichzusetzen. Beides zusammenzubringen und den Austausch zwischen fachlichem Anspruch und außerfachlicher Sensibilisierung zu fördern, kann ein Ansatzpunkt sein, um Citizen Science weiter zu etablieren, denn für akademische wie für Laienforscher ist Selbstverwirklichung ein zentrales und wesentliches Motiv.

Formen der (digitalen) Zusammenarbeit

Die auf konkrete Beispiele bezogenen Vorträge während der Tagung, etwa von **Karl Heinz Schneider** und **Anna Quell** über die Arbeiten des Niedersächsischen Heimatbundes (in diesem Band) – zeigten deutlich, dass die Vermittlung von Methoden und Theorien der Geisteswissenschaften interessierten Laien hilft, die Komplexität gesellschaftlicher Veränderungen zu verstehen. Doch der Austausch für beide Seiten ist oft schwierig, denn auch Heimatforscher misstrauen, so Schneider und Quell, nicht selten den Wissenschaftlern, was vor allem auf mangelnde Gleichberechtigung zurückzuführen ist. Aus diesem Grund muss es eines der Haupt-

anliegen von Citizen Science sein, Bürgerforscher und Wissenschaftler in Kontakt zu bringen, um beiden Seiten die jeweiligen Vorteile einer Zusammenarbeit aufzuzeigen. Damit ließe sich nicht nur die Bürgerforschung als konkrete Zielgruppe für die Geisteswissenschaften etablieren, sondern auch ein tragfähiges Fundament legen, um deren wichtige Ergebnisse für die Nachwelt und die Wissenschaft zu sichern. Alle Referenten betonten einhellig, dass es auch eine zentrale Aufgabe ihrer Arbeit sein, nach den speziellen Bedürfnissen der Laienforscher zu fragen. Diese würden der akademischen Wissenschaft zeigen, dass nicht nur sie mit Akkuratessse und Leidenschaft ein Thema bearbeitet und wie groß das gesellschaftliche Bedürfnis ist, aktuelles Geschehen kommentiert zu sehen.

Auch in diesem Kontext spielen die technologischen Möglichkeiten der Digitalisierung eine große und in Zukunft weiterhin zunehmende Rolle, ermöglichen sie doch den Wissenschaftlern, ihre Anliegen (nicht nur Ergebnisse) selbst und ohne journalistische Zwischeninstanzen im Netz zu kommunizieren. An dieser Stelle setzen die Projekte des Bayerischen Landesamtes für Denkmalpflege oder des Niedersächsischen Heimatbundes an und bauen ihre Kommunikation und Aktivitäten im Netz aus, um das klassische Ehrenamt mit digitalen Communities zu vernetzen und dadurch zukunftsfähig zu machen. Bislang sind solche Initiativen noch zu vereinzelt, um am Bild oder der Realität des „klassischen“ Heimatforschers etwas zu ändern. Daher müssen sich Forschungsinstitutionen und Museen gleichermaßen die Frage stellen, warum es für viele, vor allem junge Menschen eher unattraktiv ist, sich für geisteswissenschaftliche Forschungsarbeit zu begeistern und zu engagieren. Dazu gehört es auch, die wissenschaftliche Deutungshoheit gegebenenfalls einmal zurückzustellen und die verschiedenen Narrative auch innerhalb des wissenschaftlichen Diskurses zu berücksichtigen.

Externe Perspektiven auf Forschungsthemen und die Weiterentwicklung von Wissenschaft sowie neue Formen der Wissensweitergabe können auch innerhalb der Fächer und der akademischen Lehre für neue Impulse sorgen – ein wichtiger Aspekt im Wettbewerb mit den technik- und innovationsorientierten Disziplinen. Möglichkeiten, die eigene Forschung zur Diskussion zu stellen und damit für Laienforscher und die interessierte Öffentlichkeit zugänglich zu machen, bieten sich denn auch immer mehr, wie Markus Neuschäfer von der Open Knowledge Foundation

in seinem Vortrag „Teilhabe statt Zuarbeit: Bürgerbeteiligung als Bildungsangebot“ während der Tagung aufzeigte.⁷ Viele Formen des digitalen Publizierens und Aufbereitens ließen sich hierfür nutzen. Mit Blogs, offenen Bildungsmaterialien (= OER, Open Educational Resources), Online-Kursen (= MOOCs, Massive Open Online Courses), Open-Access-Artikeln und Open-Data bekommt der Austausch eine neue Qualität und eine orts- und zeitunabhängige Dimension, die bei der Veröffentlichung von Ergebnissen in gedruckten Fachbüchern schlicht so nicht möglich ist. Auch ist hier der persönliche Austausch einfacher zu gestalten als bei klassischen Formaten wie Podiumsdiskussionen, Zeitungsartikeln oder Museumsbesuchen, wie **Sina Speit** in ihrem Beitrag in diesem Band aufzeigt.

Das von ihr vorgestellte Forschungsprojekt zu den Landesministerien in Baden und Württemberg in der Zeit des Nationalsozialismus bindet unter dem Schlagwort Public History wechselseitigen, digitalen Austausch mit der Öffentlichkeit in die Forschung ein. Auf diese Weise will man nicht nur für Quellen sensibilisieren, sondern zu einer eigenen Suche nach unerschlossenem Material aufrufen. Ziel ist es, dieses der Forschung zu erschließen und zugleich herauszufinden, auf welchen Wegen der Austausch mit Laienforschern zum Erfolg, zum Dialog und zur Integration von gesellschaftlichem Wissen in die akademische Forschung führen kann. Das brisante Thema dieses Projektes zeigt zugleich, dass Bürgerforschung viel dafür leisten kann, neue Wege für den Umgang mit schwierigen gesellschaftlichen Fragen zu finden. Dem stünde aber oft entgegen, so Neuschäfer, dass die Wissenschaftler oft nicht ausreichend motiviert sind, auf diese Weise zu arbeiten, und auch nur selten extern motiviert werden.

Die Bedingungen für neue wissenschaftliche Erkenntnisse beschreibt Neuschäfer mit den Faktoren Wissen, Daten und Praxis, wobei die derzeitigen digitalen Citizen Science-Projekte zumeist aus dem Bereich des Crowdsourcing kommen und Laien vorrangig für die Datensammlung und -aufbereitung einbinden. Dass die Gesellschaft aber auch darüber hinaus an den Geisteswissenschaften interessiert ist, zeigen die nach wie vor sehr hohen Studentenzahlen in diesen Disziplinen oder die Popula-

7 Die Slides zum Vortrag sind hier zu finden: <http://de.slideshare.net/mneuschaefer/teilhabe-statt-zuarbeit-offene-wissenschaft-und-citizen-science> (18.05.2016).

rität von beispielsweise Histotainment-Formaten. Welche Potenziale es hier gäbe, um einen größeren Kreis an Menschen zur Mitarbeit zu motivieren, verdeutlicht der sogenannte Online-Aktivismus, der in seinen Formen und Ausrichtungen ein Vorbild für eine „Bürgerwissenschaft“ mit wirklichem Innovationspotential sein könnte.

Dazu bedürfe es aber eines Strukturwandels, der vor allem das Selbstverständnis der Wissenschaft beträfe und nicht von der Wissenschaftskommunikation zu trennen wäre. Denn obwohl die Geisteswissenschaften gerade im Kontext gesellschaftlicher Veränderungen, wie sie uns derzeit begegnen, eine entscheidende Rolle spielen könnten, finden öffentliche Debatten nur zu wenigen geisteswissenschaftlichen Themen statt. Zudem mangelt es an einem umfassenden Austausch zwischen Forschung und Öffentlichkeit sowie an Grundlagenforschung zum Interesse und der Anwendbarkeit geisteswissenschaftlicher Forschung im Hinblick auf aktuelle Debatten und die Beteiligung von Laien.

Hier setzt das Projekt „Bürger schaffen Wissen“ (GEWISS) an, das **Lisa Pettibone** und **David Ziegler** in diesem Band vorstellen. Es beschäftigt sich zusammen mit der Online-Plattform buergerschaffenwissen.de mit dem Auf- und Ausbau entsprechender Infrastrukturen und mit der Entwicklung geeigneter Strategien, um die Bürgerwissenschaften in Deutschland weiterzuentwickeln und in der Öffentlichkeit bekannter zu machen. Dabei wird jedoch häufig vernachlässigt, die Bedürfnisse von Bürgern und Forschenden ebenfalls zu erfassen und inhaltliche Diskussionen mit verschiedenen Stakeholdern zu stärken. Eine von GEWISS durchgeführte Umfrage zeigt, dass sich viele Bürger wünschen, in wissenschaftliche Fragestellungen integriert und besser über deren Fortschreiten informiert zu werden. Zugleich gibt es aber auch viel Unwissen zur Citizen Science-Praxis – gerade im Umfeld der Geisteswissenschaften. Sie halten sich in den Debatten auch deswegen stark zurück, weil sie sich vom Begriff „Citizen Science“ schlicht nicht angesprochen fühlen – zumindest dann, wenn er nicht in direktem Zusammenhang mit ihrer Disziplin genannt wird. Damit jedoch setzen sie sich dem Problem aus, dass ihre Anliegen nicht ausreichend Gehör finden.

Gleiches gilt auch für andere Ansätze, wie etwa die Wikipedia, die in **Julia Kloppenburgs** Beitrag über das Wikiversum vorgestellt wird und

zu der es während der Tagung fruchtbare wie kontroverse Diskussionen gab. Festgestellt wurde unter anderem, dass in der Wikipedia vergleichsweise wenig institutionalisierte Wissenschaftler als Autoren tätig sind. Da entsprechende Quellenbelege für die Beiträge in der Wikipedia aber Pflicht sind, ist es diesen Bürgerforschern nicht möglich, hier eigene Forschungsergebnisse erstmals zu veröffentlichen. Sie bräuchten daher also ein anderes, zusätzliches Publikationsmedium. Die hier angewandte Vorgehensweise habe aber, wie Kloppenburg erklärte, auch wesentliche Vorteile, denn dadurch und aufgrund der Wikipedia-Feedbackschleifen seien Plagiate einfacher zu erkennen als in mancher Fachpublikation. Trotzdem ist die Wikipedia keine anerkannte Veröffentlichungsform und nur wenige Wissenschaftler sehen ihre Aufgabe darin, sie zu nutzen, um ihre Forschung der breiten Öffentlichkeit zugänglich zu machen, falsche Angaben zu korrigieren oder um in Kontakt mit interessierten Laien zu kommen – obwohl es auch verifizierte Accounts für Institutionen gibt. Im Gegensatz dazu zeigt GLAM, der Wikimedia-Bereich zu Kultur- und Geisteswissenschaftseinrichtungen, dass das Bewusstsein hierfür vor allem bei den Kulturinstitutionen deutlich wächst und diese sich etwa für eine bestimmte Zeit einen Wikipedian in Residence ins Haus holen, der sich um passende Themen in der Wikipedia, aber auch die Weiterbildung der Wissenschaftler kümmert. In der GLAM-Community sind zudem zahlreiche Kooperationspartner für bürgerschaftliche Projekte zu finden, deren Motivation und Gemeinschaftsgefühl als Vorbild für Citizen Science-Vorhaben dienen kann.

Museen als Austauschorte

Neben neuen Formen der digitalen Kommunikation, nutzen Museen zunehmend Formate wie digitale Sammlungen, um den Menschen Werkzeuge an die Hand zu geben, Objekte und deren Kontexte selbstständig und unter neuen Gesichtspunkten zu entdecken. Eigenständige Forschungsideen der Besucher spielen dabei, ebenso wie beim derzeitigen Trend der Partizipation jedoch kaum eine Rolle. Zwar sollen eigene Inhalte der (digitalen) Besucher mit Bezug zum Museum helfen, die Bindung zu verbessern und neue Besucher anzusprechen sowie den Mitarbeitern ein Gefühl dafür vermitteln, was diese mit den Exponaten verbinden und welchen Zugang sie zu diesen haben. Dieser Trend folgt

ebenso wie das derzeitige Aufblühen von Citizen Science dem Ruf nach mehr Transparenz und Beteiligung. Aber auch hier gehen die Ansätze nur selten darüber hinaus, Besuchern unter institutionell vorgegebenen Rahmenbedingungen begrenzte Möglichkeiten der Teilhabe zuzugestehen. Tatsächliche Integration von neuen inhaltlichen Ideen, von nicht-fachlichen Fragen oder Perspektiven auf die Exponate gibt es kaum. Grund dafür sind in der Regel Vorbehalte bezüglich der inhaltlichen Qualität und der Berücksichtigung traditioneller Strukturen der Institution Museum. Trotz umfangreicher Erfahrungen in der zielgruppenspezifischen Themenaufbereitung herrscht auch in Museen die Angst davor, die eigene Deutungshoheit zu verlieren.

Dabei stellt sich für sie noch mehr als für klassische Forschungsinstitutionen die Frage, wie man zeitgemäße Formate des Austausches finden kann, um Schwellenängste abzubauen, wie **Anselm Hartinger** in seinem Beitrag in diesem Band ausführt. Es müssten neue Formen der Integration von Besucherwissen und -anliegen gefunden werden. Das Deutsche Schiffahrtsmuseum in Bremerhaven versucht hier neue Wege zu gehen. **Ruth Schilling**, die zuständige wissenschaftliche Ausstellungs- und Forschungskordinatorin, zeigt dies in diesem Band anhand der Neukonzeption der Dauerausstellung des Museums auf, die versucht Zeitzeugenwissen zur maritimen Berufs- und Lebenswelt zu dokumentierten und einzubinden. Dabei stehen sich emotionale Bindungen an das Thema, Forschungsergebnisse und populäre Vorstellungen gegenüber. Sie gleichermaßen zu berücksichtigen, wird vom Museum sowohl als Teil der Forschung als auch der Wissenschaftskommunikation betrachtet.

Auch das von **Julia Weinhold** und Isabel Slawik präsentierte Konzept des Social Tagging von Museumsobjekten setzt bei diesen individuellen Spuren und Zugängen an. Social Tagging bezeichnet ein Unterkonzept des Crowdsourcing, bei dem Objekte in Fachdatenbanken zusätzlich zu den wissenschaftlichen Metadaten auch durch Nicht-Wissenschaftler gewonnen Schlagworte erhalten, um sowohl den Fachwissenschaftlern als auch den Laien zu helfen, die jeweilige Datenbank zielgerichtet und effektiv nutzen zu können. In Deutschland gibt es derzeit erst zwei solcher Projekte im musealen Bereich: Tag.Check.Score des Ethnologischen Museums Berlin und die Spieleplattform ARTigo der Ludwig-Maximilians-Universität München. Beide werden in Weinholds Beitrag näher

vorgestellt. Die Vorteile, die dieses Konzept bietet, liegen neben einer zusätzlichen Datenerhebung, deren Qualität durch automatisierte Kontrollverfahren gesichert wird, und daran anknüpfende neue Forschungsfragen und -erkenntnisse, vor allem in einem leichteren Zugang für Laien zu den Sammlungen. Mit vergleichsweise geringen Hürden werden nicht nur konkrete Kenntnisse über Kunst und einzelne Exponate vermittelt, sondern auch über die wissenschaftliche Beschäftigung mit musealen Beständen an sich. Die in diesen Projekten gewonnenen Erfahrungen verdeutlichen, wie wichtig Tagging und die Beschäftigung mit den Nutzern nicht nur für die Entwicklung neuer Forschungsfragen sein kann, sondern auch für das Verständnis und die Beziehung zu den Museumsbesuchern.

Potenziale und Herausforderungen für Citizen Science

Tagging ist jedoch nur der Anfang von Citizen Science. Der nächste Schritt ist es, die Nutzung der Daten ebenfalls in Zusammenarbeit mit Bürgern zu gestalten – beispielsweise mit Hilfe einer semantischen Graph-Datenbank, wie der von **Maximilian Kalus** entwickelten und auch in diesem Band vorgestellten Segrada. Sie ermöglicht es, geisteswissenschaftliche Informationen jeder Art semantisch zu erfassen, in Relation zueinander zu setzen und mit weiteren Daten zu verknüpfen. Auf diese Weise steht einzelnen Forschern oder einem ganzen Team von (Bürger-) Wissenschaftlern ein einfaches Werkzeug zur Verfügung, um Daten semantisch aufzubereiten, Quellen zu priorisieren und zu verifizieren. Dabei können Bürger nicht nur bei der Eingabe helfen, sondern die erfassten Daten auch selbst durchsuchen und darauf basierende Forschungsfragen entwickeln. Zugleich wird nachvollziehbar, wie Wissenschaftler Daten und Quellen einordnen und kritisch mit ihnen umgehen.

Schließlich entwickeln **Ulrike Schumacher**, **Sebastian Wahren**, **Christoph Ohler** und **Max Liebscht** im letzten Beitrag des Bandes ein Anwendungsszenario für neue Formen von gemeinsamer, wissenschaftlicher Kooperation mittels digitalen Lehr- und Lernszenarien. Sie thematisierten, wie man die Expertise und Erfahrungen von Laien und Forschern nutzen kann, um an einer sogenannten Bürgeruniversität im Sinne des lebenslangen Lernens gemeinschaftlich neues, anwendbares Wissen zu

generieren und die Geisteswissenschaften wieder zu einem wichtigen und Impuls gebenden Faktor in der Gesellschaft zu machen. Dabei legt das Team Wert darauf, die überkommenen Rollen von Wissens-Produzenten und Wissens-Konsumenten zu konvergieren und den Bedarfen der Fachdisziplin wie der Laien Rechnung zu tragen sowie den Zugang zu Wissenschaft und Bildung neu zu gestalten.

Trotz der genannten Möglichkeiten, mit Citizen Scientists zu kooperieren, dadurch die Forschung zu öffnen und eine aktivere Rolle bei der Entwicklung einzelner Bürger wie der Gesellschaft als Ganzem beizutragen, bleiben noch viele Fragen für künftige Projekte, aber auch übergreifende Potenziale und Herausforderungen offen. Diese können wir in diesem Band nicht beantworten, weil eine strukturierte Auseinandersetzung mit dem Thema dafür schlicht noch nicht weit genug fortgeschritten ist. Trotzdem möchten wir sie aufzeigen, weil sie für die künftige Weiterentwicklung und Einordnung des Feldes grundlegend sind. In ihrem Kern drehen sich diese Fragen vor allem darum, wie man Citizen Science innerhalb der Forschung einordnet – als Hilfswissenschaft oder als Methode – wie man entsprechende Projekte koordiniert, finanziert oder evaluiert – anhand der Teilnehmerzahlen, der Qualität der Daten für die Wissenschaft, des Mehrwertes für die Teilnehmer oder anhand der Innovativität der entstandenen Ideen? Auch ist unklar, wie mögliche Qualitätskriterien aussehen und wie man das Wissensmanagement gestalten könnte, also die theoretischen wie praktischen Erkenntnisse für beide Seiten nachhaltig aufbereiten und zugänglich machen kann.⁸ Zudem braucht es Formate für eine prozessbegleitende Feedbackkultur und Kriterien, die an den Grad der Bürgerintegration angepasst sind. Sammeln diese lediglich Daten oder sind sie auch in die Entwicklung der Fragestellungen und deren Auswertung integriert? Wie sehen mögliche digitale, aber vor allem strukturelle Frameworks aus, in denen sie selbstständig, aber mit Hilfestellung arbeiten können?

Insgesamt, so zeigte die Tagung, trifft Citizen Science das Herz der geisteswissenschaftlichen Forschung. Es wird bereits viel gemacht und aus-

⁸ Derzeit werden in Österreich Evaluationsregeln für Citizen Science-Projekte entwickelt, die man für Deutschland prüfen sollte. Siehe Kieslinger, Schäfer, Fabian 2015 (29.05.2016).

probiert, aber es fehlt an interdisziplinärem und intersektorialem Austausch zwischen Wissenschaftlern und Bürgern, sowie und vor allem an einer entsprechenden Fehlerkommunikation, die es allen Beteiligten ermöglicht, voneinander zu lernen. Dabei ist es die Aufgabe der Wissenschaft, Frameworks zu schaffen und auf die andere Seite zuzugehen. Auf Dauer ist eine Öffnung, Umstrukturierung und ein Umdenken der Institutionen unumgänglich, denn wie das BMBF-geförderte Projekt Bürger schaffen Wissen zeigt, wächst auch der externe Druck von Seiten der Gesellschaft und der Fördergeber. Es ist deshalb auch in wissenschaftspolitischer Hinsicht sinnvoll und zielführend, die Chancen jetzt zu nutzen und sich aktiv an einer Reform des Wissenschaftssystems zu beteiligen, anstatt die Veränderungen passiv hinzunehmen. Beispiele wie Wikimedia zeigen, wie erste Schritte aussehen können, wenn man der Frage nach Deutungshoheiten weniger Raum und den Menschen stattdessen die Werkzeuge an die Hand gibt, um selbst aktiv zu werden.

Danksagung

Die Herausgeber bedanken sich bei allen TeilnehmerInnen für die Beteiligung an der Tagung „Bürger Künste Wissenschaft“. Ein besonderer Dank gilt der Ernst-Abbe-Stiftung Jena, der Forschungsbibliothek Gotha, den Geschichtsmuseen der Stadt Erfurt, der Deutschen Gesellschaft für Ur- und Frühgeschichte, der Plattform „Bürger schaffen Wissen“, der Professur für Mittelalterliche Geschichte (Universität Erfurt) sowie der Professur für Neuere und Zeitgeschichte und Geschichtsdidaktik (Universität Erfurt), durch deren freundliche Unterstützung die Durchführung der Tagung und die Erstellung dieses Bandes erst ermöglicht wurde.

Referenzen⁹

Finke, P. (2014): *Citizen Science*. Das unterschätzte Wissen der Laien. München: oekom.

⁹ Weitere grundlegende Literatur findet sich v. a. im Beitrag von Peter Finke.

Hein, D. (2003): *Formen gesellschaftlicher Wissenspopularisierung*. Die bürgerliche Vereinskultur, in: Gall, L./Schulz, A. (Hg.): *Wissenskommunikation im 19. Jahrhundert*, Stuttgart: Steiner, S. 147–169.

Jung, M. (2010): „*Heimathirsche*“. *Hobbyarchäologen zwischen Hedonismus und Professionalisierung*. Internationale Hochschulschriften 541. Münster/New York/München/Berlin: Waxmann Verlag.

ders. (2015): „*Citizen Science*“ – *eine Programmatik zur Rehabilitierung des Handelns wissenschaftlicher Laiinnen und Laien und ihre Implikationen für die Archäologie*, in: *Kritische Archäologie* 4, 42–54. http://www.kritischearchaeologie.de/repositorium/fka/2015_4_6_Jung.pdf.

Karl, R. (2016): *Obrigkeit und Untertan im denkmalpflegerischen Diskurs. Standesdenken als Barriere für eine Citizen Science?*, in: *Kritische Archäologie* 5, 1–15. http://www.kritischearchaeologie.de/repositorium/fka/2016_5_1_Karl.pdf.

Karl, R.; Möller, K. (2016): *Empirische Untersuchung des Verhältnisses der Anzahl von MetallsucherInnen im deutsch-britischen Vergleich*. Oder: Wie wenig Einfluss die Gesetzeslage hat, in: *Archäologische Informationen* 39. http://www.dguf.de/fileadmin/AI/ArchInf-EV_Karl_Moeller.pdf.

Kieslinger, B.; Schäfer, T.; Fabian, C. (2015): *Kriterienkatalog zur Bewertung von Citizen Science Projekten und Projektanträgen*. Im Auftrag des Bundesministerium für Wissenschaft, Forschung und Wirtschaft Österreich. http://www.zsi.at/object/publication/3864/attach/Kieslinger_Schaefer_Fabian_CS_Kriterien_2015.pdf.

Kühlwetter, H.-J. (1992): *Ausgrabungsrecht in Theorie und Praxis*, in: *Archäologische Informationen* 15, 7–20. <http://journals.ub.uni-heidelberg.de/index.php/arch-inf/article/view/19780/13575>.

Mahr, D. (2014): *Citizen Science*. Partizipative Wissenschaft im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert. Baden Baden: Nomos.

Mayer, S.; Obst, R. (2016): *Bodendenkmalpflege und Ehrenamt in Bayern*. Ein Beispiel für eine erfolgreiche Kooperation, in: *Archäologische Informationen* 39. http://www.dguf.de/fileadmin/AI/ArchInf-EV_Mayer_Obst.pdf.

Samida, S. (2011): *Rezension zu: Matthias Jung, „Heimathirsche“*. Hobbyarchäologen zwischen Hedonismus und Professionalisierung, in: *Archäologische Informationen* 34, 147–150. <http://journals.ub.uni-heidelberg.de/index.php/arch-inf/article/view/10167/4018>.

Starzmann, M. T. (2015): *Kommentar zu Matthias Jung, „Citizen Science“ – eine Programmatik zur Rehabilitierung des Handelns wissenschaftlicher Laiinnen und Laien und ihre Implikationen für die Archäologie*, in: *Kritische Archäologie* 4, 55–58. http://www.kritischearchaeologie.de/repository/fka/2015_4_7_Starzmann.pdf.

Stilgoe, J.; Lock, S. J.; Wilsdon, J. (2014): *Why should we promote public engagement with science?* *Public Understanding of Science* 34/4 (Special Issue: *Public Engagement in Science*), 4–15. http://discovery.ucl.ac.uk/1417989/1/Public_Understanding_of_Science-2014-Stilgoe-4-15.pdf.

II GRUNDLAGEN – WISSENSCHAFT UND BÜRGER

CITIZEN SCIENCE UND DIE ROLLE DER GEISTESWISSENSCHAFTEN FÜR DIE ZUKUNFT DER WISSENSCHAFTSDEBATTE¹

Peter Finke

Keywords

Schwache und Starke Bürgerwissenschaft; Akademische Wissenschaft; Stiftung Polytechnische Gesellschaft; Wissenschaftstheorie; Bürgerforschung; Wissenschaftskritik; Transdisziplinarität

Zusammenfassung

Die Wissenschaftsforschung kennt heute zwei Formen der Wissenschaft: die, welche als Beruf an speziellen Institutionen wie Universitäten ausgeübt wird und dort in viele Disziplinen mit eigenen Traditionen und Methoden zerfällt; und die, welche auf Basis bürgerschaftlichen Engagements ehrenamtlich von interessierten und befähigten Personen ohne institutionelle Bindung und mit weniger strikten Fachbezügen allein oder im Rahmen von Gruppen (Vereinen) betrieben wird. Die „akademische“ Form dominiert das verbreitete Wissenschaftsverständnis so stark, dass die zweite Form neben ihr (die Bürgerwissenschaft oder Citizen Science) oft gar nicht ernst-, manchmal nicht einmal wahrgenommen wird. Sie beansprucht nicht, alles genauso erforschen zu können wie die akademische Wissenschaft, sondern konzentriert sich auf Probleme und Gebiete, die Laien eher zugänglich sind als die oft hochgradig abstrakten, international interessierenden und nur mit großem Mittelaufwand zu erforschenden akademischen Spezialfragen. Dafür treten hier die Fragen der selbst beobachtbaren und erfahrenen, unmittelbar regionalen Lebensumwelt und ihrer komplexen Zusammenhänge wieder in den Vordergrund, die in der akademischen Wissenschaft kaum mehr Aufmerksamkeit auf sich ziehen. Auch ist hier die Frei-

1 Ein Teil dieses Beitrags wird in veränderter Form unter dem Titel „Geisteswissenschaftler, voran!“ enthalten sein als Einzelkapitel in Finke (i.V.). – Für wertvolle Korrekturhinweise danke ich Dr. Katharina Uhsadel (Projektleitung StadtteilHistoriker) und Stephan M. Hübner (Bereichsleiter Information und Kommunikation) der Stiftung Polytechnische Gesellschaft, Frankfurt/Main. Mit Sophie Leukel und Christian Herbst vom BMBF konnte ich im November 2015 im Ministerium (Berlin) ein Gespräch über die Defizite des GEWISS-Programms führen. Mit verschiedenen Mitarbeitern dieses Programms habe ich Einzelpunkte erörtert.

heit des Forschens durch keinerlei Rahmenrichtlinien oder Machthierarchien eingeschränkt. Sie führen oft zu empfindlichen Freiheitsverlusten und Spannungen, sodass die akademische Wissenschaft oft wie eine geschlossene Gesellschaft agiert und Probleme mit der Einpassung ihrer Strukturen in eine demokratische Gesellschaft bekommen kann. Diese Unterschiede können dazu führen, sich Ziele für die weitere Entwicklung der akademischen Wissenschaft vor Augen zu führen, die ihr Chancen eröffnen, wieder mehr Bodenhaftung und weniger disziplinäre Vereinzelung zurückzugewinnen. Leider ist die gegenwärtige Citizen Science-Politik sehr von internationalen Vorbildern der akademischen Interessen geleitet, die diese Chancen kaum wahrzunehmen erlauben. Dabei kommt den Geistes- und Kulturwissenschaften eine vielfach noch nicht erkannte führende Rolle zu, da sie sich nicht nur Faktenwissenschaften, sondern sich auch mit Werten und Normen und der Frage auseinandersetzen, welche Richtung die Wissenschaft der Zukunft nehmen soll.

Abstract

From the point of view of science studies there are two forms of research today: The first is based on jobs in special institutions, as universities for instance, and is splitted in many individual disciplines with special traditions and methods each. The second is based merely on personal interest and individual qualification by people working alone or in groups as associations or societies without such professional ties; this one is far less splitted in different responsibilities. The first form, Academic Research, dominates the common appreciation of science, so that many people are hardly aware of or take serious the second form called Citizen Science. It does not claim being able to research all disciplinary frameworks of Academic Science, but concentrates on viewpoints and subjects that are nearer to the life of lay people than the special questions of professionals, which are more abstract, of international interest and often afford very expensive methods. Instead, in Citizen Science questions concerning the immediate regional environment prevail that can be directly observed and experienced in their complex holistic interconnections, but are split up in many disciplinary parts in Academic Science. In Citizen Science, the freedom of research is far less limited by general guidelines and framework directives or hierarchies of superiority that result in the many restrictions of Academic Science. In consequence, that often leads to a "closed-society-behaviour" that could hamper its adaptation of democratic principles. Presently however, the internationally most favoured forms of Citizen Science are "light" variants that only assist and follow professional science instead of criticizing its acting remote from real life and behave as a signpost and pacemaker for a new age of science. In fact, "proper" Citizen Science may indicate some paths for future Academic Science to regain more grip on people's experience and less loss of the

interconnected reality. The humanities exploring the mind and cultures, norms and values play an important role in this transformation defining the paths which science should take in the future.

Drei Themen, drei Erfahrungen und das Dilemma der Wissenschaft

Angesichts meiner Erfahrungen mit den beiden nebeneinander existierenden Formen der Wissenschaft, der Akademischen Wissenschaft und der Bürgerwissenschaft oder Citizen Science, wurde ich gebeten, auf der Tagung zu diesem Band einen Einführungsvortrag über „Citizen Science“ zu halten. Wer darüber sprechen soll, kann nicht umhin, auch über die Akademische Wissenschaft zu sprechen. Als Wissenschaftsforscher sehe ich die markanten und perspektivenreichen Unterschiede zwischen jenen beiden Formen der Wissenschaft und glaube, dass gerade die Geistes-, Human- und Kulturwissenschaften, die in der aktuellen Citizen Science-Debatte oft noch zu kurz kommen, große bürgerwissenschaftliche Potentiale enthalten und darüber hinaus bei der Gewinnung neuer Perspektiven für die Wissenschaft der Zukunft eine besonders wichtige Rolle spielen können. Ich möchte all diese Aspekte mit je einer persönlichen Erfahrung einführen.

Erstens: Mit fünf Jahren habe ich mein erstes Aquarium bekommen und fing mit Citizen Science an, ohne dass es mir bewusst gewesen wäre. Zehn Jahre später aber wurde mir etwas klar. Ich suchte an einem Donnerstagabend eine Gruppe von Menschen auf, die sich alle zwei Wochen in einer großen Göttinger Privatwohnung trafen. Meine Großmutter hatte mir nämlich erzählt, dass ungefähr um die Zeit meiner Geburt die Besitzer unseres Nachbarhauses, Juden, von der Polizei herausgeholt und auf einem Lastwagen abtransportiert worden waren. Mehr wusste sie nicht, oder sagte sie nicht. Als dann 1958 auf dem Gymnasium der Unterricht über das Dritte Reich begann – im Unterschied zu vielen anderen Städten und Gymnasien ein sehr guter Unterricht, in dem wir zum Beispiel Originalquellen von Nazikonferenzen zu lesen bekamen – erzählte ich meinem Geschichtslehrer von diesen Andeutungen, und er gab mir den Rat, jene Gruppe aufzusuchen, die sich um Aufklärung des Schicksals verschwundener Göttinger Juden kümmerte.

Ich traf dort auf Hausfrauen, einen Rechtsanwalt, einen Kaufmann und einige weitere Personen, darunter ein älterer Mitschüler und ein Assistent der Geschichtswissenschaften von der Göttinger Universität. Geschichtsprofessoren waren nicht da, ich habe später ergebnislos darüber nachgedacht, ob sie vielleicht etwas zu verbergen hatten. Allen ging es um das Gleiche: etwas über das Schicksal von zur Nazizeit verschleppten Nachbarn, Freunden, Bekannten herauszufinden. Natürlich stand es im Raum: Konzentrationslager, Gaskammer. Manche der Anwesenden waren schon erfahrener als andere und konnten wertvolle Tipps geben: wohin gehen, bestimmte Archive durchsuchen, mit Nachbarn und alten Leuten reden usw. Die Arbeit war leise und sehr intensiv. Der Fünfzehnjährige wurde von Anfang an ernst genommen. Ohne es zu wissen, ohne dafür einen Begriff zu haben und noch ohne Kenntnis der großen akademischen Wissenschaft, war ich mitten in einer der ersten bürgerwissenschaftlichen Geschichtswerkstätten gelandet. Diese Erfahrung hat mich zeitlebens nicht mehr losgelassen; sie hat mich später auch noch begleitet, als mich die Natur, schließlich die Wirtschaft und allgemein die große akademische Wissenschaft mehr interessierten als die Geschichte. Ich habe Citizen Science kennengelernt, Jahre bevor ich durch mein eigenes Studium Science kennenlernte. Dies hat mich vor einem Fehler bewahrt, den viele machen, wenn sie einem heutigen Modetrend folgen und zum Beispiel Zeitungsartikel darüber schreiben, was sie für Citizen Science halten: vor dem Fehler, alles aus der Perspektive der mit einem institutionellen Korsett belasteten Akademischen Wissenschaft zu sehen, die für sie offenbar der einzige Maßstab für Wissenschaft ist.

Dabei verwechselt man leicht das Korsett mit dem, was es halten soll. Wissenschaft ist der Versuch, die Fragen, die wir haben, unter Aufbietung aller Vernunft, zu der wir fähig sind, und unter der möglichsten Vermeidung von Vorurteilen und Ideologien zu beantworten. Sie zerfällt nicht zwingend in Hunderte von Disziplinen, spricht nicht zwingend eine Fachsprache – erst recht nicht (wie heute immer mehr) Englisch – und kennt nicht zwingend kleine Mitarbeiter und große Vorgesetzte. Das alles sind veränderbare Haltestangen des akademischen Betriebs an ihrer heutigen Hauptinstitution, nicht der Wissenschaft selbst.

Zweitens: Hoffnungen auf neue Wege in der Wissenschaft gibt es, seit es Wissenschaft gibt. Auch das machen sich viele nicht klar, wenn sie den-

ken, die Wissenschaft sei eine einzige Einbahnstraße zum Wissensfortschritt. Aber spätestens seit Thomas Kuhns Buch über die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen (Kuhn 1996) sollten wir wissen, dass der Wissensfortschritt meist nicht der geraden Direttissima folgt, sondern vielfachen Versuchspfaden, oft parallel, aber auch mit Schritten zurück, wenn man in Sackgassen gelandet ist. Alle Wissenschaften kennen das, die Physik ebenso wie die Soziologie oder die Linguistik. Und sicherlich die Wirtschaftswissenschaften. Sie haben mich lange nicht interessiert, bis folgendes passierte: Mehr als dreißig Jahre nach der eben geschilderten Erfahrung, nach Promotion, Habilitation und den ersten Jahren auf meinem Lehrstuhl für Wissenschaftstheorie erhielt ich aufgrund eines Beitrags in der Süddeutschen Zeitung die Einladung, an einem Treffen von zwölf oder vierzehn sehr guten, über die Tellerränder ihrer Disziplinen hinausschauenden Wissenschaftlern auf Schloss Crottorf im Siegerland teilzunehmen. Alle von ihnen hatten mit ihren eigenen Disziplinen ihre jeweils spezifischen Probleme, da sie für das angestrebte neue Zeitalter der Transdisziplinarität unzureichend gerüstet waren. Der Physiker Hans-Peter Dürr zum Beispiel war dort, der Jurist Hanns Langer, der Kunstwissenschaftler Michael Haerdter, insbesondere aber reformerisch gesinnte Ökonomen, an der Spitze Christiane Busch-Lüty. Auf diesem großartigen Treffen habe ich gelernt, dass mein bisheriges Desinteresse an der Ökonomik falsch ist, denn der verhängnisvolle Gang der Dinge auf diesem Planeten, mit einer immer mehr schwindenden Biodiversität und Western Civilization als faktisch globaler Leitkultur, hat viel mit der Macht der herrschenden Konzepte von Wirtschaft zu tun.

Ich lernte also eine Wirtschaftswissenschaft kennen, die sich selbst gern in die Nähe der Naturwissenschaften rückt und hiermit zu der führenden Beraterdisziplin der Politik geworden ist, die aber massivste Einseitigkeiten und Vorurteile zu Paradigmen hochgeschrieben und Maßstäbe unserer eigenen Kultur zu global verbindlichen Standards stilisiert hat. Arbeit ist eben nicht nur Erwerbsarbeit für Geld, sondern zum Beispiel auch unbezahlte Familien- und Hausarbeit, Kosten sind nicht nur eine monetäre Größe, sondern alle Arten von Verlusten in Natur und Kultur, die immateriellen Schäden der Vernichtung von Arten und Lebensräumen, aber auch regionaler Märkte, Lebensweisen und Sprachen durch die globale Geldökonomie. In Crottorf war Wissenschaftskritik aus einer transdisziplinären Perspektive eine Selbstverständlichkeit und deshalb haben wir

zusammen am Schluss die VÖÖ gegründet, die Vereinigung für ökologische Ökonomie, deren Vorstand ich noch heute angehöre. Ihr Ziel war und ist, an einer Schlüsselstelle vieler Gegenwartsprobleme die Hoffnung auf neue Wege einer geradezu grotesk einseitigen, falschen Denke der Wissenschaftspolitik und der Ökonomik zu eröffnen.

Drittens. Bei der Frage nach der Rolle der Geisteswissenschaften kam mein Erweckungserlebnis schon fast zwanzig Jahre früher und es war ein Erlebnis ex negativo. Ich war frischgebackener wissenschaftlicher Assistent in Bielefeld und meine ebenfalls noch neue Fakultät für Lili, für Linguistik und Literaturwissenschaft, hatte mich in die Forschungskommission der Universität entsandt, die damals einen eigenen Etat intern auf zehn Fakultäten verteilen konnte. Natürlich war mein Auftrag, den Lili-Anteil wenn möglich zu erhöhen, denn diese Anteile waren extrem ungleich verteilt. Ich versuchte also mein Bestes, doch sogleich meldete sich der Theoretische Physiker Professor Peter Stichel zu Wort, damals eine große Nummer bei den Befürwortern der sog. „friedlichen Nutzung der Kernenergie“, und sagte mit unverhohlener Ironie in der Stimme: Er könne verstehen, dass man gern mehr haben möchte, aber ich sollte doch die Kirche im Dorf lassen. Ich spräche für eine geisteswissenschaftliche Fakultät, also für Wissenschaftler, die für ihre Forschung im Wesentlichen Bücher, einen guten Schreibtisch, eine elektrische Schreibmaschine (es war noch vor dem Computerzeitalter) und genug Papier bräuchten. Germanisten lebten ohnehin in Deutschland, also fielen nur gelegentlich innerdeutsche Reisen an. Er hingegen spräche für Naturwissenschaftler und das seien Leute, die ohne ein Labor mit sündhaft teuren Instrumenten gar nichts machen könnten, welche noch alle paar Jahre durch leistungsfähigere ersetzt werden müssten. Und Naturwissenschaftler seien so stark in die internationale Fachdiskussion eingebunden, dass sie jährlich mindestens zweimal in die USA fliegen müssten, um sich auszutauschen und so weiter. Natürlich blieb der Verteilungsschlüssel im Wesentlichen gleich.

Was sich heute wie eine Karikatur anhört, ist mehr denn je Kennzeichen unserer Wissenschaftsrealität: Die Mittelverteilung bestimmt das allgemeine Renommee der Wissenschaftsgruppen und beides ist extrem einseitig verteilt: Die anwendungsorientierten Natur- und Technikwissenschaften hängen leicht alle anderen ab – schon die empirischen Sozial-

wissenschaften, aber erst recht die theoretischen Kulturwissenschaften, die Philosophie, Geschichts-, Sprach-, Literatur- oder Kunstwissenschaft. Der Einzug des Computers hat dieses Ungleichgewicht eher noch verstärkt. Die Geisteswissenschaften gelten unverändert als der billige Jakob der Wissenschaft, als eine Spielwiese für Philosophen und Kritiker und nicht als ein zentrales, ja erst recht nicht als das Hauptspielfeld zukunftsweisender Forschung. Nach meiner Überzeugung aber sind sie genau dies.

Denn wenn der Satz richtig ist, dass man ein Problem nicht mit den gleichen Mitteln lösen kann, die zum ihm geführt haben, ist jene Normalverteilung von Geld und Renommee eine groteske Einseitigkeit und sie wird verantwortet von unserer abenteuerlich schlechten Bildungs- und Forschungspolitik, die lieber dem neuesten Trend hinterherläuft als ihre Hausaufgaben zu machen: das Bildungssystem so zu reformieren, dass nicht Herkunft und Geldbeutel eine frühe Selektion vornehmen, sondern stattdessen tatsächlich jedes Kind seine Lebenschance bekommt. Dabei ist das Forschungssystem so stark auf die Einzeldisziplinen abgestellt (z. B. durch die Fachgutachtergremien bei Forschungsanträgen), dass Konkurrenz und das „survival of the scientifically fittest“ jede Chance für fächerübergreifende kooperative Forschung und belebende Querdenker von vorneherein fast zunichte macht. Fast alle großen, komplexen, uns heute beinahe existenziell bedrängenden, oft unlösbar erscheinenden Probleme auf unserer Erde sind zwar nicht gewollte, aber halt geschehene Nebenfolgen – Kollateralschäden – von isolierten, gut gemeinten, aber letztlich eben doch moralisch bedenklichen Einzelforschungen verschiedener naturwissenschaftlicher Disziplinen, als mächtige Allianz effizient unterstützt durch die gängigen ökonomischen Lehrsätze. Es gibt eine Ausnahme, die meist religiös motivierten Ideologieproduzenten; doch das liegt jenseits der Wissenschaft. Erst spät hat man sich die Technikfolgenabschätzung einfallen lassen, aber sie hätte auch früher kaum etwas verhindert. Heute ist die Mittelverteilung zum entscheidenden Steuerhebel der Forschungspolitik geworden; grundsätzlich hat sich dabei nichts verändert. Vor allem ehemalige Spitzenmanager der Industrieforschung werden zu Präsidenten der großen Wissenschaftsorganisationen gewählt und sorgen dafür, dass über den stark wachsenden Drittmittelanteil die Mitsprache der Geldgeber im internationalen Prestigewettkampf der Wissenschaft so bleibt, wie es ihrer Ansicht nach richtig ist.

Als Wissenschaftsforscher, der ein Vierteljahrhundert an einer geisteswissenschaftlichen Fakultät gearbeitet hat, bin ich vollständig anderer Meinung. Ich sehe nur dann eine Chance, die existenziell gewordenen Probleme auf unserer Erde zu lösen, wenn wir in Zukunft quer durch die Disziplinen zusammenarbeiten, statt uns gegenseitig mit teuren Forschungsideen auszustechen. Eine grundsätzliche Debatte darüber ist notwendig, was wissenschaftlich ist und prioritär gefördert werden muss. Die Idee, wir könnten im Laufe der Zeit alles erforschen, ist eine Schnapsidee; dafür sind die Mittel immer zu knapp. Federführend bei diesem bildungs- und forschungspolitischen Neuaufbruch, den wir benötigen, können nur diejenigen Wissenschaften sein, denen es um die Wertmaßstäbe geht, welche unsere Forschung und unsere Gesellschaft leiten sollen. Dies müssen auf den Erhalt unseres Planeten ausgerichtete ökologische, humane, ethische und ästhetische sein. Vor den Tatsachen muss es uns um die Normen gehen, nach denen wir bilden und forschen wollen. Es ist hohe Zeit, diese Debatte, die es in Anfängen durchaus gibt, wesentlich klarer, zielgerichteter, ja härter fortzusetzen. Dabei wird es Konflikte mit mächtigen Gegnern geben, denn es geht um eine Neubewertung der Bedeutung der verschiedenen Wissenschaftsfelder. Es gibt einen Maßstab hierbei: Er folgt nicht den Interessen der Geldgeber oder einzelner Spezialisten, sondern den Allgemeininteressen der Zivilgesellschaft. Ihr Ausdruck könnte Citizen Science sein. Warum?

Der heutige Citizen Science-Hype

Als ich vor zwei Jahren mein Buch hierüber schrieb (Finke 2014), war es das erste, das von einem Wissenschaftsforscher stammte und deshalb neben Sachinformationen auch viele bildungs- und wissenschaftskritische Überlegungen enthalten musste. Bücher zum Thema sind in den letzten Jahren fast ausschließlich in den USA erschienen und stammen ohne Ausnahme von Naturwissenschaftlern, fast nur von Biologen. Das Buch des englischen Wissenssoziologen Alan Irwin (Irwin 1995), in dem er den Begriff erstmals programmatisch verwendete („Citizen Science. A study of people, expertise and sustainable development“), trägt zwar die hoffnungsvolle Handschrift des Wissenssoziologen, der ein Zeitalter der Nachhaltigkeit heraufziehen sah, und Paul Feyerabends „Erkenntnis für freie Menschen“ (Feyerabend 1978) (in meinen Augen das eigent-

liche Gründungsbuch) die des wissenschafts- und kulturkritischen Philosophen. Aber meine Fachkollegen Wissenschaftstheoretiker haben das Thema dann doch verschlafen. Im vierbändigen „Handbuch der Wissenschaftstheorie“ fehlt das Stichwort immer noch, obwohl Jürgen Mittelstrass seit Jahren fordert, man müsse die brave strukturkonservative Wissenschaft „zum Tanzen bringen“. Aber bisher tanzt nichts, außer den sonderbarsten Vorstellungen, was Citizen Science wohl sein könnte.

Meine frühe Erfahrung mit jener ersten Göttinger Geschichtswerkstatt, die das Schicksal einiger Juden aufzuklären versuchte, die in Konzentrationslagern ermordet worden sind, hat mich vor zwei Fehlern bewahrt, die man fast allenthalben bei dem findet, was heute über Bürgerwissenschaft zusammengeschrieben wird: erstens dem Fehler, sie von vornherein durch die Brille der Universitätswissenschaft zu sehen, und zweitens dem Fehler, sie als eine Art „Crowd Science“ zu verstehen. Es gibt heute Wissenschaftsjournalisten, die immer gern die neueste Modesau durchs Dorf treiben, und Citizen Science scheint sich dafür bestens zu eignen. So ist ein regelrechter Citizen Science-Hype entstanden, bei dem sich Navität, fehlende Lernbereitschaft und absichtsvolle Berechnung zu einem ungunstigen Mix aus Information und Propaganda verbinden.

Zum ersten: Ein Lieblingswort dieser Mode lautet „Partizipation“. Es wird vor allem von einigen Berufswissenschaftlern geliebt, die heute aus wohlverstandener Eigeninteresse gern Laien als „Helfer der Wissenschaft“ hofieren. Partizipation besagt in dieser Perspektive, Citizen Science, Bürgerwissenschaft, sei eine moderne Methode, kenntnisreiche Laien in die Wissenschaft einzubinden, sie an der Forschung teilhaben zu lassen, in dem man ihr Wissen für die Wissenschaft zugänglich macht, nachdem die meisten Wissenschaftler lange Zeit daran interesselos vorbei gegangen sind. Das klingt gut, aber bitteschön: Wer ist „die Wissenschaft“, wer sind „die Wissenschaftler“? Wirklich nur die, die einen der wenigen Plätze an einer Forschungsinstitution ergattert haben? Schon von manchem Profi habe ich die zumindest sehr selbstbewusste, oft auch trotzigere Aussage gehört: WIR sind die Wissenschaftler! Meine Erfahrung mit jener Geschichtswerkstatt, später mit naturwissenschaftlichen Vereinen und noch später mit Menschen, denen die gängigen Denkfehler der Universitätsökonomien ein Dorn im Auge waren, besagt etwas völlig anderes: Es geht nicht nur um Teilhabe an der von den Profis definierten akade-

misch-institutionellen Wissenschaft, sondern darum, neben ihr die Realität einer anderen, freieren, nicht durch die Strukturen und Rahmenbedingungen der heutigen Universität eingeschränkten Zugangsweise zu Wissen und Handeln auf den verschiedensten Feldern wahrzunehmen, die Menschen unmittelbar interessieren können. Dort sind zwar die Möglichkeiten deutlich bescheidener, aber die Wertmaßstäbe viel klarer und weniger durch Fremdinteressen gestört.

Natürlich geht es nicht um eine andere Wissenschaft, wohl aber um die Erkenntnis, dass Wissenschaft nicht immer Berufswissenschaft sein muss. Auffälligstes äußeres Merkmal hiervon sind das ehrenamtliche bürgerschaftliche Engagement und das Fehlen der strukturellen Vorgaben der großen Leitinstitution Universität mit ihren Fächern, Hierarchien, Stellen und Abhängigkeiten von den Geldgebern aus Politik oder Wirtschaft. Sicherlich gibt es auch die partizipative Citizen Science, aber wer diese zum Standardmodell macht, verfehlt das Wichtigste: die Tatsache, dass es auf vielen Sachgebieten bis heute sehr gute Forscher gibt, die nicht von Profis an die Hand genommen werden müssen, um ihren Weg selbst zu gehen. Selbstorganisation ist hier kein Fremdwort, an der Universität leider immer mehr.

Der zweite Fehler steckt in dem Schlagwort von der „crowd science“ und ist auch so eine Modesau. Es geht auf den Bestseller des amerikanischen Journalisten James Surowiecki „The wisdom of the crowds“ (Surowiecki 2004) zurück, nach dem Gruppen klüger sein können als Einzelne. Als Vorbild dienen Tierschwärme, etwa bei Zehntausenden von Staren oder Heringen, deren Bewegungen nicht schlicht eine Addition der Leistungen ihrer Individuen sind, sondern eine eigenständige Schwarmintelligenz anzeigen. Dies hat Surowiecki und nach ihm viele andere dazu verleitet anzunehmen, dass auch beim Menschen im Computerzeitalter eine neuartige Schwarmwissenschaft möglich wird. Dies ist – mit Verlaub – Blödsinn.

Fangen wir mit einem einfachen Beispiel an, das noch am ehesten so aussieht: dem berühmt-berüchtigten „Mückenatlas“, den einige Mückenprofis mit Hilfe vieler Laien erstellen wollen; ein ernstzunehmendes Ziel, keine Frage. Die Frage ist nur, ob dies etwas mit Bürgerwissenschaft zu tun hat. Es ist nämlich äußerst einfach, am Mückenatlas mitzuwir-

ken. Die entscheidende Leistung besteht darin, Mücken totzuschlagen, in eine Streichholzschachtel zu packen und diese an die Mückenforscher einzusenden. So schnell kann man angeblich zum Citizen Scientist werden. (Wie man hört, müssen auch dann noch manche Fliegen und Wildbienen aussortiert werden). Hier werden Begriffe wie „scientist“ oder „science“ lächerlich. Schon etwas mehr Kenntnisse müssen diejenigen Berliner aufweisen, die vom dortigen Institut für Wildtierforschung aufgefordert wurden, ihm Wildschweinbeobachtungen aus den städtischen Parks und Straßen zu melden. Auch hier müssen wissenschaftliche Mitarbeiterinnen, die man aus Citizen Science-Mitteln angestellt hat, versuchen, Hunde, Waschbären und auch mal ein Reh auszusortieren, weil im Dunkel der Nacht alle Katzen grau sind. Aber eine gewisse Wissensleistung, die über das Totschlagen von Mücken und ihr Einsenden hinausgeht, wird man diesen Partizipanten an der Forschung nicht absprechen können.

Die Beispielserie kann man in der Reihenfolge eines zunehmenden Kompetenzbedarfs fortsetzen, bis erhebliche Eigenleistungen nötig werden. Die Teilnehmer beim NABU-Wettbewerb „Stunde der Gartenvögel“ müssen immerhin schon selber mindestens zehn bis zwanzig heimische Singvogelarten unterscheiden können, aber – um das andere Extrem zu nehmen – als einer der über viertausend Mitarbeiter am kürzlich erschienenen ersten umfassenden Brutvogelatlas Deutschlands, Adebar genannt, kam man nur infrage, wenn man auf seinem kleinen Beobachtungsareal ein vollgültiger, das gesamte Artenspektrum beherrschender Regionalornithologe war, der Kategorien wie „kommt vor“, „kommt mit Brutverdacht vor“ oder „ist Brutvogel“ im Einzelfall anzuwenden und zu unterscheiden fähig war. Wo ist hier die „crowd“, die gesichtslose Masse? Es gibt sie nicht.

Es gibt keine Schwarmwissenschaft. Computerkopplung ist nicht dasselbe wie Gehirnkopplung und Vernunft kann durch Gehirnkopplung sowieso nicht vermehrt werden, eher passiert das Gegenteil. Goebbels Sportpalastrede bleibt das warnende Beispiel. Der markerschütternde Torschrei im Fußballstadion kündigt nicht von einem Schwarmverhalten der Vernunft, sondern der Emotionen. Elias Canettis „Masse und Macht“ (Canetti 1960) ist in Bezug auf die Intelligenz und Verführbarkeit der Vielen immer noch das beste Buch. Je anspruchsloser die Sache ist, desto

eher wird der Begriff „citizen scientist“ lächerlich, je anspruchsvoller sie ist, desto sinnloser ist der Begriff „crowd science“, denn es handelt sich hierbei um eine Addition von vielen unabhängig voneinander erworbenen Einzelkompetenzen. Crowdfunding gibt es, crowd science ist ein Hirngespinnst. Der Computer ändert hieran überhaupt nichts. Auch wenn sehr viele an einem Thema mitarbeiten, bilden sie keine Crowd. Michael Wink, ein auf beiden Spielfeldern der Wissenschaft erfahrener Forscher, beschreibt in meinem Buch „Freie Bürger, freie Forschung“ (Finke 2015a) sehr anschaulich, worin sich professionelle Forschergruppen und Bürgerforschergruppen unterscheiden; hauptsächlich darin, dass erstere viel teurer sind. Wer die vollen Potentiale von Bürgerwissenschaft nicht übersehen will, kann sich an vielen guten Beispielen orientieren. Der Mückenatlas gehört nicht dazu, ebenso wenig andere, immer wieder genannte Profiprojekte wie Zooniverse, Fold-it oder das in meinen Augen lächerliche deutsche Artigo. Wirkliche Bürgerwissenschaftler würden nie auf diese Ideen kommen. (Im weiteren Verlauf der Tagung ging es ja auch um „gamification“ von Wissenschaft und Kunst. Das Medienzeitalter fordert hier schon sprachliche Opfer).

Diese Fehler durchziehen den ganzen Hype des vorurteilsbelasteten Geschwätzes zum Thema, leider auch in der Wikipedia. Sie haben aber insbesondere den Versuch des Bundesministeriums für Bildung und Forschung (BMBF) massiv beeinträchtigt, nach Jahrzehnten der Nichtbeachtung des Amateurlagers unter dem Prestigedruck der internationalen Entwicklungen endlich eine deutsche Citizen Science-Politik zu machen. Als einer von denen, die in der Zeitschrift des deutschen Hochschulbundes „Forschung und Lehre“, in der „Deutschen Universitätszeitung“ oder auch im Haus des BMBF selbst frühzeitig auf dieses politische Defizit hingewiesen haben, habe ich dies von Anfang an miterlebt. So ziemlich alles, was ahnungslose Forschungsfunktionäre falsch machen können, haben sie falsch gemacht. Allerdings muss man hinzufügen, dass sie nur Fehlern folgen, die zuvor in England und den USA gemacht worden sind und denen man im Glauben an einen aufzuholenden „Vorsprung“ nahezu blind folgt. Dort haben die Profis eher als bei uns erkannt, welches Potential im Wissen der Laien liegt. Dieses abzuschöpfen, war eine starke Motivation, zumal es kostenlos zugänglich war. Herausgekommen sind Vorbildprogramme für Deutschland, die lediglich Citizen Science light propagierten, dies aber sehr erfolgreich.

Das Berliner GEWISS-Programm

Da in Deutschland die Kulturhoheit bei den Ländern liegt und es erst seit 1969 mit der ersten sozialliberalen Koalition ein Bundeswissenschaftsministerium gibt, hätten die zuständigen Landesministerien längst erkennen müssen, dass es eine ernstzunehmende amateurwissenschaftliche Szene in Deutschland gibt, deren Stärke in der regionalen Kompetenz liegt. Doch sie haben dies nie erkannt, weil sie – wie viele – durch ein einseitiges, von der universitären Berufswissenschaft beherrschtes Wissenschaftsverständnis geblendet waren. Erst recht hat das endlich geschaffene Bundesministerium die Bedeutung der nichtberuflich betriebenen Forschung nicht erkannt. Es hat zum Beispiel versäumt, auf die in Feyerabends Buch „Science in a free society“ (Feyerabend 1978) beschriebene Ebene einer „Erkenntnis für freie Menschen“ (in meinen Augen die wahre Gründungspublikation dessen, was später „Citizen Science“ genannt worden ist) zu reagieren, indem man sich zunächst sachkundig machte, wovon eigentlich die Rede ist. Aber auch das Buch von Allan Irwin (Irwin 1995), das nur nachvollzog, was als Bewegung in vielen Ländern längst unterwegs war, war für unser zentrales Wissenschaftsministerium kein Anlass, sich mit dem Phänomen zu befassen. Erst der Prestigedruck, der mehr als anderthalb Jahrzehnte später aus England, vor allem aber aus den USA durch immer mehr Berichte und Bücher über Citizen Science für die deutsche Wissenschaftspolitik spürbar wurde, führte zu einer verspäteten Aufmerksamkeit. Sie reichte aber nicht aus, sich genau mit der Sache zu befassen und zu erkennen, dass gerade die Unabhängigkeit der ernsthaften Bürgerforschung von den universitären Strukturen ihr nicht etwa nur Schwäche, sondern auch Stärke verleiht. Stattdessen blieb die alte Denke „Wissenschaft kennen wir, das sind die Universitäten und die großen Standesorganisationen“ unangefochten und führte zu den teilweise grotesken, konkreten Fehlern, die bis heute die Entwicklung einer angemessenen internationalen Citizen Science-Politik schwer belasten. Eine Konsequenz ist übrigens, dass die deutschen Wissenschaftsminister zwar über Hochschulgesetze u. ä. eine Zuständigkeit für den universitären Bereich besitzen, aber für die freien Szenen, die sie nun gern mitüberwachen würden, unzuständig sind.

In einem im November 2012 in „Forschung und Lehre“ erschienenen Aufsatz „Der schwierige Weg zur Wissensgesellschaft: Ein Plädoyer für

Citizen Science“ (Finke 2012) habe ich die Situation am Beginn des folgenden Geschehens geschildert. War der erste Schritt noch nachvollziehbar und vernünftig, nämlich eine Beratergruppe einzuladen, die das inkompetente BMBF dabei unterstützen sollte, nun eine Citizen Science-Politik zu machen (ich wurde als Wissenschaftsforscher und Autor zu diesen Fragen im Februar 2013 hinzugebeten), war alles weitere von einer Serie schwerer Fehler gekennzeichnet, die bis heute diese Politik so belasten, dass man sie aller Propaganda zum Trotz schon jetzt als gescheitert betrachten muss. Ich zähle nur die auffälligsten dieser Fehler hier auf:

- Es wurden nur professionelle Wissenschaftler und kein einziger unter Fachkennern angesehener Amateur in diese Beratergruppe berufen. Meine Bitte, noch einige weitere Personen nachnominieren zu dürfen, wurde abgelehnt. Folge: Die Partizipation wurde von Anbeginn an einseitig verstanden als Beteiligung an der universitär dominierten beruflichen Forschung. Die eigentlich Betroffenen waren von der Beratung der Grundlagen der neuen Politik ausgeschlossen.
- Es war für das Ministerium selbstverständlich, dass die großen Standesorganisationen der akademischen Wissenschaft wie die Leibniz- und die Helmholtzgemeinschaft dazu gebeten wurden, auch der industrienahen, mächtigen Stifterverband für die deutsche Wissenschaft; man benötigte ja Geld. Hinzu kamen einige kleinere Organisationen, z. T. Töchter der großen, die ebenfalls rein professionelle Institutionen sind. Folge: Die Wichtigkeit der Institutionenfreiheit für die Bürgerforschung wurde mithin nicht erkannt, sondern eher als Defizit wahrgenommen.
- Aus diesen Trägerorganisationen, vermehrt um weitere und einige Einzelpersonen wurde ein sog. „Konsortium“ gebildet, das die weitere Entwicklung einer forschungspolitischen Citizen Science-Strategie beratend und unterstützend begleiten sollte und bis heute teils einseitig, teils naiv, teils inzwischen auch eingeschränkt reformbewusst begleitet. Heute hat man auch einzelne ehrenamtlich tätige Verbände oder wissenschaftskritisch eingestellte Personen in einem Beirat versammelt, der aber nach wie vor von der Profiperspektive dominiert wird.
- Die Diskussion wurde von Anbeginn an hauptsächlich von Biologen und Naturwissenschaftlern geführt. Deshalb war die Nomi-

nierung des aufstrebenden Berliner Naturkunde-Museums als Koordinierungsort ein Selbstläufer. Folge: Bürgerforscher, die z. B. historisch, sozial, wirtschafts- oder geisteswissenschaftlich bezogen arbeiten, fragen sich (und zunehmend auch mich), warum sie sich dort melden sollen. Bis heute gibt es einen sehr auffälligen Mangel der aus diesen Bereichen stammenden bürgerwissenschaftlichen Aktivitäten, was das Bild verzerrt, aber bei dieser Konstruktion niemanden wundern kann.

- Persönlicher Ehrgeiz kam hinzu. Der neue Leiter des genannten Berliner Museums, der viel Erfahrung mit der Einbindung von Citizen Science in ein modernes Biodiversitätsmanagement von seiner vorherigen Tätigkeit am Londoner Natural History Museum mitbrachte, holte die Verwaltung der European Citizen Science Agency von London nach Berlin und ließ sich zum Präsidenten wählen. Seither gibt es auch ein internationales Tagungsprogramm für Citizen Science. Folge: Auch dieses ist biologisch und professionell dominiert und missioniert inzwischen mit dem eigenen Modell in anderen Ländern. Natürlich redet man dort englisch, wie das in der akademischen Welt aus Karrieregründen immer mehr der Fall ist. Dass die regionale Kompetenz von Bürgerwissenschaftlern auch sprachlich reflektiert werden muss, ist dort bis heute nicht angekommen.
- Formulierungen wie „Wissenschaft trifft auf Gesellschaft“ oder „Wissenschaftler diskutieren mit Bürgern“ finden sich nun auch in Reden der bundesdeutschen Bildungs- und Forschungsministerin Johanna Wanka. Sie müssten jedem Soziologen die Schamröte ins Gesicht treiben, denn auch Wissenschaftler sind Bürger und Wissenschaft ist immer Teil einer Gesellschaft. Der ganze Komplex des Verhältnisses von Wissenschaft und Gesellschaft wird in solchen programmatischen Stellungnahmen von der zuoberst verantwortlichen Stelle nicht mit der begrifflichen Sorgfalt behandelt, die nötig ist, wenn keine falschen Ideen transportiert werden sollen.
- Ein entscheidender Punkt ist, dass bei einem solchen Ansatz die wichtige kritische Perspektive auf Fehlentwicklungen in der Wissenschaft, ihrer Organisation und politischen Steuerung natürlich kaum einen Platz hat. Was bei Feyerabend (Feyerabend 1978), aber auch bei Irwin (Irwin 1995) einen angemessenen, herausgehobenen Stellenwert besitzt, dass wir heute eine bürgernähere, fehlerbe-

wusstere, demokratischer organisierte Wissenschaft brauchen, hat kaum eine Chance, wenn die Profiteure des jetzigen Systems das Programm entwickeln dürfen, das den Amateurforschern ihre Rolle zuweist.

- Auf dieser völlig unzureichenden, einseitigen, teils naiven, teils interessensgesteuerten Basis wurde die website www.buergerschaftenwissen.de und schließlich das Programm mit dem irreführenden Titel „GEWISS“ errichtet, der die Begriffe Gesellschaft und Wissenschaft zusammenbringen soll, aber nicht reflektiert, dass Gewissheit in empirischer Wissenschaft nie erlangt, sondern immer nur eine durch Argumente gestützte komplexe Hypothesenstruktur aufgebaut wird; aber wissenschaftstheoretisches Bewusstsein fehlt hier komplett.
- Eine Konsequenz ist, dass alle Mittel, die bislang in dieses Programm gesteckt wurden, der akademischen Wissenschaft zugute gekommen sind, indem Stellen für Citizen Science-Beobachter,-Forscher und -Organisatoren am Berliner Naturkundemuseum und einigen anderen Institutionen geschaffen wurden. Diejenigen, an deren Wissen man herankommen möchte, gehen bisher vollständig leer aus. Die Begründung ist offensichtlich, dass ehrenamtliche Forschung eben kostenlose Forschung sei: ein schon tragisch zu nennender Irrtum.

Der größte Fehler war damals der erste: zu meinen, man hätte einen klaren Begriff von dem, worum es gehen soll, um Wissenschaft. Für die Funktionäre des Ministeriums war Wissenschaft nie etwas anderes als das, was im akademischen Rahmen so heißt, und so ist nur der examensgeprüfte Angestellte einer Forschungsinstitution ein Wissenschaftler. Dass es daneben seit alters und auch heute noch viele herausragende Amateurwissenschaftler gibt, die sich auf einem selbst gewählten Sachgebiet bestens auskennen und auch publizieren, aber womöglich nie ein ordentliches Studium absolviert haben, dass es also wichtig gewesen wäre, diese wahrzunehmen und zum Start einer neuen Ära der Wissenschaftspolitik auch zu Wort kommen zu lassen, kam niemandem in den Sinn. Sonst hätte die Beratungsgruppe anders ausgesehen.

Als ich zu den Beratungen dazu gebeten wurde, war ich nur von Profis und Funktionären der Wissenschaftsorganisationen umgeben; kein ein-

ziger echter Bürgerwissenschaftler war anwesend, wohl einige, die sagten, dass sie für jene sprächen. Tatsächlich sprachen aus ihren Worten aber doch die Blickweisen und Interessen der Profis. Die Eierschalen dieses verfehlten Anfangs haften noch heute erkennbar an der GEWISS-Strategie, auch wenn man sie inzwischen abzustreifen sich bemüht. Ich empfinde ein gewisses Bedauern für die jungen Mitarbeiter dieses Ansatzes, die nun diese Mitgift ihrer Trägerorganisationen aufarbeiten und möglichst neutralisieren müssen, was angesichts der perpetuierten falschen Anfangsstrukturen nahezu unmöglich ist. Eine anfängliche vorurteilsfreie Bestandsaufnahme, wo es in der Zivilgesellschaft bereits bürgerwissenschaftliche Aktivitäten gibt, die verstreut sehr viele verschiedene und eindrucksvolle Resultate erbracht hätte, auch wenn sie organisatorisch nicht einfach durchzuführen gewesen wäre, hielten die damals Einladenden für gänzlich entbehrlich. Der seinerzeitige Leiter der Gespräche machte entsprechend die entwaffnend ehrliche Bemerkung, es ginge um „Geburtshilfe“, weil niemand die Tatsache auf dem Schirm hatte, dass viele der Kinder längst auf der Welt waren.

Inzwischen ist jener Anfangsfehler der fehlenden Bestandsaufnahme von einigen Beteiligten durchaus erkannt worden und man versucht, ihn zu minimieren. So häufen sich die Hinweise darauf, dass es bei Bürgerwissenschaft keineswegs nur um das kostenlose Datensammeln für Profis ginge, sondern in manchen Projekten auch anspruchsvollere Aktivitäten vorkämen. Doch dies sind Beteuerungen auf der Basis des geschilderten Fehlstarts, der GEWISS durch die mittlerweile geschaffenen Strukturen so belastet, dass man den Lauf um Citizen Science nicht mehr gewinnen wird. Man bastelt weiter an einer hierauf gegründeten „Strategie für 2020“, die zum Beispiel zum Ziel hat, Citizen Science auch an Universitäten zu etablieren: ein weiterer Beweis dafür, dass das eigentliche Problem nicht verstanden wurde. Es ist durchaus wahrscheinlich, dass es in einigen Jahren ein, zwei Lehrstühle für Citizen Science an deutschen Hochschulen gibt, auf denen Studierende im Bachelor- und Master-System lernen können, was das ist: die schöne Einbeziehung des Wissens kenntnisreicher Laien in die professionelle Wissenschaft. Ich nenne dies die Erfindung des kostenlosen wissenschaftlichen Mitarbeiters und das ganze Programm einen Etikettenschwindel.

Das Frankfurter Programm: Ein besseres Modell, auch für Geisteswissenschaftler

Zum Glück gibt es ein viel besseres Modell, das weniger Geld in die Hand nehmen kann, aber wesentlich klüger, offener und sachangemessener konzipiert worden ist. Ich möchte fast sagen: Alles, was bei GEWISS falsch gemacht wurde, wird hier richtig oder zumindest viel besser gemacht. Ich meine das Projekt „StadtteilHistoriker“ der Frankfurter Polytechnischen Gesellschaft, einer Stiftung mit regionaler, aber nicht inhaltlich beschränkter Ausrichtung. Ähnlich wie dort, wenn auch nicht so perfekt, macht man es unterschiedlich und in kleinerem Maßstab vielerorts, dank des Fehlens einer naiv steuernden Ministerialbürokratie.

Den Begriff „StadtteilHistoriker“ dürfen Sie nicht so hören, als ob dort nur vergangenheitsbezogene Forschung gefördert werden sollte, sondern man hat den Begriff Citizen Science vermieden und spricht Menschen an, die wie ein früherer Stadtschreiber gleichsam als Chronisten der sich wandelnden Frankfurter Umwelt tätig werden, wobei in erster Linie die kulturelle, industrielle, technische, architektonische, künstlerische, soziale und geistige Umwelt gemeint ist. Jeder, der sich angesprochen fühlt, kann sich bewerben. Eine Jury, die sehr zurückhaltend im Hintergrund arbeitet, wählt die interessantesten Vorschläge aus und stattet jeden Teilnehmer mit einer bemerkenswerten Unkostenpauschale von 1.500 Euro aus. Also: Das Geld geht an die Richtigen, die es nötig haben. Denn Ehrenamtlichkeit bedeutet eben nicht Kostenlosigkeit, Unkostendeckung bedeutet aber auch nicht Bezahlung. Eine Frankfurter Zeitung² macht mit und publiziert alles mit großer Publikumsreaktion. Auch erscheinen nach und nach Sammelbände mit bebilderten Kurzfassungen aller Resultate (Stiftung Polytechnische Gesellschaft Frankfurt am Main, 2010, 2014). Diese kluge Beschränkung auf regionale Themen sichert dem Projekt die Kompetenz der örtlichen Bürgerforscher, die nur gefunden werden müssen, die keiner professionellen Wissenschaft Konkurrenz machen, wohl aber den von dieser nicht abgedeckten Themen des schleichenden Wandels der unmittelbar miterlebten Umwelt Gehör verschaffen. Ich suche nur einige wenige davon aus dem Umfeld von geistes- und

2 <http://www.fnp.de/themen/stadtteilhistoriker/> (20.09.2015).

kulturwissenschaftlichen, auch künstlerischen Themen aus, die in diesem Band interessieren könnten:

- Robert Gilcher, Niederrad 1933 bis 1945. Widerstand, Verfolgung und Kriegsalltag
- Uta Endreß, Die Rutsch enuff und die Rutsch erunner – Die Alte Falterstraße im Wandel der Zeit
- Benedikt Kroll, „Das Gefängnis steht auf unserer Straße“ – projekt totalnachbar
- Udo Heitzmann, Von der Abwasseruntersuchung zur Umweltanalytik: Das städtische Analysenlabor in Frankfurt-Niederrad
- Götz Wörner, Leben und Sterben der Brüder Bernhard und Ludwig Becker
- Ewart Reder, Woher kommen die Fechenheimer? Arbeitsmigration zur Zeit der Industrialisierung
- Irmgard Lauer-Seidemann, Kamerun – das sind wird. Gallus, ein Frankfurter Stadtteil
- Horst Nopens, Die abenteuerliche Reise der sieben Kräuter – Eine Geschichte der Frankfurter Grünen Soße
- Jannis Plastargias, Die Rote Zelle Schwul
- Cornelia Picard, Friedrich Fauldrath – ein Maler aus Bonames
- Dennis Vogt, Der 1. Mai in Frankfurt 1890 bis 1914 – ein politisches Ritual
- Helga Huhn, Frankfurt ist schön – Ist Frankfurt schön?
- Oskar Mahler, Künstler und Schuster im Bahnhofsviertel
- Hans Zimmermann, Das kleine Häuschen in der Fressgass’ – die Entwicklung einer Straße, ihrer Bewohner und ihrer Häuser
- Michael Bloeck, Rödelheim: vom Arbeiterviertel und Industriestandort zum Quartier für Künstler, Kreativwirtschaft und Dienstleistungen?
- Susanne Czuba-Konrad, Stadtteilidentität am Dornbusch?
- Martin Feldmann, Der Sinkkasten – die Story
- Maria Böhm, Eine fiktive Begegnung der Ricarda Huch mit Jean Paul

Ich bin sicher, Sie bemerken, wie anders diese Perspektiven auf die Frankfurter Welt sind als es diejenigen wären, die akademische Einzelwissenschaftler formuliert hätten. Alle wirken in ihrer Wirklichkeitswahrneh-

mung und Formulierung ungeheuer lebendig. Sie bemerken das völlige Fehlen von Fachbezeichnungen. Bürgerwissenschaftler haben eben einen anderen Blick auf die Realität als es der Spezialisten-Tunnelblick der Profis ist: Es geht nicht um einzelne Disziplinen, sondern um vielfältige Alltagszusammenhänge, die den Profis zu komplex sind und die sie methodisch ausblenden, weil ihnen die Pseudogenauigkeit ihres eigenen Fachs über Lebensnähe geht. Dazu gehört selbstverständlich die Nennung des Namens des Mannes oder der Frau, die diese Dinge so sehen und darstellen: die einzelnen Bürgerforscher. Jede Assoziation an „crowd“ ist weit weg. Dies alles sind wesentliche Punkte. Was wie Ungenauigkeit aussieht, ist eher ein den Profis abhanden gekommener Blick für die wirklichen Zusammenhänge eines Problems. Tatsächlich ist Genauigkeit relativ, eine Frage des Ziels. Die von Profis als Mangel missverstandene geringere Genauigkeit ist tatsächlich ein Gewinn für allgemeine Akzeptanz und Relevanz eines Themas; eine höhere Detailgenauigkeit wäre ein Verlust für Lebensnähe und Aussagekraft. Sie benötigen nicht für jedes Foto 40 Megapixel; oft (nicht immer) ist eine geringere Auflösung der Details sogar besser, um zu erkennen, worum es geht. Genauigkeit ist ein Hilfsmittel der Wissenschaft, kein Ziel. Das Ziel ist Erkenntnis und bei der muss man dieses Hilfsmittel differenziert einsetzen.

Eben deshalb habe ich die Bürgerwissenschaft als das Basislager der Wissenschaft bezeichnet, keine Konkurrenz zu den Gipfelspezialisten, aber eben auch keine Kandidatin für Hochnäsigkeit oder Nahrung für Alleinvertretungsansprüche. Viel eher eine Chance für einen Wandel, den wir dringend nötig haben: den Wandel zum Zeitalter der Transdisziplinarität. Genau dies ist die Chance, die eine starke Bürgerwissenschaft eröffnet, wie sie bei den institutionengeleiteten Kategorien von GEWISS nicht erfolgt. Wenn wir unsere Erde retten wollen, müssen wir endlich die Gefahren angehen, die zum Beispiel der Genauigkeitsfetischismus der disziplinären Isolation heraufbeschwört; es ist eine Pseudogenauigkeit. Bloße Interdisziplinarität reicht dafür nicht. Das Besondere an Citizen Science ist, dass sie frei ist von solchen Zwängen, die die professionellen Institutionen setzen. Nur die meisten bemerken sie nicht.

Starke Bürgerwissenschaftler sind viel eher im Zeitalter der Transdisziplinarität angekommen als viele Profis, die die Rahmenbedingungen ihrer Forschung in ein sehr veränderungsresistentes, institutionell-struktu-

relles Korsett zwingt, das ihnen Überblick und Einschätzung der wahren Bedeutung ihres Tuns raubt. Der oft beschworene Hobbyornithologe hat kein Problem mit den Grenzen des Vogelbuchs, denn seine Beobachtungen zwingen ihn, den allgemeinen Wertewandel, industrielle Landwirtschaft, EU-Politik, gefährliche Zugrouten oder die aktuelle Situation in den afrikanischen oder indischen Winterquartieren in seine Betrachtungen einzubeziehen. Auch an den Frankfurter Themen sieht man wie mit einer Lupe vergrößert, wie hilflos und lebensfern eine verquere Idee von Bürgerwissenschaft ist, die die großartigen Fähigkeiten vieler Menschen zur Zusammenhangswahrnehmung ignoriert und zum Wohl der Spezialisten-Experten erst einmal durch den Fleischwolf ihrer Disziplinen dreht, in dem dann das Wesentliche, was sogar Hoffnungen auf neue Wege in der Profiwissenschaft machen könnte, zu abstrakten Teildisziplinen verhackstückt wird. Liege ich falsch mit der Annahme, dass insbesondere Geistes- und Kulturwissenschaftlern, von Künstlern ganz zu schweigen, die Wichtigkeit der Zusammenhänge nicht erst erklärt werden muss? Was ist Kunst, Literatur, extrem ein Gedicht, anderes als eine komplexe verdichtete Ganzheit, bei der es darum geht, den Zusammenhängen auf die Spur zu kommen, und seien sie noch so komplex? Brauchen wir nicht genau diese Fähigkeiten in der Wissenschaft der Zukunft?

Bisher rangieren Interessenbereiche wie Kultur und Geschichte, Geisteswissenschaften und Künste, die eher abstrakt und theoretisch orientiert sind, in der öffentlichen Aufmerksamkeit von Bürgerwissenschaft weit hinter naturbezogenen, empirischen und anwendungsorientierten Themen. Der New Yorker Historiker Andreas Daum, der das hierfür sehr wichtige Vereinswesen genauer untersucht und ebenfalls für „Freie Bürger, freie Forschung“ (Daum 2015) einen wichtigen Beitrag geschrieben hat, zeigt, dass dieses im Kulturbereich nicht so kompakt entwickelt ist wie im Naturbereich. Während dort schon im 18. Jahrhundert die ersten naturwissenschaftlichen Vereine entstanden, gibt es kaum entsprechend umfassend ausgerichtete kulturwissenschaftliche Vereine, sondern viele differenzierte Vereinssparten: Geschichtsvereine, Heimatvereine, Kunstvereine, Theater- und Konzertfreunde, literarische Salons und vieles andere mehr. Freilich haben nicht alle wie die historischen Vereine eigene Forschung auf ihre Fahnen geschrieben, sondern sind mehr Bildungs- oder Freizeitvereine geworden. Heute wirken manche darüber hinaus wie aus der Zeit gefallen; die Jugend organisiert sich anders. Umso wich-

tiger wäre die vorurteilslose Bestandsaufnahme. Man muss dabei auch Bürgerinitiativen, politische Aktivisten oder viele soziale und private Zirkel, auch manche Internet-Netzwerke in den Blick nehmen, wenn man selbstorganisierte Forschungsaktivitäten auf den verschiedensten Gebieten entdecken will; denn viele davon sind so eng mit verschiedenen Handlungskontexten verbunden, dass man die Wissensdimension dahinter leicht übersieht. Man kann sie freilich entdecken und muss sie nicht etwa erst profimäßig aus Einzeldisziplinsicht konstruieren. Das Frankfurter Beispiel zeigt, dass sich viele bei einem attraktiven Rahmenangebot ans Licht der Öffentlichkeit trauen, wenn sie sich ernst genommen fühlen.

Dies ist der wesentliche Punkt: die ungerechtfertigte Alleinbesetzung des Wissenschaftsbegriffs vonseiten der Berufsakademiker und dem durch sie beeindruckten größten Teil der Öffentlichkeit und der Medien. Der ganze Apfelbaum des Wissens hängt voller guter Früchte; nicht nur die obersten, am schwierigsten zu pflückenden und international begehrtesten sind interessant. Sie bleiben natürlich den Profis überlassen. Die Leiter zu ihnen ermöglicht freilich den Übergang beider Formen der Wissenschaft und zugleich eine Abgrenzung, die aber flexibel bleibt; sie ist eine „amphibische“ Übergangszone, wie jede vernünftige Grenze, zum Beispiel ein feuchtes Ufer als vermittelnde Zone zwischen dem Nassen und dem Trockenen. Freiheit und Kreativität, wichtige Kennzeichen guter Wissenschaft und Kunst, sind keine Mangelware, wo das institutionelle Korsett fehlt. Dass meist auch Geld fehlt, ist zweitrangig, weil das bürgerschaftliche Engagement danach nicht in erster Linie fragt. Man kann es auch so ausdrücken: Noch wichtiger als die Förderung von Bürgerwissenschaft ist ihre vorurteilslose Auffindung und Wahrnehmung. Wenn sich hieran noch Respekt, wirkliche Hilfsbereitschaft und sogar eigene Lernbereitschaft anschließen, umso besser.

Die im Grundgesetz garantierte Freiheit der Wissenschaft ist im Zeitalter der Drittmittel- und Industrieforschung im Bereich der akademischen Forschung nur noch ein Schatten ihrer selbst; Kreativität, eigentlich eine Selbstverständlichkeit bei der Suche nach dem Neuen, ist in mindestens 95 Prozent der professionellen Forschungsroutinen überhaupt nicht vorhanden. Stellen Sie sich unkreative Kunst vor, es gibt sie, aber wir lassen sie schnell links liegen. Es ist nicht das, was wir erhoffen und bei

guter neuer Kunst auch bekommen. In den Ritualen der Berufswissenschaft aber fördern wir Unkreativität geradezu; von der heutigen Studienrealität, der man vor allem Zeit gestohlen hat, will ich gar nicht reden. Echte Bürgerwissenschaft ist anders, bescheidener und anspruchsvoller zugleich. Sie beschränkt sich auf Themen, die im Erfahrungskreis ihrer Aktivisten liegen, aber sie wird behindert und abgetötet, wenn die Profis ihre Raster darüberstülpen.

Diese Raster sind auch das Hindernis, wenn wir die Probleme der Erde lösen wollen. Denn es sind diese Kollateralschäden des Disziplinären Zeitalters, die wir so schnell es geht hinter uns lassen müssen. Mit der alten Denke, den alten Strukturen, den alten Wertmaßstäben, den zähen alten Institutionen und den alten Leithengsten aus ökonomischen Interessen und politischen Prestigesorgen werden wir nie zu einer wirklichen Zusammenhangsforschung kommen. Deshalb steckt in Citizen Science eine große Chance, denn sie ist frei vom Korsett der alten Werte. Es sind außer der Ökologie kaum die Naturwissenschaften, die diese Veränderungschance nutzen; sie kommt als Aufgabe vor allem auf die Geisteswissenschaften zu. Das Beste, was sie in Bezug auf Citizen Science tun können, ist, auf die Signale aus der Zivilgesellschaft zu hören, die auch ein Seismograf dessen ist, wo die große akademische Wissenschaft versagt. Man muss den Menschen nicht die Themen vorgeben, die sie erforschen sollen, sondern hinhören, hinschauen, seine Vorurteile beiseite lassen und wahrnehmen, was sie interessiert, selbst auswählen und bearbeiten, weil sie es für wissenswert halten. Daraus können wir auch für die akademische Wissenschaft mehr lernen als viele denken; doch sie behindern sich durch die Raster ihrer Wahrnehmung selbst.

Die Aufgabe ist ohne Konflikt nicht zu lösen

Deshalb habe ich gern zugesagt, als man mich einlud, die Anfangsrede für die Tagung zu diesem Band zu halten. Die Wissensbereiche, die hier im Zentrum des Interesses stehen, die aber in der heutigen Citizen Science-Debatte nur eine Nebenrolle spielen, haben gute Aussichten, diese zu einer Hauptrolle zu entwickeln, wenn sie an der Schwelle zum Zeitalter der Transdisziplinarität ihre Chance erkennen dabei zu sein, wenn das Wissenswerte neu definiert und den Interessen der Zivilgesellschaft

neuer Raum erkämpft wird. Die weitgehend ihrer Freiheit beraubte akademische Wissenschaft kann hiervon nur profitieren. Sie ist aber leider drauf und dran, zu allem Überfluss nun auch noch Citizen Science zu einer ihrer Methoden hinunterzureden (Citizen Science light), die sie dann anwendet, wenn sie so viele Mitarbeiter braucht, dass sie diese nicht mehr bezahlen kann. Es muss wohl tatsächlich gekämpft werden, sonst ist der Gang der Dinge ein anderer.

Bisher ist dieses Aufbegehren der Profis in Geisteswissenschaft und Kunst zu schwach, doch sie dürfen die Konfrontation mit den Bewahrern und Stellwerkern des Nichtbewährten und deren machtvollen Verbündeten aus Politik, Wissenschaft, Wirtschaft und Industrie nicht scheuen. Viele wünschen sich eine brave, harmlose Citizen Science. Sie darf vielleicht eine Mücke totschiessen, aber möglichst keine akademischen, wirtschaftlichen oder politischen Fehlorientierungen angehen. Bürger in einer Demokratie dürfen dies aber, sie dürfen und sollen mitreden. Jonathan Silvertown (Silvertown 2009) drückt es so aus: "Science FOR the people" was a slogan adopted by activists in the 1970s. "Science BY the people" is a more inclusive aim, and is becoming a distinctly 21st century phenomenon". Man findet die hierfür nötige Kämpferrolle nicht, wenn man in Computer und Internet die Zukunft der Wissenschaft sieht, denn deren Möglichkeiten nutzen alle. Sie eröffnen manches neu, aber nicht eine neue Phase der Wissenschaft. Sie machen noch so viele Individuen nicht zur Crowd. Von uns erfundene Maschinen machen vieles bequemer, aber die nötigen politischen, moralischen und ästhetischen Neuorientierungen ersparen sie uns nicht. Wir müssen auf die Allgemeininteressen der Zivilgesellschaft hören, die von der Wissenschaft zu Recht erwartet, ihr endlich das zu liefern, was sie bisher weitgehend schuldig bleibt: die Zusammenhänge zu erklären und die Erde tatsächlich zu retten, statt sie noch weiter zum Müllhaufen zu entwickeln und in immer kleinere Teile zu zerlegen, an denen man vor allem eines kann: verdienen.

Citizen Science kann zu einer Hoffnung werden, wenn man nicht den Fehler macht, die Zivilgesellschaft zu einer „crowd“ herabzuwürdigen. Dies zeugt von einer ungerechtfertigten Arroganz. Achten Sie auf diejenigen, die so reden, und Sie erkennen die falschen Freunde der Bürgerwissenschaft. Denn die Wissenschaft hat gerade heute die Wiedergewinnung von Lebensnähe, Freiheit und Kreativität sehr nötig, wenn sie sich

für das Transdisziplinäre Zeitalter fit machen will. Und die Zivilgesellschaft ist hierfür ein großes, wertvolles Reservoir an Ideen, Erfahrungen, Steuerungsalternativen und Visionen. Sie ist die Größe, der auch die Wissenschaft verbunden bleiben muss, die sie nicht als „crowd“ abschreiben darf. Die Geisteswissenschaften und Künste haben hierbei ein großes Potential individueller Ideen anzubieten. Sie müssen sich für den nötigen Wandel engagieren, sonst kommt er nicht oder zu spät. Eine zu einer billigen Methode der Profis verkleinerte schwache Bürgerwissenschaft wäre nur ein netter, zahnloser Tiger, eher ein Bettvorleger als ein ernsthaft Beteiligter an der Zukunftsgewinnung. Um diese geht es. Die Wissenschaft ist hierfür nicht automatisch der richtige Wegweiser. Ihre akademischen Repräsentanten sind stets nicht nur Lehrer, sondern immer selber ebenfalls Lerner. Beim Blick auf die Zusammenhänge können sie nicht alles, aber vieles auch von Laien lernen.

Referenzen

Canetti, E. (1960): *Masse und Macht*. Hamburg: Claassen.

Daum, A. W. (2015): *Bürgerwissenschaft – eine Tradition demokratischer Partizipation*, in: Finke 2015, 30–34.

Feyerabend, P. (1978): *Erkenntnis für freie Menschen*. Berlin: Suhrkamp.

Finke, P. (2012): *Der schwierige Weg zur Wissensgesellschaft. Ein Plädoyer für Citizen Science*. *Forschung und Lehre* 2012/11–12, 914–916.

ders. (2014a): *Citizen Science. Das unterschätzte Wissen der Laien*. München: oekom.

ders. (2014b): *Die Wissenschaft der Bürger und ihre Gespenster. Über einige Fehldeutungen in der gegenwärtigen Citizen Science-Debatte*. *Forschung und Lehre* 2014/5, 272–274.

ders. (Hg., 2015): *Freie Bürger, freie Forschung. Die Wissenschaft verlässt den Elfenbeinturm* (mit Beiträgen von 36 Autorinnen und Autoren). München: oekom.

ders. (i. V.): *Starke Bürgerwissenschaft*. Sieben Vorträge zu Citizen Science. Erscheint 2017.

Irwin, A. (1995): *Citizen Science*. A study of people, expertise and sustainable development. London: Routledge.

Kuhn, T. (1996): *Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen*. (13. Aufl.). Berlin: Suhrkamp.

Mahr, D. (2014): *Citizen Science*. Partizipative Wissenschaft im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert. Baden-Baden: Nomos.

Silvertown, J. (2009): *A new dawn for citizen science*. *Trends in Ecology and Evolution* 24, 467–471. <https://static1.squarespace.com/static/53ef7f3be4b07998dc387a48/t/53f0b673e4b06ae6d5b06e94/1408284275521/Silvertown+TREE+2009+Citizen+Science.pdf> (20.09.2015)

Stiftung Polytechnische Gesellschaft Frankfurt am Main (Hg., 2010, 2014): *Bürger, die Geschichte schreiben*. Frankfurt: Selbstverlag der SPGF (wird fortgesetzt). Band 2010: <http://www.sptg.de/Data/Sites/7/media/dokumente/stadtteilhistoriker/projektbroschüre-stadtteilhistoriker.pdf>. Band 2014: <http://www.sptg.de/Data/Sites/7/media/dokumente/stadtteilhistoriker/buchstadtteilhistoriker2014.pdf> (20.09.2015).

Surowiecki, J. (2004): *The wisdom of the crowds*. Why the Many Are Smarter Than the Few and How Collective Wisdom Shapes Business, Economies, Societies and Nations. New York: Doubleday.

CITIZEN SCIENCE: BÜRGERFORSCHUNG IN DEN GEISTES- UND KULTURWISSENSCHAFTEN

Lisa Pettibone / David Ziegler

Keywords

Citizen Science, Bürgerwissenschaften, Partizipation in der Wissenschaft, Wissenschaft und Gesellschaft

Zusammenfassung

Citizen Science ist derzeit in aller Munde, der Begriff wird aber v. a. mit Natur- und Umweltwissenschaften in Zusammenhang gebracht. Doch auch in den Geistes- und Kulturwissenschaften haben Forschungsaktivitäten Ehrenamtlicher eine lange Tradition. Im vorliegenden Artikel werden einerseits die Gründe für den aktuellen „Boom“ von Citizen Science erkundet, andererseits die Schnittmengen mit verwandten Konzepten wie „Public History“ oder der ehrenamtlichen Denkmalpflege sowie die besonderen Potentiale einer gemeinsamen Weiterentwicklung benannt.

Abstract

Citizen science is on everyone's lips, although the term is connected mainly with the natural and environmental sciences. At the same time, voluntary engagement in humanities research also has a long-standing tradition. This article discusses both the reasons for the current citizen science "boom" as well as connections to other concepts such as "public history" or voluntary monument preservation and the benefits of further cooperation.

Citizen Science – ein neuer Begriff für ein altes Phänomen

Citizen Science, ins Deutsche meist als Bürgerforschung oder Bürgerwissenschaft übersetzt, ist derzeit in aller Munde. Die Einbindung von „Laien“, „Hobbyforschern“ oder „Ehrenamtlichen“ in wissenschaftliche Aktivitäten wird sowohl in der Medienlandschaft als auch der Wissenschaft(spolitik) in verschiedenen Kontexten thematisiert. Diese reicht von einer neuen Dimension der Datenerhebung (Big Data) über innovative Konzepte der Wissenschaftskommunikation bis hin zur viel zitierten Elfenbeinturm-Debatte: So soll Citizen Science (endlich?) eine stärker-

kere Partizipation der Gesellschaft an wissenschaftlichen Prozessen und Inhalten erlauben (z. B. Finke 2014; Irwin 1995).

Zunächst einmal sei festgestellt, dass das Engagement von sogenannten „Laien“ in der Wissenschaft nichts Neues ist. Im Gegenteil, der Blick in die Geschichte zeigt, dass vielmehr die Professionalisierung und Institutionalisierung der akademischen Disziplinen die jüngere Entwicklung ist (Mahr 2014). Persönlichkeiten wie Charles Darwin, Maria Sybilla Merian oder Benjamin Franklin verfügten nicht über eine akademische Ausbildung (zumindest nicht in ihrer jeweiligen Disziplin), leisteten aber entscheidende Beiträge auf ihren Gebieten. Fachgesellschaften und forschende Vereine existieren in Deutschland schon seit über 100 Jahren, als Beispiel seien die entomologische Gesellschaft Orion e. V.¹ in Berlin oder der Verein für Computergenealogie e. V.² genannt (siehe auch Ziegler et al. 2015). Warum „boomt“ also derzeit Citizen Science?

Unserer Auffassung nach ist dies v. a. in zwei sich gegenseitig bedingenden Prozessen begründet: Erstens, die Technologien der digitalen Revolution eröffnen eine neue, nie dagewesene Dimension von Interaktionsmöglichkeiten zwischen den verschiedenen Akteuren eines wissenschaftlichen Projektes. Dies bezieht sich einerseits auf die technischen Möglichkeiten der Datenerhebung und -verarbeitung,³ andererseits auf die aus der Nutzung der neuen Medien erwachsenden sozialen Innovationen, beispielsweise der Kommunikation in Netzwerken (Bonney et al. 2014). Zweitens, Citizen Science ist in hohem Maße anschlussfähig an den gesamtgesellschaftlichen Diskurs um Partizipation und politische Beteiligung (Pettibone, Hahn & Vohland 2016; Shirk et al. 2012). Der Wunsch an einer gesellschaftlichen Mitbestimmung in relevanten politischen Fragen steigt seit Jahrzehnten (Fischer 2006; Fischer & Forester 1993), auch in der Wissenschaft (z. B. Irwin 2014; Jasanoff 2003; Nowotny 1999; Ober 2015;

1 <http://orion-berlin.de/> (19.04.2016).

2 <http://www.compgen.de/> (19.04.2016).

3 Als Beispiel sei hier ein „Citizen Science“-Projekt aus den 1920er Jahren des Dachverbands Deutscher Avifaunisten erwähnt: Dieses Projekt ging gewissermaßen an seinem eigenen Erfolg zugrunde, denn die gemeldeten Daten ehrenamtlicher Vogelbeobachter waren so umfangreich, dass eine Auswertung der handschriftlichen Beobachtungsnotierungen mit den damaligen Methoden nicht mehr möglich war.

Schneidewind 2014). Darüber hinaus existieren zahlreiche Schnittmengen zwischen Citizen Science und anderen Konzepten, die sich im Spannungsfeld von Wissenschaft und Gesellschaft bewegen, wie beispielsweise Wissenschaftsläden, transdisziplinäre Forschung oder Responsible Research and Innovation (RRI) (Pettibone, Hahn & Vohland 2016). Citizen Science stellt also einen Bezug sowohl zur digitalen Revolution als auch dem wachsenden Partizipationsbedürfnis der Gesellschaft her.

Der Begriff Citizen Science ist jedoch relativ jung und in Deutschland teilweise umstritten. Unserer Erfahrung nach sind manche Akteure dem englischen Begriff gegenüber sehr skeptisch oder lehnen diesen von vornherein ab, während andere ein Potential für eine stärkere Bekanntmachung ihrer bestehenden Aktivitäten sehen. Weiterhin existiert bisher für den deutschen Sprachraum keine allgemein anerkannte Definition, wenn denn eine solche prinzipiell überhaupt möglich ist (vgl. „essentially contested concept“, Gallie 1956; auch Pettibone 2015, S. 17–19). Der vielleicht weitreichendste Vorschlag wurde im kürzlich veröffentlichten Grünbuch für eine Citizen Science Strategie 2020 für Deutschland formuliert:

„Citizen Science umfasst die aktive Beteiligung von Bürgerinnen und Bürgern in verschiedenen Phasen des Forschungsprozesses in den Geistes-, Natur- und Sozialwissenschaften. Die Beteiligung reicht von der Generierung von Fragestellungen, der Entwicklung eines Forschungsprojekts über Datenerhebung und wissenschaftliche Auswertung bis hin zur Kommunikation der Forschungsergebnisse. Dabei kann sich die Zusammenarbeit zwischen Forschungseinrichtungen und institutionell ungebundenen Personen sehr unterschiedlich gestalten, von völlig eigeninitiierten „freien“ Projekten über eine transdisziplinär organisierte Zusammenarbeit bis hin zur Anleitung durch wissenschaftliche Einrichtungen. Gemeinsames Ziel aller Citizen-Science-Projekte ist das Schaffen neuen Wissens. Hierbei wird an Forschungsfragen gearbeitet, deren Beantwortung einen Erkenntnisgewinn für die Wissenschaft sowie oft auch für Praxis und Politik mit sich bringt. Citizen Science ist ein Ansatz, in dem hauptamtliche und ehrenamtliche Expertinnen bzw. Experten auf Augenhöhe voneinander und miteinander lernen können. Dabei entstehen Rahmenbedingungen, von denen alle Beteiligten profitieren“ (Bonn et al. 2016, S. 13).

Im Rahmen einer Online-Konsultation wurden verschiedene Stakeholder in die Erarbeitung des Dokuments einbezogen. Letztlich bleibt aber abzuwarten, inwiefern diese Definition von der sich derzeit in Deutschland formierenden Citizen Science-Community akzeptiert wird.

Das Projekt „Bürger schaffen Wissen“ zur Förderung von Citizen Science in Deutschland

Veröffentlicht wurde das oben zitierte Grünbuch von dem Konsortium BürGER schaffen WISSEN – Wissen schafft Bürger (GEWISS), dem auch die Verfassenen dieses Artikels angehören. Es handelt sich dabei um einen Zusammenschluss aus verschiedenen Instituten der Leibniz- und Helmholtz-Gemeinschaft sowie ihrer universitären und außeruniversitären Partner, die sich der Förderung und Vernetzung der Bürgerforschung verpflichtet haben. Vom Bundesministerium für Bildung und Forschung (BMBF) wurden zu diesem Zweck zwei sich ergänzende Teilprojekte gefördert (siehe auch Ziegler et al. 2014):

Die Online-Plattform buergerschaffenwissen.de präsentiert und vernetzt Citizen Science-Projekte aus Deutschland und in deutscher Sprache und bietet eine allgemeine Anlaufstelle und ein Informations- und Serviceportal für die interessierte Öffentlichkeit. Inzwischen präsentieren 65 Projekte (Stand März 2016) aus verschiedensten Fachdisziplinen hier ihre Aktivitäten (siehe Abbildung 1), wobei der Anteil der Geisteswissenschaften und des Kultur- und Bildungsbereiches zusammen nicht einmal ein Viertel der Projekte ausmacht (mögliche Gründe werden unten diskutiert).

Auch dient buergerschaffenwissen.de als Veröffentlichungsorgan der Ergebnisse aus dem zweiten Projekt, dem GEWISS Bausteinprogramm. Dabei handelt es sich um ein wissenschaftliches Projekt, das Wissenschaftlern und Bürgerforschern v. a. praktische Handlungsressourcen und Facilitation zur Verfügung stellt. Eine zentrale Aktivität waren hierbei acht so genannte Dialogforen zu Schlüsselthemen der Bürgerforschung, die in Zusammenarbeit mit verschiedenen Partnern (NGOs, wissenschaftliche Institute etc.) organisiert wurden, darunter auch das Barcamp zur Tagung „Bürger Künste Wissenschaft“ (Pettibone, Oswald & Smo-

larski 2016). Weitere Aktivitäten beinhalten das Verfassen einer praktischen Handreichung und eines Wikis zu Citizen Science, eine Online-Konsultation zum oben angesprochenen Grünbuch zur Citizen Science-Strategie, Workshops zu verschiedenen Schlüsselthemen der Bürgerforschung und wissenschaftliche Forschung zum aktuellen Stand der Citizen Science-Landschaft in Deutschland.

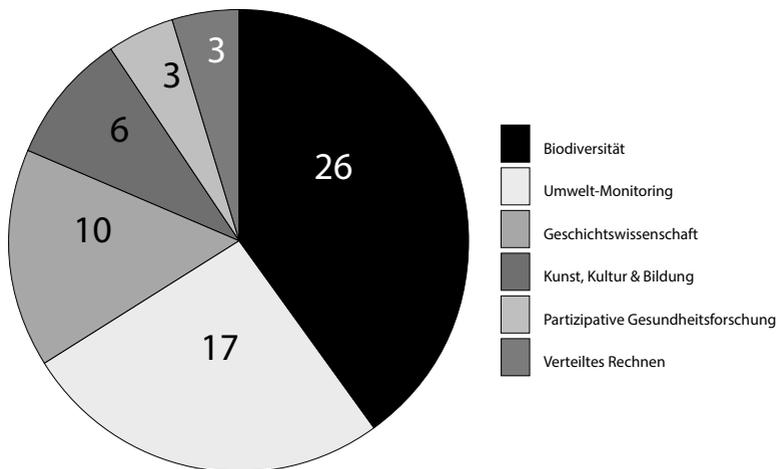


Abbildung 1: Verteilung der Citizen-Science Projekt auf buergerschaffenwissen.de nach Fachgebiet (Stand April 2016). © www.buergerschaffenwissen.de

Wir präsentieren an dieser Stelle unsere wichtigsten Ergebnisse und Erkenntnisse aus zwei Jahren Arbeit im Feld:

1. Citizen Science ist vielfältig. Da der Begriff Citizen Science bisher in Deutschland v. a. von Akteuren aus der Biodiversitätsforschung verwendet wurde, war zuerst überraschend, wie viele Aktivitäten jenseits dieses Bereiches schon seit vielen Jahren existieren.

2. Citizen Science ist weit verbreitet. Der Zulauf von Projekten zur Online-Plattform buergerschaffenwissen.de war deutlich höher als erwartet und bereits Ende 2015 die zum Ende der ersten Förderperiode 12/2016 erwarteten 50 Projekte erreicht. Interessant ist hierbei, dass in der Regel ein bestimmtes Projekt aus einer vorher nicht reprä-

sentierten Disziplin (etwa der Genealogie) gewissermaßen als Pionier bei der Plattform auftritt und dann relativ schnell weitere Anfragen aus diesem Bereich bei der Redaktion eintreffen.

3. Nicht alle Aktivitäten, auf die der Begriff Citizen Science im weiteren Sinne theoretisch anwendbar wäre, nutzen für sich die Begriffe Citizen Science oder Bürgerforschung/-wissenschaft. Dies hat verschiedene Gründe: Zum einen identifizieren sich nicht alle Akteure mit den Begriffen (s. o.). Weiterhin sind die gewachsenen Strukturen der Vereine und Fachgesellschaften mitunter so speziell, dass sie sich nicht leicht in die teilweise standardisierten Informations-Anforderungen einer Webplattform einpassen lassen. Und schließlich gibt es eine Art „Einzelkämpfer“, die allein und mit hohem Detailwissen ihre Aktivitäten verfolgen und nicht nach Mitstreitern suchen.⁴ Hier gilt es also, sowohl die Darstellungsmöglichkeiten von buergerschaffenwissen.de als auch das Selbstverständnis der Community im Austausch weiterzuentwickeln.

4. Es gibt eine ganze Reihe von Überschneidungen mit bereits existierenden Begriffen und Aktivitäten.⁵ Hier gilt es unserer Ansicht nicht etwa, den Begriff Citizen Science anderen „gegen ihren Willen überzustülpen“, sondern vielmehr eine kontinuierliche Diskussion über Schnittmengen, Synergien und gemeinsame Handlungsoptionen zu führen. Ein erster Schritt in diese Richtung wurde im Rahmen des von GEWISS veranstalteten Dialogforums „Was ist Partizipation in Citizen Science?“ getan, bei dem eine Karte der Akteurslandschaft vorgestellt und weiterentwickelt wurde (Pettibone, Hahn & Vohland 2016). Weitere Aktivitäten beinhalteten etwa das in Kooperation mit Wikimedia e. V. veranstaltete Barcamp „Citizen Science: Gemeinsam Freies Wissen schaffen!“ (Ziegler et al. 2016).

4 Als Beispiel sei hier der gelernte Kaufmann und private Geschichtsforscher Harald Sandner, der Verfasser des Hitler-Itinerars, genannt: <http://www.spiegel.de/einestages/harald-sandner-wo-adolf-hitler-war-war-die-macht-a-1085461.html> (19.04.16).

5 Vgl. http://wiki.buergerschaffenwissen.de/w/Definition_%26_Co.:_Was_ist_Citizen_Science%3F (19.04.16).

Citizen Science in Kultur- und Geisteswissenschaften

Doch wo stehen derzeit die Geistes-, Sozial- und Kulturwissenschaften in Bezug auf Citizen Science? Im Frühling 2015 organisierte GEWISS zusammen mit dem Institut für sozialökologische Forschung – ISOE zwei Webinare explizit zu dieser Frage (Pettibone & Lux 2015). Hier stellte sich heraus, dass die Sozialwissenschaften überwiegend andere Begrifflichkeiten nutzen, wie „partizipative Forschung“ oder „transdisziplinäre Forschung“. In den Geistes- und Kulturwissenschaften dagegen waren in Bezug auf Methoden und Ansätze größere Schnittmengen mit den Naturwissenschaften zu erkennen. Im September 2015 wurde zudem mit Unterstützung von GEWISS die Konferenz „Bürger Künste Wissenschaft“ zu diesem Tagungsband veranstaltet und an die Diskussionen der Webinare angeknüpft (Pettibone, Oswald & Smolarski 2016). Die folgenden Informationen basieren u. a. auf den Erkenntnissen der Webinare, der Tagung und weiteren Veranstaltungen aus der Citizen Science-Dialogforen Reihe (vgl. Pettibone et al. 2016).

Zumindest der Begriff Citizen Science wird bisher stärker von den Naturwissenschaften, insbesondere der Natur- und Umweltforschung, verwendet (siehe Abbildung 2). Es existieren aber Pioniere aus den Geisteswissenschaften, die ihn für sich entdeckt haben und die Diskussionen zur Bürgerforschung aktiv mitgestalten.⁶ Dies betrifft einerseits Bereiche, die in hohem Maße mit digitalen Medien arbeiten (z. B. computerunterstützte Linguistik, genealogische oder kunsthistorische Datenbanken), zum anderen solche, die lange und intensive Erfahrung in der Zusammenarbeit mit ehrenamtlich Tätigen mitbringen (z. B. experimentelle Archäologie, Denkmalpflege, lokalhistorische Forschung). Diese Pioniere schlagen die Brücke zwischen der sich formierenden Citizen Science-Community in Deutschland und ihren jeweiligen eigenen disziplinären/fachlichen Gemeinschaften.

An dieser Stelle seien kurz zwei solcher „Pionier-Projekte“ aus den Kultur- und Geisteswissenschaften vorgestellt, die unter dem Begriff Citizen Science firmieren: Der bereits oben erwähnte Verein für Computergenealogie e. V. betreibt verschiedene genealogische Datenbanken und

6 Vgl. Auswahl der Projekte auf buergerschaftenwissen.de oder z. B. Herdick 2015.

führt Digitalisierungsprojekte durch, beispielsweise das DatenErfassungssystem (DES), bei dem die Inhalte von Sterbelisten und Adressbüchern aus dem ersten Weltkrieg digitalisiert und öffentlich zur Verfügung gestellt werden. Der Verein mit 3300 Mitgliedern ist heute die größte genealogische Vereinigung in Deutschland und bietet zahlreichen weiteren Gruppen eine Online-Plattform zur Vernetzung. Das Projekt Artigo⁷ der Ludwig-Maximilians-Universität München (LMU) verfolgt einen ganz anderen Ansatz. Die dortigen Institute für Informatik und Kunstgeschichte haben in Zusammenarbeit ein Computerspiel entwickelt, bei dem die Mitspielenden im Wettstreit hochauflösende Fotografien – so genannte Digitalisate – von historischen Gemälden mit nicht-wissenschaftlichen, aber trotzdem passenden Begriffen versehen (z. B. Mensch, Ölgemälde, sitzend, blau, düster). Dieser als Verschlagwortung bezeichnete Vorgang ist für die Funktionalität einer Datenbank von höchstem Wert, beispielsweise was die Möglichkeiten von Suchfunktionen durch Wissenschaftler wie die Öffentlichkeit betrifft (siehe zu „Social Tagging“ und Artigo den Beitrag von Julia Weinhold in diesem Band).

Anders als in den Geisteswissenschaften, scheint es viel schwieriger, eine Anschlussfähigkeit der Sozialwissenschaften zum Begriff Citizen Science zu schaffen. Wir begründen dies wie folgt: sowohl in den Geistes- als auch den Naturwissenschaften wird mit Daten gearbeitet, die sich in der Regel nicht direkt auf das Handeln von Personen beziehen oder zumindest unabhängig von spezifischen Individuen sind. Im Gegensatz dazu sind Menschen bzw. menschliche Gruppen und Interaktionen in den Sozialwissenschaften Gegenstand der Forschung. Für Citizen Science stellt sich also die Frage, inwiefern sich der Mensch als Forschungsobjekt vom Menschen als Forschungssubjekt abgrenzen lässt. Kann bzw. sollte etwa die Befragung von Probanden in einer soziologischen Studie als Citizen Science bezeichnet werden – wo ist die Grenze zu ziehen? Diese Frage wird in den Sozialwissenschaften seit vielen Jahren diskutiert, als angewandtes Konzept sei hier beispielsweise auf die Partizipative Forschung verwiesen (von Unger 2013). Unserer Ansicht nach stehen sich also die Geistes- und Naturwissenschaften in Bezug auf Citizen Science wesentlich näher als diese jeweils den Sozialwissenschaften.

7 <http://www.artigo.org/> (18.05.2016).

Was heißt Partizipation in Citizen Science?

Wichtige Citizen Science-Akteure und verwandte Ansätze/Bereiche



Abbildung 2: Was heißt Partizipation in Citizen Science? Wichtige Citizen Science-Akteure und verwandte Ansätze/Bereiche (eigene Darstellung)

Trotz der grundsätzlich hohen potentiellen Anschlussfähigkeit der Geistes- und Kulturwissenschaften an Citizen Science drehen sich viele Diskussionen um das zweite Wort in diesem Begriff: Science! Bezeichnet dies doch anders als im Deutschen im englischen Sprachraum lediglich die Naturwissenschaften, während Geisteswissenschaften mit „Humanities“ übersetzt werden (Pettibone, Oswald & Smolarski 2016). Weiterhin existieren in den Kultur- und Geisteswissenschaften bereits Begriffe, die Aktivitäten mit hohen Schnittmengen zu Citizen Science beschreiben, etwa „Public History“, „Digital Humanities“ oder „ehrenamtliche Denkmalpflege“ (Pettibone, Oswald & Smolarski 2016). Berechtigterweise stellt sich also die Frage, inwiefern diese bereits gut etablierten und „funktionierenden“ Begriffe zugunsten von Citizen Science modifiziert oder gar aufgegeben werden sollten? Zusammenfassend lässt sich sagen, dass die Aktivitäten Ehrenamtlicher in den Geistes- und Kulturwissenschaften seit langem fest verankert sind, es aber abzuwarten bleibt, ob sich dafür ein bestimmter Begriff durchsetzt oder inwiefern die existierenden Strömungen ihre Gemeinsamkeiten – oder auch Unterschiede – betonen.

Fazit

Die Kultur- und Geisteswissenschaften sind den Naturwissenschaften in Bezug auf Citizen Science unserer Ansicht nach nicht fern. Mechanismen der Datenerhebung und -verarbeitung sind zumindest teilweise übertragbar und auch die Anforderungen an die Einbindungen von Ehrenamtlichen scheinen nicht grundsätzlich verschieden. Wir sehen hier großes Potenzial sowohl für eine disziplinübergreifende Definition des Begriffes als auch für gegenseitigen Austausch und Unterstützung (z. B. peer to peer best practice, Ehrenamtsmanagement, Partizipation, Datenqualität, finanzielle Förderung), insbesondere in Bezug auf interdisziplinäre Citizen Science-Projekte.⁸ Denn obwohl die Geisteswissenschaften über viel Erfahrung im Bereich ehrenamtlicher Forschung verfügen, bleibt der Austausch zu Konzeption und Organisation solcher Projekte oft auf die eigene Disziplin beschränkt. Mit der Vergrößerung der Community und dem Gewinn neuer Partner für disziplinübergreifende Citizen Science ließen sich der Wert sowie die Ansprüche der ehrenamtlichen Forschung besser formulieren, etwa in Richtung der Wissenschaftspolitik. Letztlich gilt es, die Brücke zwischen Citizen Science und bestehenden Konzepten in den Kultur- und Geisteswissenschaften zu schlagen – die verschiedenen Ansätze können sich dabei gegenseitig befruchten.

Referenzen

Bonn, A.; Richter, A.; Vohland, K.; Pettibone, L. et al. (2016): *Grünbuch Citizen Science Strategie 2020 für Deutschland*. Helmholtz-Zentrum für Umweltforschung (UFZ), Deutsches Zentrum für Integrative Biodiversitätsforschung (iDiv) Halle-Jena-Leipzig, Leipzig; Museum für Naturkunde, Leibniz-Institut für Evolutions- und Biodiversitätsforschung (MfN), Berlin-Brandenburgisches Institut für Biodiversitätsforschung (BBIB), Berlin.

Bonney, R.; Shirk, J. L.; Phillips, T. B.; Wiggins, A.; Ballard, H. L.; Miller-Rushing, A. J.; Parrish, J. K. (2014): *Next Steps for Citizen Science*. *Science* 343 (March), 1436–1437. <http://dx.doi.org/10.1126/science.1251554>.

⁸ Interessante Konzepte verfolgt in dieser Hinsicht beispielsweise die „Expedition Münsterland“: <http://www.uni-muenster.de/Expedition-Muensterland/>.

Finke, P. (2014): *Citizen Science: Das unterschätzte Wissen der Laien*. München: oekom.

Fischer, F. (2006): *Participatory governance as deliberative empowerment: The cultural politics of discursive space*, in: *The American Review of Public Administration* 36 (1), 19–40. <http://dx.doi.org/10.1177/0275074005282582>.

Fischer, F. & Forester, J. (Hg., 1993): *The argumentative turn in policy analysis and planning*. Durham: Duke University Press.

Gallie, W. B. (1956): *Essentially contested concepts*, in: *Proceedings of the Aristotelian Society* 56, 167–198.

Herdick, M. (2015): *Experimentelle Archäologie & Science 2.0: Die Perspektive des Labors für Experimentelle Archäologie (LEA)*, in: *Experimentelle Archäologie in Europa 14 – Bilanz 2015*, 203–213.

Irwin, A. (1995): *Citizen science: A study of people, expertise and sustainable development*. London: Routledge.

Irwin, A. (2014): *From deficit to democracy (re-visited)*, in: *Public Understanding of Science* 23 (1), 71–76 (= doi:10.1177/0963662513510646).

Jasanoff, S. (2003): *Technologies of humility: Citizen participation in governing science*. *Minerva* 41, 223–244.

Mahr, D. (2014): *Citizen Science. Partizipative Wissenschaft im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert*. Baden-Baden: Nomos.

Nowotny, H. (1999): *Es ist so. Es könnte auch anders sein*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.

Ober, S. (2015): *Zivilgesellschaftliche Organisationen in der Forschung: Motoren der Transformation*, in: *Politische Ökologie 140: Wissenschaft für die große Transformation*, 99–105.

Pettibone, L. (2015): *Governing urban sustainability: Comparing cities in the USA and Germany*. Surrey: Ashgate.

Pettibone, L.; Hahn, J.; Vohland, K. (2016): *GEWISS Dialogforum: Was ist Partizipation in Citizen Science?* GEWISS Bericht Nr. 10. Deutsches Zentrum für Integrative Biodiversitätsforschung (iDiv) Halle-Jena-Leipzig, Helmholtz-Zentrum für Umweltforschung – UFZ, Leipzig; Berlin-Brandenburgisches Institut für Biodiversitätsforschung (BBIB), Museum für Naturkunde, Leibniz-Institut für Evolutions- und Biodiversitätsforschung – MfN, Berlin. Online verfügbar unter www.buergerschaffenwissen.de.

Pettibone, L.; Lux, A. (2015): *GEWISS Dialogforum: Webinare zu Citizen Science jenseits der Naturwissenschaften*. GEWISS Bericht Nr. 5. Deutsches Zentrum für Integrative Biodiversitätsforschung (iDiv) Halle-Jena-Leipzig, Helmholtz-Zentrum für Umweltforschung – UFZ, Leipzig; Berlin-Brandenburgisches Institut für Biodiversitätsforschung (BBIB), Museum für Naturkunde, Leibniz-Institut für Evolutions- und Biodiversitätsforschung – MfN, Berlin. Online verfügbar unter www.buergerschaffenwissen.de.

Pettibone, L.; Oswald, K.; Smolarski, R. (Hg., 2016): *GEWISS Dialogforum: Bürger Künste Wissenschaft*. GEWISS Bericht Nr. 8. Deutsches Zentrum für Integrative Biodiversitätsforschung (iDiv) Halle-Jena-Leipzig, Helmholtz-Zentrum für Umweltforschung – UFZ, Leipzig; Berlin-Brandenburgisches Institut für Biodiversitätsforschung (BBIB), Museum für Naturkunde, Leibniz-Institut für Evolutions- und Biodiversitätsforschung – MfN, Berlin in Kooperation mit der Universität Erfurt. Online verfügbar unter www.buergerschaffenwissen.de.

Pettibone, L.; Richter, A.; Ziegler, D.; Bonn, A. & Vohland, K. (2016): *Kompodium der GEWISS Dialogforen zu Citizen Science: Acht Orte – Acht Schwerpunktthemen – Achtsame Diskussionen*. GEWISS Bericht Nr. 12. Helmholtz-Zentrum für Umweltforschung – UFZ, Leipzig, Deutsches Zentrum für Integrative Biodiversitätsforschung (iDiv) Halle-Jena-Leipzig, Leipzig; Berlin-Brandenburgisches Institut für Biodiversitätsforschung (BBIB), Museum für Naturkunde, Leibniz-Institut für Evolutions- und Biodiversitätsforschung – MfN, Berlin. Absehbar verfügbar unter www.buergerschaffenwissen.de.

Schneidewind, U. (2014): *Plädoyer für eine Bürgeruniversität*. DUZ Magazin 2013/8, 30–31.

Shirk, J. L.; Ballard, H. L.; Wilderman, C. C.; Phillips, T.; Wiggins, A.; Jordan, R. (2012): *Public participation in scientific research: a framework for deliberate design*, in: *Ecology and Society* 17 (2), 29.

Von Unger, J. (2013): *Partizipative Forschung: Einführung in die Forschungspraxis*. Wiesbaden: Springer.

Ziegler, D.; Pettibone, L.; Hecker, S.; Rettberg, W.; Richter, A.; Tydecks, L.; Bonn, A.; Vohland, K. (2014): *BürGer schaffen WISSen – Wissen schafft Bürger (GEWISS): Entwicklung von Citizen Science-Kapazitäten in Deutschland*, in: *Forum der Geoökologie* 25 (3), 8–12.

Ziegler, D.; Pettibone, L.; Rettberg, W.; Feldman, R.; Brandt, M.; Schumann, A.; Kiefer, S. (2015): *Potential für lebenslanges Lernen*. Weiterbildung 2015/2, 18–21.

Ziegler, D.; Göbel, C.; Pettibone, L.; Kloppenburg, J.; Schwarzkopf, C.; Vohland, K. (Hg., 2016): *GEWISS Dialogforum: Barcamp Citizen Science – Gemeinsam Freies Wissen schaffen!* GEWISS Bericht Nr. 11. Deutsches Zentrum für Integrative Biodiversitätsforschung (iDiv) Halle-Jena-Leipzig, Helmholtz-Zentrum für Umweltforschung – UFZ, Leipzig; Berlin-Brandenburgisches Institut für Biodiversitätsforschung (BBIB), Museum für Naturkunde, Leibniz-Institut für Evolutions- und Biodiversitätsforschung – MfN, Berlin in Kooperation mit Wikimedia Deutschland e. V. Online verfügbar unter www.buergerschaffenwissen.de.

Danksagung

Dies ist ein gemeinsamer Beitrag des Konsortiums von ‚Bürger schaffen Wissen – Wissen schafft Bürger‘, bestehend aus dem Deutschen Zentrum für integrative Biodiversitätsforschung (iDiv), dem Berlin-Brandenburgischen Institut für Biodiversitätsforschung (BBIB) und dem Leibniz-Forschungsverbundes Biodiversität (LVB), gefördert vom Bundesministerium für Bildung und Forschung (BMBF).

DER GOTHAER MISSIONSKARTOGRAPH – EIN HISTORISCHES BEISPIEL FÜR „CROWDSOURCING“ UND „CITIZEN SCIENCE“ IM 19. JAHRHUNDERT

René Smolarski

Keywords

Reinhold Grundemann, Missionskartographie, Missionsatlas, Geographische Verlagsanstalt Justus Perthes, Gotha

Zusammenfassung

Citizen Science und Crowdsourcing sind an sich nichts Neues. Im Gegenteil! Vor der Institutionalisierung der Wissenschaft war die Einbindung von Laienforschern und Amateuren keine Seltenheit. Dies betrifft insbesondere auch die Geographie und Kartographie, die gerade im 19. Jahrhundert vielfach auf den Arbeiten von Laien beruhte. Ein anschauliches Beispiel dafür ist die Entstehung des Allgemeinen Missionsatlas, welcher zwischen 1867 und 1871 von dem preußischen Theologen Reinhold Grundemann in der Gothaer geographischen Verlagsanstalt Justus Perthes erarbeitet und herausgegeben wurde. Grundemann, selbst weder Missionar noch Geograph/Kartograph, hatte trotz seiner lediglich autodidaktisch erworbenen Kartographiekenntnisse die Möglichkeit erhalten, im Auftrag einer der damals führenden geographischen Kartenverlage seinen über mehrere Jahre gehegten Plan zur Herausgabe eines Missionsatlas umzusetzen. Dabei griff Grundemann, der wohl zurecht als kartographischer Laie bezeichnet werden kann, auch auf umfangreiche Daten zurück, die ihm durch eine entsprechende Crowd, nämlich die Missionsgesellschaften und Missionare selbst, zur Verfügung gestellt wurden. Die Fruchtbarkeit dieses Unternehmens zeigt sich unter anderem daran, dass der entstandene Atlas über viele Jahrzehnte zu einem Standardwerk der Missionswissenschaft avancierte. Auch wenn die Begriffe Citizen Science und Crowdsourcing damals noch unbekannt waren, so kann diese Fallstudie jedoch sehr wohl als ein historisches Beispiel für die ertragreiche und gelungene Einbindung von Laien in die Wissenschaft angesehen werden.

Abstract

Citizen Science and crowd sourcing are nothing new in itself. On the contrary! Before the institutionalization of science the involvement of lay researchers and amateurs was not uncommon. This applies particularly to the geography and cartography, which in many cases was based precisely in the 19th century in the work of these am-

ateurs. An illustrative example of this is the emergence of the *General Mission Atlas*, which was developed between 1867 and 1871 by the Prussian theologian Reinhold Grundemann and published by the geographical publishing house Justus Perthes in Gotha. Grundemann, neither missionaries nor geographer / cartographer, had given the opportunity, despite its purely self-taught acquired cartographic knowledge, to realize his longtime plan to publish a *Missionary Atlas*. And this on behalf of a geographical publisher, who held at that time a national and international leadership. As part of this work Grundemann, from a cartographic view certainly a layman, also used the extensive data that was provided to him by a corresponding “Crowd”, namely the missionary societies and missionaries themselves. The fertility of this cooperation is demonstrated, among other things, that the resulting atlas was seen for many decades as a standard work of Missiology. Even though the terms *Citizen Science* and *crowdsourcing* were still unknown at that time, this case study, however, may well be regarded as a historical example of the fruitful and successful integration of laity in science.

Einleitung¹

Mit den Begriffen *Crowdsourcing* und *Citizen Science* verbindet sich in den letzten Jahren auch in den Geisteswissenschaften eine kontrovers geführte Debatte über das Auslagern konkreter Forschungsaufgaben, wie das Sammeln von Daten oder deren Aufarbeitung bzw. das Einbeziehen von Amateuren und fachfremden Personen, also Laien, in die wissenschaftliche Forschung. Der Mehrwert dieser Ansätze ist nicht unumstritten (Finke 2014). Dennoch ermöglichen sie die Bearbeitung großer Datenmengen, die von einzelnen Wissenschaftlern und in Hinblick auf das häufig begrenzte Budget so nicht vollbracht werden können. Diese Formen der Bürgerbeteiligung waren auch der wissenschaftlichen Forschung des 19. Jahrhunderts nicht unbekannt (Finke 2014, S. 25 ff., Güttler 2014, S. 330 ff. und Jung 2015, S. 45–48). Vielmehr stützte sie sich bis

1 Bei der folgenden Einleitung handelt es sich um eine fiktionalisierte Beschreibung. Diese stützt sich zum einen auf die unveröffentlichten Lebenserinnerungen Reinhold Grundemanns (Grundemann 1922), die dieser kurz vor seinem Tod 1924 zu Papier brachte und die sich heute in Privatbesitz der Grundemann-Nachfahren befinden, einen Bericht des Kupferstechers August Kramer (Kramer 2011) sowie die überlieferte Korrespondenz Grundmanns und entsprechendes Archivmaterial in der Sammlung Perthes.

zum Aufkommen des modernen Wissenschaftsbetriebes sogar in besonderem Maße auf diese Möglichkeiten der Wissensgenerierung, der Wissensverarbeitung sowie des Wissenstransfers. Citizen Science ist somit „alt und neu zugleich“, da es im Kern „tief im Wissensbedürfnis der Menschen verwurzelt ist“ (Finke 2014, S. 25).

Als Peter Reinhold Grundemann im Oktober 1865 das erste Mal sein Büro im dritten Stock des Geschäftshauses des Perthes Verlages in Gotha betrat, ahnte er wohl bereits, welche Bedeutung dieser Ort für ihn und seinen zukünftigen Lebensweg, insbesondere seine publizistischen Aktivitäten, haben würde. Das Gebäude war neu, gerade ein paar Monate zuvor fertig gestellt, aber der Verlag selbst atmete bereits Geschichte. 1785 von dem Rudolstädter Buchhändler Johann Georg Justus Perthes gegründet, hatte er sich seit den 1820er Jahren nicht nur vom Namen her mehr und mehr in eine geographische Verlagsanstalt gewandelt. Die hier gefertigten Karten waren aufgrund ihrer hohen Qualität und Aktualität in der ganzen Welt bekannt und geschätzt. Nicht wenige große Entdecker, Geographen und Kartographen hatten hier gearbeitet oder ihre Erkenntnisse in Kupfer stechen und auf Stein ausführen lassen. Die Luft im Garten roch nach Schwefel und war voll von Summen und Getöse. Es herrschte Ostwind und der Rauch der benachbarten Gießerei zog über den Hof, so dass die Fenster geschlossen bleiben mussten. Nun, im Jahr 1865, herrschte im Hause geschäftiges Treiben. Im Nachbarzimmer arbeiteten Theodor Menke, ein promovierter Theologe, der sich durch die Neubearbeitung von Spruners „Historisch-Geographischen Hand-Atlas“ einen Namen gemacht hatte, sowie die Kartographen Meyer, Schade und Schäfer eifrig an der Neuauflage eben jenes Werkes. Von Zeit zu Zeit trat einer der beiden Geschäftsführer, Adolf Müller, in die Arbeitsräume, um den Fortgang der Arbeiten zu begutachten. In der ersten Etage waren die Kupferstecher am Werk und überführten die Zeichnungen der Kartographen in Kupfer und Stein.

Für den damals 28-jährigen Theologen Grundemann war dies alles neu. Er war kein professioneller Geograph, kein gelernter Kupferstecher, kein ausgebildeter Kartenzeichner. Aber wer war das damals schon? Die Geographie als wissenschaftliche Disziplin war erst im Entstehen begriffen. Viele seiner Kollegen waren Quereinsteiger – Laien. Doch es gab sie, die großen Koryphäen ihrer Zunft, die das Handwerk von der Pike auf er-

lernt hatten, nicht an den Universitäten und höheren Bildungseinrichtungen, sondern in jahrelanger praktischer Ausbildung und kartographischer Tätigkeit. Einer der bekanntesten von ihnen saß in Gotha, nur wenige Schritte entfernt: August Petermann. Nach seiner Ausbildung in Heinrich Berghaus' Kunstschule, wo er das Kartenzeichnen erlernte, und längerer Wirkungszeit in Edinburgh und London war Petermann 1854 vom damaligen Verlagsinhaber Bernhardt Perthes nach Gotha geholt worden und hatte mit der von ihm herausgegebenen Zeitschrift „Mittheilungen aus Justus Perthes Geographischer Anstalt“ ein Publikationsorgan geschaffen, welches als Fachzeitschrift der sich gerade formierenden Geowissenschaften für die nächsten anderthalb Jahrhunderte wegweisend bleiben sollte. Dieser Mann, der Begründer einer ganzen geographischen Ära (Weigel 2011, S. 24–33), war es auch gewesen, der Grundemann ermutigt hatte, seine Tätigkeit als Krankenhaus- und Gefängnisprediger einstweilen aufzugeben und in Gotha seinen seit einigen Jahren gehegten Plan, selbst einen Atlas zu erarbeiten, zu verwirklichen. Doch wie kam es dazu, dass er, der kartographische Laie, sich nun im Auftrag eines weltweit bekannten geographischen Verlages einer Arbeit widmen durfte, die ihn seit Jahren innerlich bewegte? Das Sonnenlicht fiel durch die großen Fenster auf seinen Schreibtisch und seine Gedanken hingen wohl an jenem Tag, der alles in Bewegung bringen sollte.

Es war 1862 – August. Er war soeben aus Berlin zurückgekehrt, wo er auf der Suche nach geeignetem Kartenmaterial mit dem Missionsinspekteur der Berliner Missionsgesellschaft, Johann Christian Wallmann, ins Gespräch gekommen war. Schon früher war ihm der Mangel an gutem Kartenmaterial für das Studium der Mission aufgefallen und er hatte mit einer eigenen Missionsweltkarte (siehe Abbildung 1), die kurze Zeit zuvor beim Geographisch-lithographischen Institut von H. Kunsch in Leipzig erschienen war, versucht, diesem Mangel Abhilfe zu schaffen. Da diese Karte aber nur einen groben Überblick über die Verbreitung der Mission geben konnte, war in ihm der Gedanke gereift, einen Atlas zu erarbeiten, der sich den einzelnen Missionsgebieten in ungleich umfangreicherer Form widmen könne. Von Wallmann erfuhr er, dass auch der Gothaer Kartograph August Petermann die Herausgabe eines solchen Werkes beabsichtigte. Grundemann griff zur Feder.

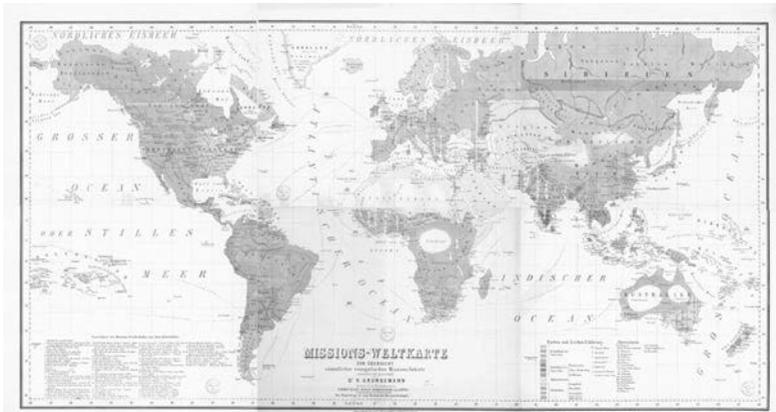


Abbildung 1: Grundemann: Missions-Weltkarte zur Übersicht sämtlicher evangelischen Missions-Gebiete, Leipzig 1862. Quelle: SPK_10_IV.C_B_02 (Forschungsbibliothek Gotha, Sammlung Perthes).

Grundemann: Ein Laie in der Kartographie des 19. Jahrhunderts

In diesem ersten Brief an Petermann, in welchem Grundemann sich nach dem Fortschritt des Projektes erkundigte, gestand er ein, in kartographischer Hinsicht nur eine Laie zu sein. So schrieb er unter anderem:

„Da es mir nun nicht einfallen kann der Arbeit des Meisters meine dagegen jedenfalls nur stümperhafte vorzuschicken, so erlaube ich mir ganz ergebenst die Anfrage, ob Sie jenen Plan noch jetzt verfolgen, und ob wir in den nächsten Jahren von Ihnen solchen Atlas erwarten dürfen. Wo nicht, würde ich mich gedrungen fühlen trotz meiner geringen Leistungen auch dem dringenden Bedürfnisse wenigstens einigermaßen entgegen zu kommen.“ (SPA ARCH MFV 144/2, 2 recto)

Ungeachtet dieses Eingeständnisses empfahl Petermann ihm bereits in seinem ersten Antwortschreiben vom 18. August 1862, er solle doch sein Projekt zur Ausführung bringen (SPA ARCH MFV 144/2, 4 verso), zumal er selbst, so präziserte er etwa einen Monat später, aufgrund anderer Arbeiten in nächster Zeit nicht dazu käme, den geplanten Missionsatlas in

Angriff zu nehmen (SPA ARCH MFV 144/2, 7 verso). Grundemann blieb hartnäckig. Immer wieder sandte er in unregelmäßigen Abständen geographisches und statistisches Material an Petermann und betonte, dass er zwar „in der Sache viel zu sehr Neuling [sei], [...] aber den guten Willen habe, dafür etwas zu arbeiten“ (SPA ARCH MFV 144/2, 14 verso).

Fast zwei Jahre blieben die Antworten Petermanns aus. Dann jedoch reagierte er und nach einem Treffen der beiden, welches zwischen Juli und Oktober 1864 stattgefunden haben muss, empfahl er Grundemann, sich direkt an die Verlagsleitung zu wenden, um diese von der Herausgabe eines solchen Werkes zu überzeugen. Er solle mit seinem Antwortschreiben auch „alles was [er] an Zeichnungen habe, zur Einsicht überschieken, damit [die Geschäftsführung] aus ihnen beurtheilen [kann], welche Übung [er] im technischen zu erlangen Gelegenheit hatte“ (SPA ARCH MFV 144/1, 21 verso). Diese Forderung versetzte Grundemann laut eigener Aussage in „einige Verlegenheit“, da er nur wenige solcher Zeichnungen besaß und die, die er hatte, waren „so beschaffen, daß [er] sie unmöglich als Probe vorlegen konnte“ (SPA ARCH MFV 144/1, 29 verso).

Zur Begründung dieses fehlenden Materials schrieb Grundemann weiter:

„Ich habe das kartographische Zeichnen nie nach Anleitung gelernt. Abgesehen von kindischen Liebhabereien der Schuljahre habe ich mich erst damit beschäftigt, als ich meine Weltkarte zeichnen mußte, die mir in Uebertragung der Contouren aus einer Projektion in die andre zwar einige Uebung gewährte [...] aber keine Gelegenheit gab das Terrain zeichnen zu üben“ (SPA ARCH MFV 144/1, 29 verso).

Trotz dieser ihm bewussten technischen Defizite legte Grundemann seinem Brief an die Geschäftsführung des Perthes Verlages ein Konzept für den zu erarbeitenden Atlas (SPA ARCH MFV 144/1, 22–26), eine vorläufige Einteilung (SPA ARCH MFV 144/1, 31) desselben und eine Probezeichnung (SPA ARCH MFV 144/1, 26 verso) bei (siehe Abbildung 2). Die daraufhin einsetzenden Verhandlungen, die sich über einige Monate hingen, führten letztlich im März 1865 zur Unterzeichnung eines Vertrages (SPA ARCH MFV 144/1, 49–50), welcher Grundemanns Anstellung in Gotha mit dem Ziel der Herausgabe eines allgemeinen Missionsatlas

ab Oktober 1865 vorschah und die dafür notwendigen rechtlichen Rahmenbedingungen regelte.

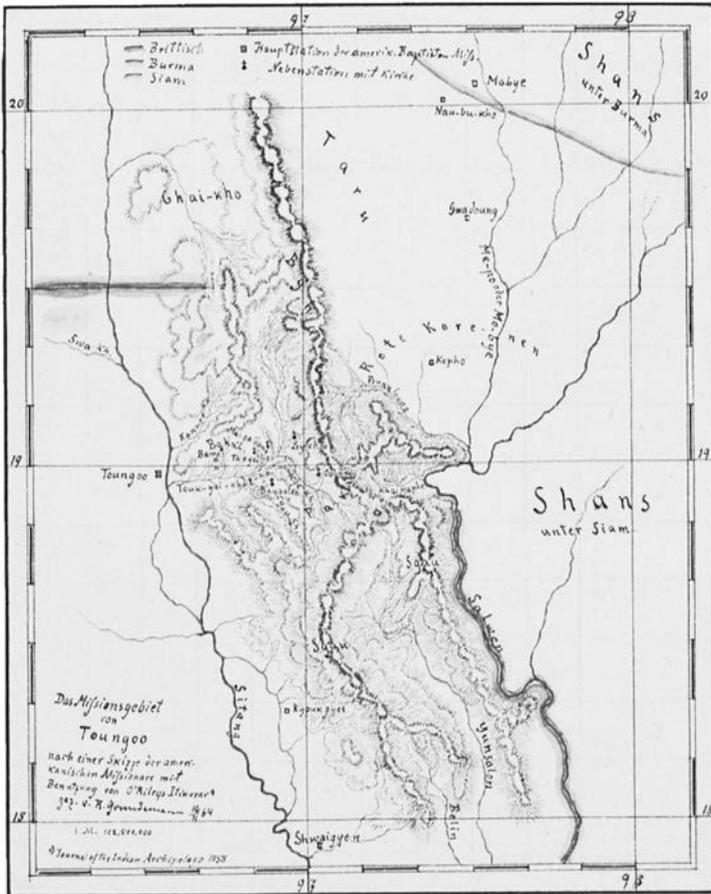


Abbildung 2: Probeskizze Grundemanns über das Missionsgebiet von Toungoo.
 Quelle: SPA ARCH MFV 144/1, 26 (Forschungsbibliothek Gotha, Sammlung Perthes).

Nach einer zur Vorbereitung des Missionsatlas durchgeführten Dienstreise nach England und seinem Umzug nach Gotha trat Grundemann Anfang Oktober 1865 seine Stellung bei Perthes an und erhielt zusam-

men mit anderen werdenden Kartographen Unterricht im Kartenzeichnen, bei welchem der „Meister“ (Petermann) selbst den Vorsitz führte. In seinen Jahrzehnte später entstandenen Lebenserinnerungen, in welchen er seiner nur vier Jahre währenden Zeit in Gotha ein ganzes Kapitel widmete, schilderte Grundemann diese für ihn offensichtlich sehr bedeutsame und bewegende Szene wie folgt:

„Petermanns großer Saal, in dem auch seine reiche Kartensammlung sich befand, war in dem älteren Hauptgebäude. Der Meister führte den Vorsitz über eine Anzahl von Kartographen, die z. T. bereits sehr leistungsfähig waren, daneben Jüngere, die die Kunst erst lernten. Zu denen gehörte ich auch in den ersten Tagen. Petermann schrieb mir das Alphabet der Kartenschrift in verschiedenen Formen vor und ich bemühte mich, wie ein fleißiger Schulbub, es nachzuschreiben. Sehr geschickt muss ich mich wohl nicht angestellt haben. Nach kurzer Zeit wurde mir ein bereits geübter junger Mann² beigeordnet, der meine Zeichnungen kunstgerecht für die Lithographie – die sich in einem anderen Hause befand – fertig zu stellen [hatte].“ (Grundemann 1922, S. 42–43)

Die von ihm selbst konstatierten Schwächen beim Kartenzeichnen taten dem Projekt aber keinen Abbruch und kurze Zeit später machte sich Grundemann, nun offiziell, an die Herausgabe seines Missionsatlas.

Missionskartographie: Das Wissen der Crowd

In den darauf folgenden Jahren widmete sich Grundemann fast ausschließlich dieser Tätigkeit. Er wollte dabei jedoch nicht nur auf bereits vorhandenes geographisches und statistisches Material zurückgreifen, sondern wandte sich direkt an die Missionsgesellschaften, um aktuelle Informationen und korrekte geographische Daten zu erhalten (Vgl. Smolarski 2016). Diese konsequente Einbeziehung der Missionare vor Ort

2 Bei diesem jungen Mann handelt es sich wohl um den Kartographen Gustav Breithaupt (1838–1909), welcher neben anderen, wechselnden Kartenzeichnern die Herausgabe des Missionsatlas über alle Abteilungen hinweg begleitete und kurz zuvor (1864) bei Perthes eingestellt worden war (vgl. Köhler 1987, S. 90).

hatte Grundemann bereits 1864 ins Auge gefasst, als er einen entsprechenden Fragebogen (siehe Abbildung 3) erarbeitete, der über die verschiedenen Missionsgesellschaften an deren jeweilige Missionare ausgesandt, durch diese beantwortet und über die Gesellschaften an Grundemann zurückgeschickt werden sollte.

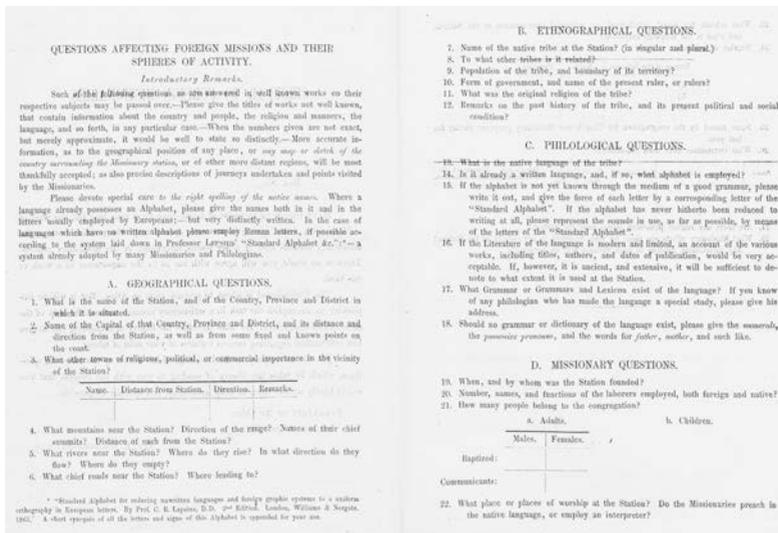


Abbildung 3: Auszug aus dem an die Missionare versandten Fragebogen.
 Quelle: SPA ARCH MFV 144/1, 8 (Forschungsbibliothek Gotha, Sammlung Perthes)

Grundemann plante, diesen Fragebogen „in Form eines Formulars englisch gedruckt und begleitet von einem Briefe des Herr Generalsuperintendenten Hoffmann³ an alle Missionsgesellschaften hinaus“ zu senden. Er selbst wollte diesen Sendungen nur „wenige Worte betreffend der Rücksendung der ausgefüllten Formulare und [eine] Bitte um die Jahresberichte der Gesellschaften beilegen, worunter Herr Professor Lepsius⁴, Profes-

3 Hierbei handelt es sich wohl um den Theologen Ludwig Friedrich Wilhelm Hoffmann (1806–1873), welcher von 1853 bis 1873 als Generalsuperintendent der Kurmark in Berlin tätig war.

4 Carl Richard Lepsius (1810–1884) war ein deutscher Philologe, Historiker und Ägyptologe und seit 1842 Professor an der Universität Berlin. Von nachhaltiger Bedeutung

sor Tholuck⁵ und andere in England gekannte Männer ein kurzes Urteil über das Unternehmen hinzuzufügen die Güte haben wollen.“ In diesem Zusammenhang bat er auch Petermann, „auf diese Weise durch [seinen] werten auch im Ausland so gewichtigen Namen diese Sache zu unterstützen.“ (SPA ARCH MFV 144/2, 19 recto). Nachdem Grundemann von Petermann einige Hinweise bezüglich der in den Circularen zu formulierenden Anfragen erhielt⁶, versandte er diese noch 1864 an die Missionsgesellschaften.

Inhaltlich wurde in diesem Zirkular jedoch nicht allein nach geographischen Angaben gefragt, die sich auf die konkrete Lage der Missionsstationen, auf nahegelegene Städte, Berge, Flüsse und Straßen bezogen, sondern auch ethnographische, philologische und missiologische Informationen erbeten. Auf Basis dieser anfangs nur sehr spärlich eingehenden, „dann aber auf spezielles briefliches Ersuchen bei Empfehlung durch Männern von Einfluss bei den verschiedenen Missions-Gesellschaften bereitwilligst geliefert[en]“ (Grundemann 1867, S. 22) Antworten konnte Grundemann nicht nur auf eine umfangreiche Datengrundlage zurückgreifen, sondern auch einen günstigen Nährboden für die spätere Verbreitung des Atlas bereiten. Denn gerade die Missionare und Missionsgesellschaften, die man auf diese Weise mehr oder weniger aktiv an der Erarbeitung des Atlas beteiligte, galten auch als die wichtigsten Interessenten an den aus diesen Daten gewonnenen Erkenntnissen. Sie wa-

war das 1855 von ihm, im Auftrag der Church Mission Society, entwickelte Standardalphabet, welches zu einer wesentlichen Grundlage der sprachwissenschaftlichen Arbeit einzelner Missionare wurde, die mit dessen Hilfe vor allem die Transkription und Verschriftlichung der indigenen Sprachen unternahmen (vgl. Pugach 2006). Grundemann hatte seinen Schreibern an die Missionsgesellschaften auch einen Abdruck dieses Lepsius-Alphabets beigelegt.

5 Der Theologe Friedrich August Gottreu Tholuck (1799–1877) war 1823 als Professor nach Halle berufen worden, wo er bald zu einem herausragenden Repräsentanten der Hallenser Theologie avancierte. Tholuck, der sich auch sehr für die Bibelgesellschaft und die Mission engagierte, hatte durch seine ausgeprägte Predigtstätigkeit und den intensiven Kontakt mit seinen Studenten, zu denen ein paar Jahre zuvor auch Grundemann selbst zählte, für mehrere Generationen einen prägenden Einfluss auf die Entwicklung der Theologie (Vgl. Christophersen 2008). Zu Tholucks Bedeutung für Reinhold Grundemann siehe auch Grundemann 1922, Band 1, 134–135.

6 Vgl. SPA ARCH MFV 144/2, 25 und SPA ARCH MFV 144/2, 30.

ren somit auch die potentielle Hauptzielgruppe für den Verkauf des fertigen Werkes.

Diese auf die Mithilfe einer „Community“ angewiesene Datenakquise beschränkte sich aber nicht allein auf die genannten Fragecirculare, sondern umfasste auch weitere, von den Missionaren und Missionsgesellschaften zur Verfügung gestellte Informationen, welche in Form von textuellen Beschreibungen, kartographischen Skizzen (siehe Abbildung 4⁷) oder einer Kombination aus beidem an Grundemann übermittelt wurden. Gerade diese Kartenskizzen, die für manches, bisher unerforschte Gebiet vermutlich die ersten ihrer Art waren, waren hierbei von besonderer Bedeutung, gaben sie doch detaillierte Angaben über die geographischen Besonderheiten einer Region oder deren exakte Lage.

Die gesammelten Daten flossen zusammen mit den aus bereits publizierten kartographischen Werken und aus Missionsberichten entnommenen Informationen nicht nur in die entsprechenden Kartenblätter ein, sondern auch und vor allem in die dazugehörigen Begleittexte. Das Wissen der Missionare – aus kartographischer Sicht eine Laien-Community – war somit eine der wichtigsten Grundlagen für den gesamten Arbeitsprozess und nicht unwesentlich für dessen letztliche Aktualität. Dies gilt insbesondere für jene Gebiete, die europäische Forschungsreisende bis dahin entweder gar nicht oder nur in geringem Maße erschlossen hatten. So waren es nicht selten Missionare, die im Zuge ihrer Tätigkeit in weitestgehend unbekannte Gebiete der Erde vordrangen, Informationen aus allen möglichen Bereichen sammelten und häufig selbst ein – aus heutiger Perspektive vielleicht laienhaftes – Interesse für die ein oder andere wissenschaftliche Fragestellung entwickelten.⁸ Immer wieder haben sie dadurch entweder selbst einen bedeutenden Beitrag für die Wissenschaft geleistet oder zumindest den Grundstein für eine anschließende wissenschaftliche Beschäftigung mit den

7 Die hier gegebene Abbildung zeigt eine Kartenskizze, die Grundemann erst nach Vollendung des Missionsatlas (1871) erreichte. Die in der Korrespondenz zum Missionsatlas erwähnten Kartenskizzen wurden den Briefen jedoch entnommen und befinden sich nun wahrscheinlich in der Kartensammlung der Sammlung Perthes.

8 Zur Bedeutung missionarischer Arbeiten in den Sprachwissenschaften siehe unter anderem Roeber 2012 und Smolarski 2010. Zu den kartographischen Vorarbeiten von Missionaren siehe unter anderem Moser 2007.

„Crowdsourcing“ und „Citizen Science“ im 19. Jahrhundert

Die beschriebene Herausgabe des Allgemeinen Missionsatlas im Gothaer Perthes Verlag basierte im Wesentlichen auf den Prinzipien der Laien-Forschung. Der Theologe Reinhold Grundemann, Herausgeber des Werkes, ist in diesem Kontext ein eben solcher Laie wie der weit-aus größte Teil der zuarbeitenden Missionare. Er war weder Kartograph noch Missionar und hatte sich dem Thema vorrangig aus privatem Interesse zugewandt. Auch wenn seine Fertigkeiten im Kartenzeichnen nie die eines professionellen, über viele Jahre geschulten Kartographen erreichten, schaffte er es dennoch, die ihm gestellte Aufgabe zu erfüllen und mit dem 1871 vollendeten Atlas ein Standardwerk der Missionsliteratur (Lehmann 1958, Sp. 1889) zu schaffen, das über viele Jahre hinweg sowohl für die sich langsam als eigenständige universitäre Disziplin etablierende Missionswissenschaft als auch für die Mission an sich maßgebend bleiben sollte. Hierbei gilt es hinzuzufügen, dass die Arbeit des Perthes Verlages sich nicht allein auf das Publizieren des Wissens anderer beschränkte, sondern der Verlag selbst und hier insbesondere Kartographen wie Petermann das Interesse hegten, den wissenschaftlichen Fortschritt voranzubringen (vgl. Petermann 1855 und Brogiato 2008, 19).

Selbstredend verfolgte der Verlag als Wirtschaftsunternehmen vorrangig ökonomische Interessen, doch hieß dies nicht, dass man mit Grundemann einen kostengünstigen Angestellten zu gewinnen dachte, dessen Arbeit das Verlagsportfolio um ein gut zu vermarktendes Produkt erweitern könnte. Ganz im Gegenteil. Grundmanns Jahresgehalt lag nach dem Hauptkontenbuch deutlich über dem des bereits erwähnten Gustav Breithaupt, eines ausgebildeten Kartographen. Und auch „der Meister“ Petermann selbst war nicht übermäßig besser besoldet. Zudem entpuppte sich das Gesamtprojekt als ein Minusgeschäft für den Verlag, da die Verkaufszahlen weit hinter den Erwartungen zurückblieben.

Trotz dieses Verlustes blieb man Grundemann über vier Jahrzehnte verbunden und stand auch danach im Hinblick auf kartographische Belange mit ihm in schriftlichem Kontakt. Zudem konnte man auch weiterhin auf die durch Grundemann erschlossenen Kontakte und Quellen zurückgreifen und diese für andere Verlagsprodukte fruchtbar machen. So produzierte man unter anderem nur wenige Jahre später und auf Vermitt-

lung Grundemanns die Karten für den 1878 erschienenen Missionsatlas der Rheinischen Missionsgesellschaft in Gotha. Grundemann selbst veröffentlichte in späteren Jahren neben etlichen Kartenbeigaben zu anderen Publikationen auch zwei weitere Missionsatlanten, welche aber weder bei Perthes verlegt noch gezeichnet wurden. Diese waren aber bei weitem nicht so umfangreich und beschränkten sich vorrangig auf die Missionsgebiete der deutschen protestantischen Missionsgesellschaften. Das gemeinsame Projekt war also zumindest indirekt für beide Parteien erfolgreich und auch über die Projektdauer hinaus von Bedeutung.

Ein Plädoyer für mehr Bürgerbeteiligung in der Wissenschaft

Der Umgang mit dem Wissen aus der crowd und die Einbindung von Laienwissenschaftlern im 19. Jahrhundert am Beispiel des an Geographie und Kartographie interessierten Reinhold Grundemann kann auch für die derzeitigen Diskurse in diesem Bereich interessante Anregungen liefern. Grundemanns Praxis zeigt auf, wie solche Akteurs-Netzwerke funktionierten und die Qualität der Ergebnisse gewährleistet werden konnte.

Letztlich basierte der Erfolg des Unternehmens nicht allein darauf, dass sich ein interessierter Laie über Jahre hinweg und gegen alle Widerstände für dessen Umsetzung einsetzte und eine begeisterungsfähige Community fand, die ihm die notwendigen Quellen und Daten zur Verfügung stellte, sondern auch darauf, dass eine wissenschaftliche Institution, einer der damals führenden geographischen Verlagsanstalten, ihm die Möglichkeit und notwendigen Ressourcen zur Verfügung stellte, um dieses Projekt zu realisieren.

Eine Unterscheidung zwischen Citizen Science und Crowdsourcing – oder schwacher und starker Bürgerbeteiligung (Finke) – ist dabei nicht zwangsläufig von ausschlaggebender Bedeutung, denn auch „reine Zuarbeit“ von Daten kann von den Beteiligten als motivierend und zielführend empfunden werden. Motivation ist der Schlüssel für die erfolgreiche Umsetzung gemeinschaftlicher Projekte – damals wie heute. Wichtig ist zudem, dass man sich auf Augenhöhe begegnet und solch kollaborative Projekte gemeinsam denkt, entwickelt und durchführt. Das Beispiel Reinhold Grundemanns kann dabei, trotz etwaiger Anachronismen, als

ein Citizen Science-Projekt *avant la lettre* angesehen werden, das Elemente sowohl klassischer wissenschaftlicher Arbeit als auch der Citizen Science und des Crowdsourcing vereint und zum Verständnis und zur Reflexion der Sache an sich beitragen kann. Um ähnliche Projekte in der heutigen Wissenslandschaft stärker zu etablieren, ist es insbesondere vonnöten, diesbezügliche Initiativen zu fördern, Vorbehalten entgegenzuwirken und Begeisterung zu wecken. Wie das Beispiel Reinhold Grundemanns zeigt, sollte in diesem Zusammenhang nicht allein der wissenschaftliche Mehrwert eines Projektes, sondern auch dessen nachhaltige Wirkung auf die beteiligte Öffentlichkeit Berücksichtigung finden. So hatte die Arbeit an seinem Missionsatlas eine so langfristige Wirkung auf den Kartographie-Laien Grundemann, dass er sich nicht nur diesem Thema über Jahrzehnte mehr oder weniger intensiv widmete, sondern auch den beteiligten Institutionen – Verlag, Missionsgesellschaften und geographischen Gesellschaften – lebenslang verbunden blieb. Eine Verbundenheit, die den heute mehr und mehr von Kürzungen bedrohten Kultur- und Wissenschaftseinrichtungen gut zupass käme, um ihre Bedeutung für die Öffentlichkeit stärker zu artikulieren.

Referenzen

Brogiato, H. P. (2008): *Gotha als Wissens-Raum*. In: Lentz, S. (Hg.): Die Verräumlichung des Welt-Bildes. Petermanns geographische Mitteilungen zwischen „explorativer Geographie“ und der „Vermessenheit“ europäischer Raumphantasien. Stuttgart: Steiner, 15–29.

Christophersen, A. (2008): *Tholuck, Friedrich August Gottreu*. In: RGG VIII. 4. Aufl., Tübingen: Mohr Siebeck, 365–366.

Finke, P. (2014): *Citizen Science*. Das unterschätzte Wissen der Laien. München: oekom.

Grundemann, R. (1867): *Ein neuer Missions-Atlas über alle christlichen Missions-Gebiete der Erde*, in: Petermanns Geographische Mitteilungen 13, 22–24.

ders. (1922): *Lebenserinnerungen*. Belzig, unveröffentlichtes Manuskript (in Privatbesitz), 2 Bände.

Güttler, N. (2014): *Das Kosmoskop*. Karten und ihre Benutzer in der Pflanzengeographie des 19. Jahrhunderts. Göttingen: Wallstein.

Jung, M. (2015): „*Citizen Science*“. Eine Programmatik zur Rehabilitierung des Handelns wissenschaftlicher Laiinnen und Laien und ihre Implikationen für die Archäologie, in: *Kritische Archäologie* 4, 42–54. http://www.kritischearchaeologie.de/repository/fka/2015_4_6_Jung.pdf.

Köhler, F. (1987): *Gothaer Wege in Geographie und Kartographie*. Gotha: Haack.

Kramer, A. (2011): *Aus meiner Zeit und meinem Beruf*. Eingeleitet und kommentiert von Petra Weigel, in: Siegel, S. / Weigel, P. (Hg.): *Die Werkstatt des Kartographen*. Paderborn: Wilhelm Fink, 229–257.

Lehmann (1958): *Grundemann, Reinhold*. In: RGG II, 3. Aufl., Tübingen: Mohr Siebeck, 1889–1890.

Moser, J. (2007): *Untersuchungen zur Kartographiegeschichte von Namibia*. Die Entwicklung des Karten- und Vermessungswesens von den Anfängen bis zur Unabhängigkeit 1990. Diss. Dresden (online unter: <http://www.qucosa.de/fileadmin/data/qucosa/documents/766/1197214517582-8480.pdf> [zuletzt aufgerufen 22.04.2016]).

Petermann, A. (1855): *Vorwort*. Mittheilungen aus Justus Perthes' Geographischer Anstalt über wichtige neue Erforschungen auf dem Gesamtgebiete der Geographie 1. Gotha: Perthes, 1–2.

Pugach, S. (2006): s. v. *Lepsius, Carl Richard*. In: Brown, K. (Hg.): *Encyclopedia of Language & Linguistics*. 2. Auflage, Amsterdam/Heidelberg: Elsevier, 45–46. <http://dx.doi.org/10.1016/B0-08-044854-2/02701-2>.

Roeber, K. (2012): *Missionare der Gossner Mission als Forscher und Wissenschaftler*. In: van der Heyden, U./Feldtkeller, A. (Hg.): *Missionsgeschichte als Geschichte der Globalisierung von Wissen*. Transkulturelle Wissens-

aneignung und -vermittlung durch christliche Missionare in Afrika und Asien im 17., 18. und 19. Jahrhundert, Stuttgart: Steiner, 339–357.

Smolarski, R. (2010): *Die sprachwissenschaftliche Arbeit Rheinischer Missionare im Hereroland*, in: Journal of the Namibia Scientific Society 58, 33–55.

ders. (2016): *Reinhold Grundemanns Allgemeiner Missionsatlas und seine Quellen*, in: ProMissKa, 27. Januar 2016, URL: <http://promisska.hypotheses.org/42>.

Weigel, P. (2011): *Die Sammlung Perthes Gotha*, Forschungsbibliothek Gotha. Berlin: Kulturstiftung der Länder, 2011.

III BÜRGERWISSEN SICHERN

CITIZEN SCIENCE IM WIKIVERSUM

Julia Kloppenburg / Christopher Schwarzkopf

Keywords

Wikimedia; Wikiversum; Freies Wissen; freie Lizenzen; Community

Zusammenfassung

Die Aktivitäten von Wikimedia umfassen weit mehr als die allseits bekannte Online-Enzyklopädie Wikipedia. Diese ist nicht nur für ihren Umfang und ihre Vielfalt bekannt, sondern vor allem dafür, dass ihre Entwicklung seit Beginn an von einer ehrenamtlichen Community umgesetzt und organisatorisch wie inhaltlich von dieser zunehmend professionalisiert wird. Auch die anderen Projekte von Wikimedia basieren auf diesem Prinzip, Wissen für jeden frei zugänglich zu machen, welches von Freiwilligen zusammengetragen wird. Dabei zeigen die Projekte zum Kultur- und Wissenschaftsbereich, dass es auch hier eine Vielzahl an Bürgerinnen und Bürgern gibt, die sich in ihren Interessensbereichen engagieren und aktiv an Forschung teilhaben möchten. Gerade die Augenhöhe und der beidseitige Austausch zwischen ihnen und den Institutionen können dabei vorbildhaft für Citizen Science-Projekte in Kultur und Geisteswissenschaften sein.

Abstract

The activities of Wikimedia include a much wider field than just the prominent digital encyclopedia Wikipedia that is not only well-known for its extent and wide range of topics, but also for its emergence, development and professionalisation by a voluntary community. Next to Wikipedia, all other projects of Wikimedia follow the same principles of making knowledge accessible for everybody by volunteers and under free licences. Projects from the fields of science, arts and culture show in particular that there are numerous citizens interested in these topics as well as in being part of related research. Especially the cooperation on eye level and the mutual exchange of ideas, knowledge and experiences can thus be exemplary for citizen science projects in arts and humanities.

Einleitung

Citizen-Science-Projekte, bei denen sich Bürgerinnen und Bürger aktiv an wissenschaftlichen Prozessen beteiligen und ihre Expertise einbringen können, sind kein neues Phänomen. Die meisten Wissenschaftsdisziplinen entstanden aus dem Interesse von Laien und auch nach deren Institutionalisierung nahm die Einbindung interessierter Bürgerinnen und Bürger nicht ab. So beteiligten Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler schon vor hundert Jahren Laien an Forschungsprojekten, beispielsweise im Bereich der Ornithologie.¹

Durch vielfältige gesellschaftliche und technische Entwicklungen, zuvor erst durch das Internet, haben sich die Reichweite und die Möglichkeiten von Citizen-Science-Projekten in den letzten Jahren enorm erweitert. Die von Wikimedia Deutschland e. V. unterstützten Projekte wie Wikipedia, Wikimedia Commons oder Wikidata sind Beispiele großer und erfolgreicher digitaler Citizen-Science-Aktivitäten. Sie sind offen und partizipativ: Alle können darin mitarbeiten und Laien und „Profis“ aus dem Wissenschaftsbereich begegnen sich hier auf Augenhöhe, um gemeinsam Freies Wissen zu erstellen und zu verbreiten. Wie funktioniert die Arbeit in den verschiedenen Projekten? Und was ist überhaupt Freies Wissen?

Das Wikiversum – der Verein und die Projekte

Die gemeinnützige Organisation Wikimedia Deutschland e. V. ist Teil einer weltweiten Bewegung, die sich für Freies Wissen engagiert. Nachdem 2003 die Wikimedia Foundation² als Non-Profit-Organisation zur Förderung Freien Wissens in den USA gegründet wurde, folgte 2004 die Gründung von Wikimedia Deutschland e. V. als erstem nationalen Wikimedia-Verein (auch Chapter genannt). Inzwischen gibt es in insgesamt 45 Ländern Wikimedia-Organisationen, die Wikimedia-Projekte vor Ort unterstützen. Wikimedia Deutschland ist mit rund 80 Mitarbeitenden in der Berliner Geschäftsstelle und etwa 33.000 Mitgliedern die derzeit größte davon.

1 https://en.wikipedia.org/wiki/Christmas_Bird_Count (11.04.2016).

2 <https://wikimediafoundation.org/wiki/Home> (11.04.2016).

Ein weiteres im Kontext von Citizen Science spannendes Projekt ist Wikimedia Commons⁵. 2004 ins Leben gerufen, fungiert es als zentrales Archiv für frei zugängliche Mediendateien wie Bilder, Videos oder Audio-Aufnahmen. Diese Dateien werden ebenfalls großteils von Laien bereitgestellt und können in die anderen Wikimedia-Projekte integriert werden, beispielsweise zur Bebilderung von Wikipedia-Artikeln, jedoch auch für andere Zwecke verwendet werden. Das Archiv umfasst derzeit rund 30 Millionen Dateien, die für die freie Nachnutzung durch jede Person bereitgestellt werden, und ist damit eine der größten Mediensammlungen der Welt.

Das 2012 von Wikimedia Deutschland gestartete Projekt Wikidata⁶ hat zum Ziel, eine freie Wissensdatenbank zu erstellen, die gleichermaßen von Menschen und Maschinen gelesen und gepflegt werden kann. Das Projekt stellt Daten in allen Sprachen der Wikimedia-Projekte bereit und erlaubt einen zentralisierten Zugriff (ähnlich wie Wikimedia Commons). Derzeit umfasst das Projekt rund 18 Millionen Daten. Auch wissenschaftlich erhobene Daten von akademischen wie von Laienforscherinnen und -forschern können hier zur Weiternutzung verfügbar gemacht werden.

Ein weiteres Projekt ist die freie Lehrbuchsammlung Wikibooks⁷, die 2003 gegründet wurde und eine freie Bibliothek mit Lehr-, Sach- und Fachbüchern darstellt. Bislang wurden dort von freiwilligen Autorinnen und Autoren insgesamt 23.284 Buchkapitel in 678 Büchern angefertigt. 79 Bücher sind bereits komplett fertig und stehen zur freien Nutzung zur Verfügung. Da es für jede Aussage in einem Artikel der Wikipedia notwendig ist, eine Quelle anzugeben, und damit die Erstveröffentlichung von Citizen-Science-Erkenntnissen dort nicht möglich ist, stellt Wikibooks eine hervorragende Möglichkeit dar, sowohl bürgerliche Forschung als auch Forschungsk Kooperationen zwischen Bürgern und Wissenschaftlern dort gemeinsam zu verschriftlichen und zu publizieren.

Gemein ist allen Projekten das Prinzip der Offenheit und der Partizipation: Jede und jeder kann dort mitarbeiten. Gemein ist ihnen aber auch,

5 <https://commons.wikimedia.org> (11.04.2016).

6 <https://www.wikidata.org/> (11.04.2016).

7 <https://commons.wikimedia.org> (11.04.2016).

dass es bei ihnen allen um die Erstellung und Verbreitung Freien Wissens geht. Was aber genau ist Freies Wissen?

Freies Wissen und freie Lizenzen

Freies Wissen bedeutet mehr als kostenlosen Zugang zu Wikipedia-Artikeln oder Fotografien auf Wikimedia Commons. „Frei“, im Englischen auch als „open“ bezeichnet, wird nach der Open Definition charakterisiert, die verschiedene Prinzipien zugrunde legt: „Open data and content can be freely used, modified, and shared by anyone for any purpose.“⁸

Erst wenn die Verfügbarkeit für die Allgemeinheit sowie die Möglichkeit der Nachnutzbarkeit und Weiterverarbeitung gewährleistet sind, sprechen wir von freien Inhalten. In den Wikimedia-Projekten wird dies sichergestellt, indem für alle Inhalte auf freie Lizenzmodelle zurückgegriffen wird. Deren grundlegendes Ziel ist es, die Verwendung von urheberrechtlich geschützten Werken zu erleichtern, um die „freie Kultur“ und die „digitale Allmende“ zu fördern. Durch die Verwendung freier Lizenzen wird eine rechtsverbindliche Vereinbarung getroffen, die Rechtssicherheit sowohl auf Seiten der Rechteinhaber als auch der Rechtenutzer schafft. Dem Nutzer werden – je nach Art der Lizenz – weitreichende, lizenzgebührenfreie Nachnutzungsrechte eingeräumt (Kreutzer 2015, S. 8–9). Unter freien Lizenzen können urheberrechtlich geschützte Werke der Wissensallmende zur Verfügung gestellt werden⁹ und Freies Wissen entsteht. „Zur Wissensallmende gehören alle von Menschen geschaffenen Werke, die für jedermann frei zugänglich sind und weiter verwendet werden können. Nur sie gewährleistet, dass alle Menschen beim Zugang zu Informationen, Bildung und Wissen die gleichen Chancen haben“ (Klimpel 2012, S. 5).

⁸ <http://opendefinition.org/> (11.04.2016).

⁹ Einen Überblick über die verschiedenen Creative-Commons Lizenzversionen sowie ihre Nutzung liefert der 2015 veröffentlichte Leitfaden „Open Content – Ein Praxisleitfaden zur Nutzung von Creative-Commons-Lizenzen“, der zusammen von Wikimedia Deutschland e. V., der Deutschen UNESCO-Kommission und dem Hochschulbibliothekszentrum Nordrhein-Westfalen herausgegeben wurde. https://upload.wikimedia.org/wikipedia/commons/c/cd/Open_Content_-_Ein_Praxisleitfaden_zur_Nutzung_von_Creative-Commons-Lizenzen.pdf (Stand: 21.12.2015).

Das digitale Ehrenamt / Freiwillige in digitalen Projekten

Die Wikimedia-Projekte sind mehr als Webseiten, sie sind eine moderne Form des Ehrenamts im digitalen Raum. Tausende Menschen auf der ganzen Welt investieren tagtäglich ihre Freizeit, um Artikel zu schreiben, zu aktualisieren oder Bilder hochzuladen. Zudem existieren innerhalb und auch außerhalb der Wikimedia-Projekte zahlreiche Initiativen, die darauf abzielen, die Inhalte in den Projekten qualitativ stetig zu verbessern und die Freiwilligen untereinander zu vernetzen. So unterhält die Freiwilligen-Community aus den Wikimedia-Projekten mittlerweile in mehreren deutschen Städten eigene Anlaufstellen, unter anderem in Berlin, Hamburg, Köln, Bremen, Hannover und Stuttgart. Diese regionalen Treffpunkte dienen der Vernetzung der Freiwilligen untereinander und sollen eine Plattform bieten für Veranstaltungen wie Fotoworkshops, Jurysitzungen oder Redaktionstreffen sowie für den Aufbau von Kooperationen mit ortsansässigen Institutionen aus dem Wissenschafts- und Kulturbereich. Auch dienen die Treffpunkte als Beratungsstellen für Interessierte, die mehr über die Arbeit in den Wikimedia-Projekten erfahren möchten.

Innerhalb der Wikipedia wurden zudem von den Autorinnen und Autoren Redaktionen und Wikiprojekte¹⁰ ins Leben gerufen, die dem Ausbau und der Verbesserung von Artikeln eines Themenkomplexes innerhalb der Enzyklopädie dienen. Sie sind zentrale Anlaufstellen für die inhaltliche Arbeit, themenspezifische Kommunikation, Quellensammlung und Zusammenfassung von Hilfestellungen und bieten damit den Artikelschreibern wichtige Grundlagen für ihre Arbeit.

Literaturstipendien

Da die Inhalte einer Enzyklopädie immer nur so gut sind wie die Quellen, die ihnen zugrunde liegen, existieren verschiedene Initiativen, die darauf abzielen, den kostenfreien Zugang zu einer möglichst großen Anzahl hochwertiger wissenschaftlicher Quellen zu ermöglichen. So stellt Wikimedia Deutschland im Rahmen von Literaturstipendien¹¹ finanzielle

¹⁰ <https://de.wikipedia.org/wiki/Wikipedia:Redaktionen> (11.04.2016).

¹¹ <https://de.wikipedia.org/wiki/Wikipedia:Literaturstipendium> (11.04.2016).

Mittel zur Anschaffung von Fachliteratur bereit, die von den Autorinnen und Autoren für ihre Arbeit in der Enzyklopädie genutzt werden können. Ebenso werden Gruppenzugriffe auf elektronische wissenschaftliche Literaturdatenbanken ermöglicht.¹² Ähnliche Initiativen gibt es auch auf internationaler Ebene, beispielsweise im Rahmen der Wikipedia Library.¹³ Hier erhalten die Nutzenden auf der Grundlage von inzwischen mehr als 40 Partnerschaften mit namhaften Wissenschaftsverlagen wie De Gruyter oder Oxford University Press Zugriff auf deren ansonsten nutzungsbeschränkte Inhalte und können sie verwenden, um hochwertige Artikel zu schreiben oder zu verbessern und die Erkenntnisse einer breiten Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Damit nehmen sie auch der Wissenschaft selbst einen Teil ihrer Kommunikations- und Vermittlungsaufgaben ab.

Fotowettbewerbe

Jedes Jahr finden verschiedene Fotowettbewerbe der Wikimedia-Communities statt, bei denen Fotos unter einer freien Lizenz in Wikimedia Commons geladen und somit von allen nachgenutzt werden können. Beispiele sind die internationalen Wettbewerbe Wiki Loves Earth¹⁴ und Wiki Loves Monuments¹⁵. Während ersterer darauf abzielt, die Naturdenkmäler und Naturschutzgebiete zu dokumentieren, sollen bei letzterem Bau- und Kulturdenkmäler dokumentiert werden, um das Bewusstsein für die kulturelle Vielfalt zu fördern (siehe Abbildung 2). Daneben dienen die Wettbewerbe aber natürlich auch dazu, möglichst viele Menschen zu motivieren, ihre qualitativ hochwertigen Fotos unter einer freien Lizenz zu veröffentlichen, damit sie innerhalb und außerhalb der Wikimedia-Projekte nachgenutzt werden können.

12 <https://de.wikipedia.org/wiki/Wikipedia:Literaturstipendium/eLitstip> (11.04.2016).

13 https://en.wikipedia.org/wiki/Wikipedia:The_Wikipedia_Library (11.04.2016).

14 <http://www.wikilovesearth.de/> (11.04.2016).

15 <http://www.wikilovesmonuments.de/> (11.04.2016).



Abbildung 2: Der 1. Platz von Wiki Loves Monuments Deutschland 2011, die Anhäuser Mauer. © Memorino/ Wikimedia Commons CC BY-SA 3-0

Kooperationen im Kulturbereich: Glam on Tour und Coding da Vinci

Kulturinstitutionen verfügen über große Datensätze, die auch für die Wikimedia-Projekte und die Öffentlichkeit interessant sind. Digitalisierte Daten von Kulturinstitutionen können, wenn sie unter eine entsprechende freie Lizenz gestellt werden, für verschiedenste Zwecke nachgenutzt werden. Wikimedia möchte diese Datensätze „heben“ und für die Wikimedia-Projekte erschließen und arbeitet deshalb unter dem Begriff GLAM (Galleries, Libraries, Archives und Museums) eng mit Kulturinstitutionen zusammen, beispielsweise bei der Digitalisierung ihrer Kulturgüter, die durch neue Formate die Zugänglichkeit für die breite Öffentlichkeit fördert. Darüber hinaus thematisiert die in Kooperation ausgerichtete Konferenz „Zugang gestalten“, die Rahmenbedingungen der Digitalisierung in deutschen Kultureinrichtungen.¹⁶

¹⁶ <https://upload.wikimedia.org/wikipedia/commons/c/c1/GLAM-Brosch%C3%BCre.pdf> (11.04.2016).

Wikimedia Deutschland hat zudem gemeinsam mit der Deutschen Digitalen Bibliothek (DDB) und der Open Knowledge Foundation Deutschland den Kultur-Hackathon „Coding da Vinci“ ins Leben gerufen, bei dem Kulturinstitutionen Teile ihrer digitalisierten Bestände unter einer freien Lizenz für Entwicklerinnen und Entwickler sowie Designerinnen und Designer zur Verfügung stellen, damit sie von diesen genutzt werden können, beispielsweise um Apps zu programmieren (siehe Abbildung 3). Die Digitalisierung von Sammlungen in Museen, Archiven oder Bibliotheken ist einer der am stärksten geförderten Aufgabenbereiche in Kultureinrichtungen. Die Idee dahinter ist, sowohl für interessierte Laien als auch für Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler die Zugänglichkeit zu Sammlungsstücken zu verbessern. In den meisten Fällen reichen die Projektgelder jedoch nicht über die reine Übertragung von Fotos und Informationen in eine digitale Form hinaus. Mit Coding Da Vinci ergeben sich deshalb Potenziale für neue, lebendige Anwendungen aus digitalen Kulturdaten, die sonst sehr kostspielig und zeitintensiv sind. Auf diese Weise entstehen Projekte, die den fruchtbaren Blick über die eigene Disziplin hinaus zeigen. Mit einem solchen Projekt können neue Zielgruppen und Interessierte für das kulturelle Erbe gewonnen werden. Interessant ist „Coding Da Vinci“ zudem, weil die Quellcodes aller eingereichten Anwendungen zur Weiterverwendung auch anderen Häusern zu Verfügung stehen.



Abbildung 3: Coding da Vinci. © Volker Agueras Gaeng CC-BY.

Über die Zusammenarbeit mit jenen, die programmieren, und den Besucherinnen und Besuchern hinaus haben Institutionen auch ein Interesse daran, Freiwillige kennenzulernen und mehr über die Wikimedia Projekte zu erfahren. Aus diesem Grund hat Wikimedia Deutschland das Format „GLAM on Tour“¹⁷ ins Leben gerufen: Institutionen laden dabei Freiwillige aus den Wikimedia-Projekten zu sich ins Haus ein, um gemeinsam mit ihnen Sonderführungen durch ihre Einrichtung, wissenschaftliche Vorträge über aktuelle Ausstellungen, Fotoexkursionen oder Schreibwerkstätten zu organisieren. Ebenso können Einführungsworkshops für die Wikimedia Projekte von den Freiwilligen für die Angestellten der Einrichtung angeboten werden. Damit sollen langfristige Kooperationen ermöglicht werden, die dazu beitragen, digitalisiertes kulturelles Erbe für die Allgemeinheit zugänglich zu machen, indem freie Inhalte für die Wikimedia Projekte entstehen. Im Ergebnis verbessern sich sowohl die Wikipedia-Inhalte als auch die Sichtbarkeit der Einrichtung im Netz (siehe Abbildung 4).



Abbildung 4: Wikipedia-“Editathon” im Braunschweigischen Landesmuseum Hannover. © Isimon49/ Wikimedia Commons CC 3-0

17 https://de.wikipedia.org/wiki/Wikipedia:GLAM/GLAM_on_Tour (11.04.2016).

Verifizierte Accounts

Institutionen aus dem Wissenschafts-, Kultur- und Bildungsbereich können aber nicht nur Freiwillige aus den Wikimedia-Projekten einladen, sondern auch selbst in Wikipedia und Co. aktiv werden. Das ist für sie durchaus interessant, immerhin verfügen sie häufig über wertvolles Wissen in Form von Daten und Informationen, mit denen sie die Wikimedia Projekte anreichern können und damit auch ihre Sichtbarkeit steigern. Um die Transparenz zu erhöhen und zu verhindern, dass Unbefugte unter dem Namen der Institution oder Organisation auftreten, besteht die Möglichkeit, sich einen eigenen verifizierten Account in Wikipedia anzulegen und dort unter dem eigenen Namen zu editieren.

Schluss

Das Wikiversum fand auf der Tagung zu diesem Band viel Zuspruch. Auch die teilnehmenden Wikipedianer, die sich in ihrer Freizeit schwerpunktmäßig mit einem Thema aus dem Bereich Kultur- und Geisteswissenschaften beschäftigen, brachten ihr Wissen nicht nur in die Diskussionen vor Ort ein. Vielmehr beteiligen sie sich damit tagtäglich freiwillig an Wikimedia-Projekten. Entsprechend begeistert zeigten sich beispielsweise die Vertreterinnen und Vertreter der akademischen historischen und archäologischen Forschung, die nicht selten damit zu kämpfen haben, zeitgemäße Formate zu entwickeln, von denen sich neuer ehrenamtlicher Nachwuchs angesprochen fühlt. Im Vergleich dazu werden Interessierte in den Wikimedia-Projekten von selbst aktiv und machen die Ergebnisse ihres Interesses als Wissen, Bilder und Daten der Öffentlichkeit zugänglich.

Ein Thema während der Tagung waren auch die Publikationsmöglichkeiten für Citizen Scientists bei Wikimedia. Zwar macht das Zitationssystem der Wikipedia eine Erstpublikation nicht möglich, die freiwilligen Autorinnen und Autoren lernen aber, mit Quellen umzugehen und diese einzuschätzen – eine Fähigkeit, die die Geisteswissenschaften zwar perfektioniert haben, aber kaum an Laien vermitteln. Zudem hilft das Wissen der engagierten Laien um die Funktionsweise der Wikipedia auch Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern, ihre Ergebnisse zugänglich und

leicht auffindbar zu machen. Kooperative Projekte wie Wikibooks und Wikimedia-Veranstaltungen sind zwar selbst keine Forschungsprojekte, machen aber eine Vernetzung und Zusammenarbeit auf Augenhöhe möglich, die institutionelle Projekte so oft nicht bieten.

Referenzen

Klimpel, P. (2012): *Folgen, Risiken und Nebenwirkungen der Bedingung „nicht kommerziell – NC“*. Berlin: Wikimedia Deutschland e.V. – iRights.info – Creative Commons. https://irights.info/wp-content/uploads/userfiles/CC-NC_Leitfaden_web.pdf.

Kreutzer, T. (2015): *Open Content – Open Content*. Ein Praxisleitfaden zur Nutzung von Creative-Commons-Lizenzen. Berlin-Bonn-Köln: Wikimedia Deutschland e.V. – Deutsche UNESCO-Kommission e.V. – Hochschulbibliothekszentrum des Landes Nordrhein-Westfalen. https://irights.info/wp-content/uploads/2015/10/Open_Content_-_Ein_Praxisleitfaden_zur_Nutzung_von_Creative-Commons-Lizenzen.pdf.

30 JAHRE HEIMATFORSCHERFORTBILDUNG IN NIEDERSACHSEN. BILANZ UND AUSBLICK

Karl H. Schneider / Anna Quell

Keywords:

Heimatsforschung, Niedersachsen, Qualifizierung, Wissensaustausch, außerakademischer Dialog

Zusammenfassung

Regionale Forschung, besonders historische oder kulturhistorische Regionalforschung, wird häufig von sogenannten „Heimatsforschern“ betrieben. In Niedersachsen geschieht dies in einer Vielzahl von unterschiedlichen Vereinen. Oftmals kennen die „Heimatsforscher“ die Bestände von Archiven, haben Einblick in die private Überlieferung vor Ort und ein großes thematisches Fachwissen. Trotzdem gestaltet sich der Austausch sowohl von Seiten dieser versierten Laien als auch der universitären Regionalhistoriker oft als schwierig. Regional- und Lokalthistorisches Wissen geht dadurch zwangsläufig verloren. In Niedersachsen gibt es aber auch Erfahrungen anderer Art. Dort führte der Niedersächsische Heimatbund ab 1983 systematisch Fortbildungen für Heimatsforscher durch. Sie führten von 1984–1995 zu einer Qualifizierung der Ehrenamtlichen und zu einem Austausch mit der universitären Wissenschaft. Neue Formate versuchen, an diese Arbeit anzuknüpfen, Wissenschaftler für die Bedeutung dieser Aufgabe zu sensibilisieren und neue, auch jüngere Zielgruppen für die Heimatsforschung zu erschließen, die heute in Anbetracht sinkender Fördermittel wichtiger erscheinen denn je.

Abstract

There is a multitude of different non-profit associations in Lower Saxony that engage in researching local history. This large number of associations and the differences in their approaches towards local history renders collaboration of associations, individual private researchers and professional historians difficult. Without a systematic exchange of professional and non-professional research, local knowledge is eventually lost. Workshops and seminars for non-professional researchers addressed this issue between 1984 and 1995 in order to establish closer collaboration of Universities and private researchers and a more fruitful exchange of knowledge between the two. New formats of collaboration are now reviving this endeavour to sensitize scientists of the importance of this task and to develop new and younger audiences for local history

since in the light of declining funding opportunities for this research field new citizen scientists seem to be more important than ever.

Heimatsforschung in Niedersachsen und der Niedersächsische Heimatbund

Regionale Forschung, besonders historische oder kulturhistorische Regional- und Lokalforschung, wird häufig von sogenannten „Heimatsforschern“ betrieben. In Niedersachsen geschieht dies in einer Vielzahl von Vereinen unterschiedlichster Qualität. Oftmals kennen die „Heimatsforscher“ die Bestände von Archiven, haben Einblick in die private Überlieferung vor Ort und ein großes thematisches Fachwissen. Viele haben im Rentenalter ein Studium absolviert und in ihrer jahrelangen Arbeit Kenntnisse erworben, die vielen Universitätsabsolventen fehlen. Ihre ehrenamtliche Arbeit kann man somit als Citizen Science in ihrer Reinform bezeichnen.

Trotzdem gestaltet sich der Austausch sowohl von Seiten dieser versierten Laien als auch der universitären Regionalhistoriker oft schwierig. In Niedersachsen führte der Niedersächsische Heimatbund e. V. (NHB) ab 1984 systematisch Fortbildungen für Heimatsforscher durch. Als Dachverband der Heimatpflege in Niedersachsen (gegründet 1905) vernetzt der NHB ehrenamtliches Engagement, Kommunen, Behörden, Institutionen und Wissenschaft. Vertreter dieser Bereiche finden sich in den sechs Fachgruppen (Archäologie, Denkmalpflege, Geschichte, Kulturlandschaft, Natur- und Umweltschutz, Niederdeutsch und Saterfriesisch), die die Arbeit des NHB fachlich unterstützen. Der NHB ist ein wichtiger Multiplikator, auf niedersächsischer Ebene als Interessenvertreter von mehreren 100.000 Menschen und über 300 Mitgliedern und auf Bundesebene durch seine Mitgliedschaft im Bund Heimat Umwelt (BHU). Eine 1983 durch die Fachgruppe Geschichte durchgeführte Umfrage zeigte, dass sich viele Heimatsforscher fachliche Unterstützung für ihre Arbeit wünschten. Darauf aufbauend konnte durch die gute Vernetzung des NHB in dessen Geschäftsstelle eine Kontaktstelle eingerichtet werden, um den Austausch zwischen Heimatsforschern und institutionalisierten Historikern zu verbessern und wichtige Partner für die Durchführung von Fortbildungsprogrammen zu gewinnen (Hauptmeyer 1984).

Die Heimatforscher-Fortbildung in Niedersachsen (Schneider)

Dies ist weitgehend ein Erlebnisbericht, eine erweiterte Auseinandersetzung mit dem Thema habe ich 2013 vorgenommen, auf die speziell verwiesen wird (Schneider 2013).

Das hohe Interesse an Heimatforschung, das in Niedersachsen zu verzeichnen ist, geht auf einige Entwicklungen in den 1960er und 1970er Jahren zurück. Seit 1966/67 war es an der damaligen Technischen Hochschule Hannover möglich, eine reguläre akademische Ausbildung im Fach Geschichte zu durchlaufen. Hintergrund war der systematische Ausbau der Lehrerbildung in jenen Jahren, der in den 1970er Jahren weiter fortgesetzt wurde. Allerdings kam er Anfang der 1980er Jahre abrupt zum Stillstand. Lehrer wurden nicht mehr benötigt (Aschoff 1981). Das klassische Ausbildungsziel der Historiker war damit beinahe über Nacht verloren gegangen, gleichzeitig war der schnelle Ausbau des Instituts gestoppt worden. Befristet angestellte Mitarbeiter, die bis dahin noch die Chance auf eine Verstetigung hatten, mussten sich nun neue Berufsziele suchen. Zur gleichen Zeit vollzogen sich aber interessante Entwicklungen: Zum einen hatte sich am historischen Seminar der TH Hannover seit Ende der 1970er Jahre eine sehr auf die Region bezogene Form der historischen Arbeit entwickelt, die sich zum Beispiel in einer engen Kooperation mit Museen äußerte. Zum anderen hatte eine weitere Entwicklung eingesetzt: Dörfer und ländliche Gebiete verloren den Nimbus des Rückständigen, die Gebiets- und Verwaltungsreform sowie die neue Attraktivität des Landes als Wohnort hatten dazu geführt, dass das Interesse am kleinen Raum, an der Region und dem Dorf deutlich zugenommen hatten.

Sowohl die historische Forschung als auch das soziale Interesse an Heimat waren also regional besetzt. Die erste Entwicklung förderte zusammen mit der in den Jahren zuvor eingesetzten Veränderung in der Geschichtswissenschaft den Weg zu den Geschichtswerkstätten, zur – in Skandinavien entstandenen – „Grabe, wo du stehst-Bewegung“, die sich auf Lokalgeschichte und die Verbindung der Vergangenheit mit dem gegenwärtigen Alltag konzentrierte, sowie zur Oral History, wodurch arbeitslose Hochschulabgänger die Möglichkeit bekamen, in ihrem er-

lernten Tätigkeitsfeld zu arbeiten. Die zweite Entwicklung förderte ein zunehmendes Interesse an dem eigenen Ort und dessen Geschichte. Dörfer, die ihre politische Selbständigkeit verloren hatten, konnten nicht nur durch die einsetzende Dorferneuerung eine kleine Kompensation erhalten, sondern auch durch die Aufarbeitung ihrer eigenen Geschichte. Historiker wurden deshalb gesucht, um Ortsarchive zu betreuen oder Dorfchroniken zu schreiben. Zudem, und hier gab es eine Schnittstelle zu den Geschichtswerkstätten, bestand in der Dorfbevölkerung mit einer zunehmend größeren Gruppe an Zugezogenen ein neues Interesse an der Geschichte des eigenen Ortes.

Die Entstehung der Heimatforscher-Fortbildungen

Neben diesem strukturellen Interesse waren noch weitere Faktoren notwendig für ein bis dahin einmaliges Projekt in den 1980er und frühen 1990er Jahren zur Fortbildung von Heimatforschern in Niedersachsen. Da war zum einen der Niedersächsische Heimatbund, dessen damaliger Geschäftsführer das Projekt einer „Kontaktstelle“ unterstützte, zum anderen die Ländliche Erwachsenenbildung, die die Veranstaltungen großzügig finanzierte, sodass es nie an Referenten mangelte.

Die Seminare waren ein großer Erfolg, an etwa der Hälfte habe ich selbst als Referent teilgenommen. Die Nachfrage nach Weiterbildungen dieser Art war erheblich (siehe Abbildung 1). Die Themen stellt Anna Quell separat im zweiten Teil dieses Beitrags vor. Wir haben uns damals auf die ältere Dorfgeschichte konzentriert, sind selten bis ins späte 19. Jahrhundert vorangekommen. Schwerpunkte bildeten die ältere Agrar- und Siedlungsgeschichte (die Seminare zu den Flurnamen waren sehr beliebt), daneben propädeutische Seminare. Zur erstmaligen Arbeit im Archiv wurde mit dem Leiter des Staatsarchivs in Bückeburg ein Konzept entwickelt, das sich seitdem größerer Beliebtheit erfreut und es den Teilnehmern ermöglichte, innerhalb eines Tages nicht nur das Archiv zu verstehen, sondern auch erste Rechercheergebnisse vorzulegen. Damit ist ein weiterer wichtiger Partner erwähnt, ohne den unsere Veranstaltungen nicht hätten durchgeführt werden können: die niedersächsischen Archive, insbesondere die Staatsarchive (heute im Niedersächsischen Landesarchiv zusammengefasst) und deren Archivare. Die Hinführung zur Ar-

ROTENBURGER KREISZEITUNG

6 Mittwoch, 18. Januar 1989

Niedersächsischer Heimatbund e.V.

Eingegangen:

20. JAN. 1989

Anlagen: Lokales



Die Heimatforscher sichteten umfangreiche Unterlagen, Kartenmaterial.

(Foto: Löwe)

Historische Quellen über Agrarverfassung, Meierrecht ausgewertet

Zweitätiges Seminar für Heimatforscher

Rotenburg. Heimatforscher trafen sich im Institut für Heimatforschung zu einem zweitägigen Seminar. Eingeladen hatte der Niedersächsische Heimatbund in Zusammenarbeit mit der Ländlichen Erwachsenen-Bildung (LEB). Es war die dritte Veranstaltung für den Bereich Agrargeschichte; sie diente der Abrundung der Kenntnisse durch gemeinsame Arbeit an historischen Quellen bei gründlicher Vorbereitung.

Dr. Petschel als Leiter des Instituts stellte zu Beginn des mit 31 Personen dot besuchten Seminars den Historiker Dr. Karl-Heinz Schneider aus Obernkirchen vor, der den Lehrgang begleitete und in einem Referat einen Überblick über die Entwicklung der Agrarverfassung in Niedersachsen bis 1800 gab.

Zunächst behandelte er die Grundherrschaft im Mittelalter, dann die spätmittelalterlichen Wüstungen und schließlich die Ausbildung des sogenannten Meierrechts. Dieses war bis zur Bauernbefreiung im 19. Jahrhun-

dert das vorherrschende bäuerliche Nutzungsrecht. Er schützte die Bauern vor zu hohen Abgaben an die Grundherren und sicherte ihnen das Erbrecht auf dem Hof zu.

Dr. Schneider nannte das Hauptziel des Seminars: Am Beispiel des Dorfes Unterstedt die Heimatforscher mit den verschiedenen Quellen zur Agrargeschichte vertraut zu machen, vor allem mit der Verkoppelungskarte, dem Kopfschatzregister von 1691 und dem Jördebuch. Letzteres enthält die zu jedem Hof gehörenden Ländereien sowie eine Beschreibung der Gebäude und Abgaben. Zusätzliche Quellen waren die Bestände des Instituts.

Besonders wertvoll war die Anwesenheit von Dr. Erika Köster, sie hatte 1975 eine Doktorarbeit geschrieben in Form einer historisch-geographischen Untersuchungen des Orts- und Flurgefüges zweier Dörfer – Unterstedt und Waffensen. Das dazugehörige Kartenmaterial, darunter Zehntkarten von 1755 mit der Größe der Landflächen jedes Bauern, stand zur Verfügung.

Mitte des 18. Jahrhunderts hatte die Hanoversche Regierung eine Bestandsaufnahme des Ackerlandes durchführen lassen, und zu den Aufgaben des Seminars gehörte es, die Namen der Bauern in Zuordnung der einzelnen Parzellen zu erforschen. Ferner sollten die Besitzverhältnisse um 1755 mit denen der Unterstedter Verkoppelungskarte von 1836/37 verglichen werden.

Auch Bevölkerungsuntersuchungen standen an dem Programm. Anhand einer Steuerliste von 1691/92 und Einwohnerverzeichnissen von 1740 und 1815 wurde festgestellt, wie viel weibliche und männliche Personen vorhanden waren oder die durchschnittliche Personenzahl einer Hofgemeinschaft.

Ein interessantes Feld dürfte auch der „Sechzehn-Pfennig-Schatz“ aus der Zeit um 1550 gewesen sein. Pferde, Vieh und Getreide wurden taxiert, das Einkommen geschätzt und den 16. Teil erhielt Bischof Christoph von Verden, der ständig in Geldschwierigkeiten steckte. rl

Abbildung 1: Auszug aus der Rotenburger Kreiszeitung vom 18. Januar 1989 zur Heimatforscher-Fortbildung, Archiv NHB

chivarbeit nahm bei den Veranstaltungen auch deshalb einen so großen Stellenwert ein, weil das Ziel der Veranstaltungen darin bestand, die vorhandene Qualität heimatgeschichtlicher Arbeiten auf ein Niveau zu heben, das formal wissenschaftlichen Standards entsprach. Hierzu war qualifizierte Archivarbeit dringend notwendig, ebenso aber auch, dass die gefundenen Ergebnisse kontextualisiert wurden. Deshalb war ein zweites wichtiges Thema die Arbeit mit wissenschaftlicher Literatur. Da nicht immer die Seminare in der Nähe einer Bibliothek stattfinden konnten, mussten wir die wichtigste Literatur zu den Teilnehmern bringen – manchmal war mein Kleinwagen komplett mit Büchern voll. Heute würde vieles davon über das Netz frei verfügbar sein.

Als thematische Einführungen wurden, wie schon angedeutet, vor allem Themen aus der Geschichte des ländlichen Raumes, der Agrargeschichte und der Siedlungs- und Flurgeschichte, ausgewählt, wobei als zeitliche Grenze die Zeit des Kaiserreichs, also die Zeit bis zum Abschluss der Agrarreformen zu nennen ist. Das hatte praktische Gründe: Zum einen befand sich gerade die Frühneuzeitforschung in einem Umbruchprozess. Dann gab es mehrere Referenten, die in diesem Bereich vornehmlich arbeiteten. Und schließlich wurden diese Themen von den Teilnehmern nachgefragt. Erstaunlich ist, dass Aspekte wie historische Demographie kaum angeboten wurden. Probleme bereitete die Zeitgeschichte, hierzu wurden nur wenige Veranstaltungen durchgeführt.

Ein weiteres Thema bildete die Frage, wie eine „gute“ Ortschronik aussehen könnte. Dabei war allen Beteiligten klar, dass es nur darum ging, ein spezielles Problemverständnis zu entwickeln, nicht „die“ richtige Form einer Chronik zu finden. Schließlich wurden gerade in diesem Kontext alternative Formen der Ortsgeschichte, allerdings alle ohne irgendeinen Bezug zum Internet, diskutiert und vorgestellt.

Die Veranstaltungen waren Fortbildungen, d. h. aber nicht, dass die Teilnehmer nur passive Rezipienten waren, sondern sie griffen aktiv in das Seminarsgeschehen ein. Die meisten Veranstaltungen waren in einem Dreierschritt angelegt: 1. Vortrag, 2. Gruppenarbeit, 3. Plenum mit Vorstellung der Gruppenergebnisse sowie zusammenfassender Diskussion. In der Gruppenarbeit sowie dem Plenum hatten die Teilnehmer die Möglichkeit, ihre eigenen Arbeitserfahrungen einzubringen und miteinander

zu diskutieren. Von dieser Möglichkeit wurde reger Gebrauch gemacht. Die Teilnehmer spiegelten zudem sehr unterschiedliche Kenntnisstände wider: vom neugierigen Neuling hin zum erfahrenen Heimatforscher. Dabei gab es auch Teilnehmer, die keineswegs dem Klischee des engstirnigen Heimatforschers entsprachen, sondern teilweise beachtliche Arbeiten im Bereich der Ortsgeschichte vorzuweisen hatten. Wichtig ist, dass die Bezeichnungen hier geschlechtsneutral zu verstehen sind, zwar waren die Männer in der Überzahl, aber gerade die Frauen nahmen sehr aktiv am Seminaregeschehen teil.

Wir Dozierende waren in diesem Zusammenhang mehr als Lehrende, wie mussten zuhören, diskutieren, beraten, unterstützen. So ist es kein Wunder, dass wir in diesen Jahren selbst viel gelernt haben. Die Ergebnisse sprachen für sich. So machten damals Teilnehmer ihre ersten Archiverfahrungen, die in durchaus sehenswerte Veröffentlichungen mündeten, wie etwa bei Heinrich Medefind (Medefind & Allewelt 2000). Schließlich wurde auf Anregung des Autors auch eine eigene Schriftenreihe für Heimatforscher herausgegeben, die sinnvollerweise mit einem Heftchen für die Arbeit mit Literatur begann (Schneider 1987).

Das Ende der Fortbildungen

Doch dieses erfolgreiche Projekt endete – irgendwann, in einem langsamen Prozess des Aufhörens. Das hatte wiederum sehr viele, auch persönliche Gründe. Die Arbeit der Kontaktstelle endete nach mehreren personellen Wechseln und dann fehlender Finanzierung. Damit war das zentrale Bindeglied verloren gegangen. Ohne ein organisatorisches Zentrum, ohne vertrauenswürdige Ansprechpartnerin für alle beteiligten Seiten war die Arbeit nicht fortzusetzen. Daraus lässt sich der Schluss ziehen, dass erfolgreiche Kooperation zwischen Laien und Wissenschaftlern eine vermittelnde Koordinierungsstelle benötigt. Diese Stelle muss mit einer sachkundigen und kommunikativen Person besetzt sein, die – und das erscheint mir äußerst wichtig – über einen längeren Zeitraum bei allen Beteiligten, Lehrenden, Laien und Geldgebern, ein derartig Maß an Vertrauen aufgebaut hat, dass das Konzept auch mit „Leben“ gefüllt werden kann. Kurzfristige Projekte erscheinen vor diesem Hintergrund zweifelhaft.

Heimatsforschung und Niedersächsischer Heimatbund (Quell)

Die Kontaktstelle des Niedersächsischen Heimatbundes e. V. (NHB) wurde im April 1984 mit dem Ziel eingerichtet, Heimatforscher in Niedersachsen in ihrer Arbeit zu qualifizieren und Kontakte zur universitären Regionalgeschichte herzustellen. Zu ihren Aufgaben gehörte zunächst die Sammlung der Kontaktdaten von Heimatforschern in ganz Niedersachsen sowie die Durchführung einer Bedarfsumfrage. Die Ergebnisse dieser Umfrage waren grundlegend für die thematische Ausrichtung der ersten Seminare, die gemeinsam mit der Ländlichen Erwachsenenbildung, örtlichen Vereinen oder nur durch den NHB ausgerichtet wurden. Von 1984–1994 wurden insgesamt über 70 Veranstaltungen in ganz Niedersachsen mit sehr diverser Ausrichtung durchgeführt, die die von Karl H. Schneider beschriebene große Nachfrage genossen.

Zuvor war der Kontakt zu akademischen Historikern eher selten gewesen und einige Heimatforscher misstrauten den regional tätigen Wissenschaftlern aus Universitäten oder standen ihnen sehr skeptisch gegenüber, da sie glaubten, von der Wissenschaft nicht ernst genommen zu werden. Auch die institutionalisierten Wissenschaftler wollten meist nichts von den „Heimatforschern“ wissen. Sie zweifelten an der Qualität und den wissenschaftlichen Standards, zogen Arbeiten von Heimatforschern auf ihrem eigenen Forschungsgebiet gar nicht in Betracht. Als gleichberechtigte Partner wurden sie selten angesehen, obwohl die Arbeit dieser Gruppe aktiver und kompetenter Laienforscher auch für übergreifende wissenschaftliche Arbeiten nutzbar gemacht werden könnte.

Die Kontaktstelle wurde auf Initiative einiger Mitglieder der Fachgruppe Geschichte eingerichtet. Besonders die Erfahrungen von Carl-Hans Hauptmeyer waren dabei wesentlich. Er hatte in den 1970er Jahren viel Kontakt zu Heimatforschern, die eine angemessene Würdigung ihrer Arbeit durch die Wissenschaft vermissten. Hauptmeyer teilte diese Meinung nur zum Teil, denn die Arbeiten von Heimatforschern wurden seiner Ansicht nach bereits durch „die Wissenschaft“ rezipiert, während er andere aus verschiedenen Gründen als „nicht wissenschaftsfähig“ beschrieb. Er führt dazu sowohl methodische Mängel als auch eine vorhandene ideologische Prägung an. Viele Heimatforscher wollten, so Hauptmeyer, ihre Arbeitsweise verbessern und neue Perspektiven gewinnen

(Hauptmeyer 1987, S. 78). Die Befragung der Heimatforscher bestätigte diese Erfahrungen. Angeboten wurden deshalb zum einen Grundlagen-seminare, in denen sich die Teilnehmer unter Anleitung erfahrener Wissenschaftler mit dem Lesen historischer Handschriften, der Arbeit in Archiven und Bibliotheken, der Durchführung von Zeitzeugeninterviews, der Gestaltung von Ausstellungen oder dem Umgang mit historischen und modernen Karten beschäftigten.

Zum anderen gab es Seminare, die sich spezielleren Themen widmeten, wie der Flurnamenforschung, verschiedenen Themen der Agrargeschichte, niedersächsischer Kirchengeschichte oder neuen Strategien der Vereinsarbeit.

Die überwiegende Mehrheit der Seminare wurde zu den Grundlagen der Heimatforschung angeboten. Wie Karl H. Schneider beschrieben hat, gab es in der zehnjährigen Arbeit der Kontaktstelle nur ein Seminar zum Thema Nationalsozialismus sowie ein weiteres zur Geschichte der Juden in Niedersachsen. Generell fehlten Seminare, die Themenbereiche der Neueren Geschichte oder der Zeitgeschichte ins Zentrum stellten.

Ute Bertrang, die erste Mitarbeiterin der Kontaktstelle im NHB, beschrieb die Zielsetzung der Seminare 1985 folgendermaßen: „[...] Es muß einmal das Wissen vermittelt werden, welche Hilfsmittel es gibt, wo und wie man sein Material überhaupt suchen kann. Hier sehe ich eine ganz besondere Verpflichtung der Wissenschaftler, den Laien zu helfen bei der Beseitigung ganz unnötiger und relativ einfacher Schwierigkeiten [...].“ (NHB Archiv 1985) In den Seminaren wollte sie „keine wissenschaftlichen Detailkenntnisse über historische Forschung“ vermitteln, sondern vielmehr ein „Forum des Erfahrungsaustausches und der gegenseitigen Information“ (NHB Archiv 1985) bieten, da sie die Isolation der Heimatforscher für das größte Problem hielt (NHB Archiv 1985). Für Bertrang stand fest, dass die Heimatforscher, die in der Kontaktstelle des NHB Kurse besuchten und im Laufe der Zeit qualitativ sehr gute Arbeit leisteten, trotzdem nur wissenschaftsnahe Forschung betreiben konnten. Sie appellierte an die Teilnehmer, das Gelernte umzusetzen und ihre Arbeit für andere nachprüfbar zu machen. Auch vertrat sie die Meinung, dass Laien sich nicht jedem Themengebiet widmen sollten, wenn ihre Kenntnisse nicht dazu ausreichten, wie zum Beispiel bei der Unter-

suchung mittelalterlicher Quellen (NHB Archiv 1985). Nichtsdestotrotz sah sie den Austausch und die gemeinsame Arbeit von Historikern und Heimatforschern als sehr wichtig an (Bertrang 1990).

Aber wer waren die Personen, die die Seminare der Kontaktstelle in Anspruch nahmen? Auf der Grundlage ihrer Erfahrungen erstellte Ute Bertrang 1990 eine Typologie für Heimatforscher, die an deren Definition von Carl-Hans Hauptmeyer angelehnt war (Bertrang 1990, S. 47). Hauptmeyer beschrieb den durchschnittlichen Heimatforscher 1987 als männlich, in der Regel über 65 Jahre alt, wirtschaftlich gut situiert und sozial abgesichert, der sich durch eine große Lernbereitschaft, ein langjähriges Interesse an Heimat und Geschichte sowie eine große Bereitschaft für hohe zeitliche und finanzielle Investitionen in sein Hobby auszeichnete (Hauptmeyer 1987, S. 78). Auch Bertrang konnte den Altersdurchschnitt durch Erhebungen bei den Veranstaltungen der Kontaktstelle bestätigen, ebenso die große Lernbereitschaft der Heimatforscher und deren Willen, Zeit und Geld in ihre Arbeit zu investieren. Viele Heimatforscher fuhren durch ganz Niedersachsen, um an einem Seminar teilzunehmen, und waren bereit, die Kosten für ein solches Seminar zu tragen. Bertrang attestierte den teilnehmenden Heimatforschern aber auch eine große Fragefreudigkeit und ein hohes Mitteilungsbedürfnis, weshalb sie den Austausch mit ihnen so sehr schätzte. Während Hauptmeyer die Heimatforschung unter anderem als einen Rückzug in eine romantisierende Vergangenheit betrachtete, widersprach Bertrang hier ganz deutlich. Für sie waren Heimatforscher vor allem deshalb aktiv, weil sie die Geschichte des Ortes bewahren wollten und sich als lokales Gedächtnis verstanden. Für Bertrang gab es den einfachen Sammler, der unreflektiert sammelt, den systematischen Sammler, der gut geordnet vorgeht, sowie den fortgeschrittenen Sammler, der seine Sammlung anhand wissenschaftlicher Fragestellungen aufbaut, was auch eine Nutzung durch institutionalisierte Forscher möglich macht. Daneben gab es für Bertrang auch den „Drachen auf seinem Schatz“, einen langjährigen Sammler, der seine Sammlung niemanden zugänglich macht, den Vielschreiber, der ein umfassendes Wissen besitzt und viele, häufig gleiche Ortsgeschichten schreibt, sowie den kommunikativen Heimatforscher, der freundlich und hilfsbereit auftritt, aber sehr empfindlich reagieren kann, wenn seine Mithilfe nicht angemessen gewürdigt wird (Bertrang 1990, S. 50–51).

Die Nachwirkungen der Heimatforscher-Fortbildungen

Die Arbeit der Kontaktstelle in Niedersachsen wurde 1994/95 aus personellen und finanziellen Gründen eingestellt. Ihre Wirkung blieb jedoch noch über Jahrzehnte spürbar. Immer wieder erreichten die ehemaligen Veranstalter Fragen zur erneuten Durchführung von Seminaren und Fortbildungen. Mit den Tagen des Heimatwissens, die 2015 erstmals ausgerichtet wurden, soll an diese Arbeit angeknüpft werden. Die Tagungen erfüllen dabei verschiedene Funktionen. Zum einen möchte der NHB sich ein Bild über die aktuelle Arbeit der Heimatforscher in Niedersachsen machen und herausfinden, wer sie sind, wo sie arbeiten, was sie interessiert und was sie brauchen. Des Weiteren bieten die Tagungen die Möglichkeit, Heimatforschung und institutionalisierte Wissenschaft zusammenzubringen und einen Austausch über aktuelle Arbeitsschwerpunkte anzuregen. Dabei kann gleichzeitig erfragt werden, ob eine Zusammenarbeit oder Unterstützung beider Seiten überhaupt gewollt ist.



Abbildung 2: Teilnehmer auf dem Tag des Heimatwissens im Museumsdorf Cloppenburg, Juni 2015. © Michelle Kortz (NHB)

Der erste Tag des Heimatwissens fand im Juni 2015 im Museumsdorf Cloppenburg statt (siehe Abbildung 2), eine zweite Veranstaltung im Sep-

tember im Museumsdorf Hösseringen (siehe Abbildung 3). Als Veranstaltungsform wurde eine Tagung (Niedersächsischer Heimatbund e. V. 2015) mit anschließenden Workshops gewählt. Grundlegendes Thema war der Erste Weltkrieg. Die einführenden Vorträge zum Themengebiet gaben einen kurzen Einblick in aktuelle Forschungsergebnisse. In den anschließenden Workshops wurde über die Quellen diskutiert, die es zum Ersten Weltkrieg in der Region gibt und die von den Heimatforschern genutzt werden. Im Vordergrund der Diskussionen in den Workshops stand die Arbeit der Vereine, deren Ausrichtung und ihre bisherigen Ergebnisse. So wurden regionale und konfessionelle Unterschiede diskutiert und immer wieder eine Rückkopplung zum aktuellen Forschungsstand gesucht.



Abbildung 3: Intensive Gespräche auf dem Tag des Heimatwissens im Freilichtmuseum Hösseringen, September 2015. © Constanze Rüter (NHB)

Besonders die Abschlussdiskussion brachte einige wichtige Erkenntnisse: Die Heimatforscher wünschen sich mehr Möglichkeiten zum Ideen- und Arbeitsaustausch in Form von Tagungen, Workshops und Betreuungsmöglichkeiten, sowohl unter den Heimatforschern als auch mit der universitären Wissenschaft. Sie wünschen sich eine größere Wertschätzung ihrer ehrenamtlichen Arbeit und eine genauere Definition der Rahmenbedingungen ehrenamtlicher Arbeit, besonders wenn es um die Mitarbeit und den Aufbau von Archiven geht.

Fazit

Die Tage des Heimatwissens haben einen Bedarf der Heimatforscher angesprochen und Probleme gezeigt, die sich nicht von den Wünschen der Heimatforscher der 1980er Jahre zu unterscheiden scheinen. Worin könnten die Gründe dafür liegen? Die Heimatforscher sind nach wie vor eine sehr heterogene Gruppe. Während einige den Austausch suchen, verschließen sich andere einer Zusammenarbeit mit örtlichen Vereinen, Arbeitskreisen oder Wissenschaftlern. Damit bleibt es trotz Internet auch für Dachverbände wie den NHB schwierig, Angebote zu entwickeln und wichtige Räume des Dialogs zu schaffen.

Die Heterogenität der Heimatforscher zeigt Parallelen zu den Erfahrungen der Kontaktstelle, in der „Qualität“ ihrer Arbeiten und dem eigenen Anspruch an diese. Soll es eine wissenschaftliche Abhandlung über Ortsgeschichte sein oder eine nette Erzählung über die Vergangenheit? Vielleicht zeigt sich hier ein wesentliches Problem bei der Rezeption von Heimatforschung, sei es in der Öffentlichkeit oder im wissenschaftlichen Kontext (Hauptmeyer 1987). Heimatforschung ist Forschung über Heimat. Heimat ist subjektiv. Kann Heimatforschung deshalb nicht objektiv oder wissenschaftlich-rational sein? Ja und nein. Heimatforschung schafft Wissen. Wie mit diesem Wissen umgegangen werden kann oder muss, sollte im Einzelfall entschieden werden. Die Tage des Heimatwissens haben jedoch gezeigt, dass der Austausch zwischen den verschiedenen Wissensschaffenden nicht weiter vernachlässigt werden sollte, da sonst wichtiges lokales Wissen verloren gehen kann. Hierfür müssen Formate gefunden werden, die auch neue Zugänge mit einschließen und Personen ansprechen, die sich sonst nicht mit der Arbeit eines Heimatvereins auseinandergesetzt hätten.

Die Distanz zwischen ehren- und hauptamtlichen Historikern hat sich im Vergleich zu den 1980er Jahren nur wenig verändert. Nach wie vor sind die Interessen beider Seiten sehr unterschiedlich und Dialogräume gibt es kaum. Entscheidend für eine Annäherung auf Augenhöhe ist nach wie vor der persönliche Kontakt. Die Tage des Heimatwissens zeigen, dass sich viele Heimatforscher Fortbildungen wünschen. Die Themen scheinen sich dabei nicht verändert zu haben, nach wie vor möchten sich viele über das Erstellen von Dorfchroniken informieren. Aber die

Heimatpflege in Niedersachsen geht auch andere, neue Wege. Viele Vereine stellen ihre Arbeiten beispielsweise online zur Verfügung. Die Entwicklung ist jedoch langsam. Wo die Bedürfnisse der Heimatforscher in Niedersachsen aktuell liegen, muss erneut untersucht werden.

Die derzeitige Situation ist aus wissenschaftlicher Sicht nicht einfach. Für universitäre Historiker ist die Kooperation mit Laien leider noch immer wenig attraktiv. Sie sind in Forschungsprojekte eingebunden, die anderen Regeln folgen als die der Arbeit mit Laien. Insofern sind derzeit zu große Erwartungen nicht sinnvoll. Umgekehrt gibt es auch bei den Laien eigene Interessen. Zwar waren schon in der Vergangenheit neben den universitären Wissenschaftlern andere Historiker, wie Archivare, eine wichtige Stütze für die Fortbildungen des NHB. Gleichwohl sind engere Kooperationen nicht einfach „aus dem Stand“ entwickelbar. Nur durch Vertrauen und praktische Arbeit wird es möglich sein, in einem längeren Prozess zu einer engeren, inhaltlich für beide Seiten ertragreichen Zusammenarbeit zu kommen. Auf universitärer Ebene bieten zudem Projektseminare die Chance, dass junge Studierende mit qualifizierten Laien kooperieren. Erste Ergebnisse aus dem Historischen Seminar der Leibniz Universität Hannover zeigen, dass dies durchaus ein Weg sein kann, um Wissenschaft und Laienforschung enger miteinander zu vernetzen. Die Kompetenzen von Heimatforschern sind andere als die von Wissenschaftlern, aber deswegen nicht weniger wichtig. Die entscheidenden Fragen sind deshalb einerseits, wie diese Kompetenzen gestärkt werden können, andererseits, wie eine gleichberechtigte Kooperation neue Erkenntnisgewinne ermöglichen kann.

Referenzen

Aschoff, H.-G. (1981): *Das Historische Seminar*, in: Präsident der Universität Hannover (Hg.): 150 Jahre Universität Hannover. Hannover, 409–411.

Bertrang, U. (1990): *Gibt es eine Typologie der Geschichtsvereine und der historisch arbeitenden Heimatforscher?*, in: Bertrang, U. (Hg.): *Geschichtsvereine: Entwicklungslinien und Perspektiven lokaler und regionaler Geschichtsarbeit*. Bensberg: Thomas-Morus-Akademie, 41–52.

Hauptmeyer, C.-H. (1984): *Zum aktuellen Verhältnis der Heimatgeschichtsforschung zur wissenschaftlichen Landesgeschichtsforschung in Niedersachsen*. Bericht über eine Befragung nebenberuflich-ehrenamtlich tätiger Historiker im Jahre 1983, in: *Niedersächsisches Jahrbuch für Landesgeschichte* 56, 237–241.

ders. (1987): *Heimatgeschichte heute*, in: Hauptmeyer, C.-H. (Hg.): *Landesgeschichte heute*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 77–96.

Medefind, H.; Allewelt, W. (2000): *Die Kopfsteuerbeschreibung des Fürstentums Braunschweig-Wolfenbüttel von 1678*. Hannover: Hahn.

Niedersächsischer Heimatbund e. V. (Hg., 2015): *Citizen Science*. Zeitschrift Niedersachsen 2015/3. Berlin: Culturcon-Medien.

NHB Archiv (1985): *Protokoll des Seminars „Ansätze für dörfliche Geschichtsforschung im Rahmen der Erwachsenenbildung“*. 19.–21. April 1985.

Schneider, K. H. (1987): *Die Arbeit mit Fachliteratur*. Bausteine zur Heimat- und Regionalgeschichte, 1. Hannover: Landbuch Verlag.

ders. (2013): *Angewandte Regionalgeschichte oder: Erinnerungen an die Anfänge*, in: *Geschichte, um zu verstehen: Traditionen, Wahrnehmungsmuster, Gestaltungsperspektiven*; Carl-Hans Hauptmeyer zum 65. Geburtstag. Bielefeld: Verlag für Regionalgeschichte, 43–54.

PUBLIC HISTORY UND HISTORISCHE GRUNDLAGENFORSCHUNG. DAS PROJEKT „DIE GESCHICHTE DER LANDESMINISTERIEN IN BADEN UND WÜRTTEMBERG IN DER ZEIT DES NATIONALSOZIALISMUS“

Sina Speit

Keywords

Public History; Geschichtsbewegung; Citizen Science; Nationalsozialismus; Landesministerien

Zusammenfassung

Zivilgesellschaftliche Gruppen betrieben in den 1970er und 1980er Jahren die lokale „Aufarbeitung“ der nationalsozialistischen Vergangenheit mit wissenschaftskritischem Impetus als „Geschichte von unten“. Dies war ein nicht zu unterschätzender Impulsgeber für die akademische Wissenschaft und die deutsche Erinnerungskultur. Hieraus hat sich die Public History als Teildisziplin der Geschichtswissenschaften entwickelt, die als eigener Bereich im Forschungsprojekt „Die Landesministerien in Baden und Württemberg in der Zeit des Nationalsozialismus“ verfolgt wird. Als erstes Projekt aus der historischen Grundlagenforschung zu dieser Zeit verfolgt es ein solches Vorhaben in diesem Umfang, berichtet seit Beginn mit zahlreichen Beiträgen aus der laufenden Arbeit der Forschenden und sucht Kontakt zu ExpertInnen, um möglichst breiten Austausch über das Thema zu erzeugen. Die vielfältigen Möglichkeiten der Kommunikation mit interessierten BürgerInnen über digitale Medien stehen dabei im Mittelpunkt. Über die Projekthomepage werden sowohl historische Quellen als auch wissenschaftliche Fragestellungen und Forschungsdebatten aus dem Feld der regionalen Verwaltungsgeschichte zugänglich gemacht. Zudem reflektiert der Projektbereich, welche Barrieren es auf dem Weg zu einem dialogischen Austausch zwischen „Öffentlichkeit“ und einem Forschungsprojekt dieser Art (noch?) zu überwinden gilt.

Abstract

In the 1970s and 1980s, civic groups pursued the reflection of the National Socialist past with critical impetus on local levels as “history from below”. Its function as a catalyst for academic research as well as for German commemorative culture is not to be underestimated. As a result, public history has become an academic sub-discipline

which now forms an own section of the research project “Die Geschichte der Landesministerien in Baden und Württemberg in der Zeit des Nationalsozialismus”. With in the field of basic research on National Socialist dictatorship, the project is the first one that extensively pursues such initiatives, that since its beginning reports about the ongoing research with numerous contributions, and that seeks contact to experts to enable a broadest possible exchange on the topic. The focus lies on the manifold possibilities of communication with interested citizens through digital media. Historical sources as well as scientific issues and debates from the field of regional administration history are made accessible to citizens via the project’s homepage. The public history sector of the research project further reflects what barriers are (yet) to be overcome concerning the exchange between the “public” and historical research.

Einleitung

Wie kann historische Grundlagenforschung mit BürgerInnen in Dialog treten? Diese Frage steht im Zentrum des Public History-Ansatzes des Forschungsprojekts „Die Geschichte der Landesministerien in Baden und Württemberg in der Zeit des Nationalsozialismus“.

Nach diesem Konzept soll die Erforschung der Landesministerien nicht im allseits bekannten Elfenbeinturm der universitären Geschichtswissenschaften verbleiben, sondern es sollen für alle Interessierten außerhalb des Projekts schon während des laufenden Forschungsprozesses Transparenz, Vermittlung und Kontakte in die „Öffentlichkeit“ hergestellt werden. Dabei versteht sich der Projektbereich Public History nicht als nachgeordnete Bearbeitungsinstanz für die Forschungsergebnisse. Vielmehr wird untersucht, wie der Austausch bzw. die Wechselbeziehung zwischen wissenschaftlichem Forschungsprozess und gesellschaftlicher Wissensbildung funktioniert und theoretisch reflektiert werden kann. Hier finden sich Berührungspunkte zu aktuellen Citizen Science-Ansätzen, die das Wissen von BürgerInnen sowie ihre Teilhabe an Forschung in den Mittelpunkt stellen. Diese werden im Bereich der Public History bisher jedoch nicht unter diesem Begriff diskutiert.

Die Entstehung der Public History führt in die Geschichtsbewegung der 1970er und 1980er Jahre zurück, die sich als Laien- oder BürgerInnen-Forschung verstand und wissenschaftskritisch positionierte. Sie

nahm deutlichen Einfluss sowohl auf die akademische Geschichtswissenschaft als auch auf die Popularisierung von Geschichte. Auf diese analogen Ansätze von BürgerInnen-Wissenschaft soll in diesem Beitrag zurückgegriffen werden, um die Ideen und Möglichkeiten von Citizen Science im digitalen Zeitalter in ihren historischen Kontext einzubetten und die heutige Public History im deutschsprachigen Raum mit bürgerschaftlichem Engagement und gesellschaftlichem Interesse an der Erforschung der nationalsozialistischen Vergangenheit in Beziehung zu setzen. Die Überlegungen laufen auf die Frage zu, worauf Public History zurückgreift, wenn sie über Beteiligung und Kommunikation von Forschung in die Öffentlichkeit nachdenkt, und wie sich in Folge die Ansätze und Formate des Forschungsprojekts „Die Geschichte der Landesministerien in Baden und Württemberg in der Zeit des Nationalsozialismus“ in das Umfeld einer zeitgemäßen Wissenschaftskommunikation einordnen lassen.

Das Projekt wendet sich einer der letzten großen Leerstellen in der historischen Erforschung der nationalsozialistischen Herrschaft zu: Es fragt nach der Bedeutung der obersten Landesbehörden im Nationalsozialismus und danach, in welcher Form die Landesministerien an den nationalsozialistischen Verbrechen beteiligt waren. Darüber hinaus wird erforscht, ob in Baden und Württemberg, die in Forschung und Selbsteinschätzung historischer Akteure oft als politisch liberaler als andere deutsche Länder dargestellt wurden, spezifische regionale Verwaltungskulturen existierten, die auch während der zentralistischen Herrschaftspolitik der Diktatur bestehen konnten. Als vermeintlich politisch entmachtete Institutionen fanden die obersten Landesbehörden der deutschen Flächenstaaten in den Geschichtswissenschaften lange Zeit wenig Aufmerksamkeit. Erst in den letzten Jahren hat sich die Forschung von der Annahme gelöst, dass Beamte in den unteren Ebenen für historische Untersuchungen uninteressant seien, weil sie ausschließlich umsetzten, was als Anordnung vom Reich an sie herangetragen wurde. Das Handeln dieser Beamten, darauf deuten theoretische Modelle ebenso wie empirische Befunde hin, kann weder als rein routinetauglich und unpolitisch angesehen werden, noch als vollständig ideologiekonform. Zwar gab es zahlreiche Angehörige der Landesverwaltung, die zur Verschärfung der nationalsozialistischen Herrschaft beitrugen, indem sie der Politik des Regimes in ihrem Zuständigkeitsbereich zustimmten und in aller Härte folgten. Doch ebenso konnten Landesbe-

amte durch Ausschöpfung ihres Handlungsspielraums im behördlichen Alltag entschärfend einwirken – z. B. bei Verfolgungsprozessen. Welche Entscheidungen sie fällten, war somit von wesentlicher Bedeutung für die Herrschaftswirklichkeit im „Dritten Reich“.

Die Durchführung des Forschungsprojekts liegt in den Händen einer aus sechs LeiterInnen bestehenden Historikerkommission und ihren MitarbeiterTeams an den Universitäten Stuttgart, Heidelberg, Freiburg, Bonn und Erfurt. Finanziert wird das Projekt von der Baden-Württemberg-Stiftung. Es entstehen zwei Sammelbände, die erstens die Strukturen und Zuständigkeiten aller Ministerien der zwei Länder sowie die Zivilverwaltung des Elsass behandeln sowie zweitens den o. g. Spezialthemen nachgehen.

Die Geschichtsbewegung als analoge Citizen Science und ihr Einfluss auf die Etablierung der Public History

Public History steht sowohl in ihrer Entstehung als auch aktuell im Kontext außeruniversitärer geschichtswissenschaftlicher Forschung sowie erinnerungskultureller, gesellschaftlicher Praktiken und lässt sich somit an Fragen nach aktuellen Citizen Science-Ansätzen in Kultur- und Geisteswissenschaften rückbinden. Die Begegnung von Profis und Laien – in welchen Konstellationen ist von der institutionellen Gebundenheit und methodischen Ausrichtung abhängig – ist ein wichtiger Aspekt in den verschiedenen Arbeitsfeldern der Public History: in Bildungs- und Forschungseinrichtungen, in Museen und Verlagen, in der Produktion von populären geschichtskulturellen Produkten sowie in Zusammenarbeit mit zivilgesellschaftlichen Gruppen, AnwohnerInnen und ZeitzeugInnen. Hier findet ein Austausch mit bürgerschaftlichen Interessen, Engagement und Wissen statt.

Public History wurzelt in der US-amerikanischen New Social History der 1960er Jahre und dem seit den 1970er Jahren auch in europäischen Ländern steigenden zivilgesellschaftlichen Interesse für Geschichte. Nach dem Erscheinen des internationalen Bestsellers „Grabe, wo du stehst“ des schwedischen Autors Sven Lindqvist (1989), der BürgerInnen in ihrem persönlichen, insbesondere beruflichen Umfeld zu den kompetentesten

ForscherInnen erklärte, gründeten sich zahlreiche bürgerschaftliche Initiativen, die geschichtswissenschaftliche Forschung betrieben. Gleichzeitig begann auf akademischer Ebene die Auseinandersetzung mit dem steigenden gesellschaftlichen Interesse an Geschichte, die in den USA bald zu einer Institutionalisierung führte, beispielsweise durch die Gründung des National Council on Public History im Jahre 1980 (Rauthe 2001, S. 74–147). Die deutschsprachige Public History fand einen wichtigen Ausgangspunkt in der Geschichtsbewegung, die die Gründung und Betätigung zahlreicher Geschichtswerkstätten und -vereine im lokalen Raum (Zündorf 2010, Abs. 4; Tomann u. a. 2011, Abs. 1) beförderte, sowie in der Auseinandersetzung der Geschichtsdidaktik mit dem Phänomen von „Geschichte in der Öffentlichkeit“ (Rohlfes 1978; vgl. auch Rauthe 2001, S. 154–205).

Eine vielzitierte Definition der Public History von Charles Cole nimmt den Aspekt der Forschung durch bürgerschaftliche AkteurInnen mit auf: Public History sei eine Mischung aus Geschichte „for the public, about the public and by the public“ (Cole 1994, S. 11). Cole hatte 21 Essays von AkteurInnen, die an der Schnittstelle zwischen Geschichtswissenschaft und ihrer öffentlichen Vermittlung tätig waren, ausgewertet. Daran wird deutlich, dass Public History nicht nur die Praxis, sondern auch die Analyse von „Geschichte in der Öffentlichkeit“ betreibt (vgl. Zündorf 2010, Abs. 1). Somit beinhaltet sie Potentiale dafür, nicht nur Interessen und Trends der gesellschaftlichen Auseinandersetzung mit Geschichte zu untersuchen – oder diese im Sinne einer Dienstleistung zu bedienen – sondern auch die Wechselwirkung zwischen den Themen der akademischen Forschung und gesellschaftlicher Teilhabe daran in den Blick zu nehmen. So betonen Tomann u. a. mit ihrem Ansatz der „Angewandten Geschichte“ den dialogischen Austausch von Wissenschaft und Öffentlichkeit und beziehen sich explizit auf die erfolgreichen integrativen Ansätze der Geschichtsbewegung. Diese könnten „als ein Beleg dafür gelten, dass Prozesse der wechselseitigen Rückkopplung zwischen zivilgesellschaftlichen Initiativen und der wissenschaftlichen historischen Forschung erfolgreich verlaufen können“ (Tomann u. a. 2011, Abs. 1).

Die Forschung der Geschichtsbewegung wurde „als *gemeinsamer Arbeits- und Lernprozeß von vielen* [sic] – Historikern und Laien, Betroffenen und Interessierten – praktiziert.“ (Heer/Ullrich 1985, S. 20). Laut

Büttner (2009, S. 113) gab es im Jahr 1988 in der Bundesrepublik rund 70 Geschichtswerkstätten und -vereine, die sich überwiegend dem Thema der lokalen NS-Vergangenheit widmeten (Frei 1994, S. 318; Lindemann 2003, S. 82). Nach ihrem Selbstverständnis einer gesellschaftsnahen Wissenschaft gehörte auch die Präsentation und Verbreitung der eigenen Forschungsergebnisse zu den Aktivitäten der HistorikerInnen. Sie führten Stadtrundgänge, Theateraufführungen oder kleine Ausstellungen durch und schufen damit eine Ergänzung zur akademischen Forschung. Das spiegelte sich auch in ihrer Themenwahl und ihren methodischen Zugängen, die erfolgreich in die akademischen Geschichtswissenschaften zurückgespielt wurden und sich unter dem Begriff der „Alltagsgeschichte“ (Lüdtke 1989) etablierten. Dieser fungiere als Sammelbegriff für sämtliche „zentrifugale Neuorientierungen innerhalb des etablierten Rahmens von Geschichtswissenschaft und Geschichtsöffentlichkeit der sozialliberalen Reformära in der Bundesrepublik“, so Lindemann (2003, S. 76–77; vgl. auch von Saldern 2005, S. 12–15). Der Historiker betont dabei, dass die Geschichtsbewegung die akademischen Geschichtswissenschaften nicht abgelehnt, sondern mit ihr zusammengearbeitet habe und teilweise von ihr abhängig gewesen sei. Zudem habe sie den Weg einer Institutionalisierung und Ökonomisierung beschritten. Von Saldern verweist dabei auf den Streit innerhalb der Geschichtsbewegung in der Frage nach der nötigen „Professionalisierung für die Geschichtsschreibung“ (von Saldern 2005, S. 15). Nach dem Abflauen der Geschichtsbewegungen, deren AkteurInnen vielfach in Institutionen und die akademische Geschichtswissenschaft wechselten, hätten die Massenmedien die Präsentation von Geschichte in der Öffentlichkeit übernommen (Lindemann 2003, S. 89). Neben der eher wissenschaftlich angebundenen Museums- und Ausstellungslandschaft wuchsen die multimedialen Räume der Geschichtsvermittlung, wie Kino und Presse, (Privat-)Fernsehen und Internet, in denen eher JournalistInnen als ausgebildete HistorikerInnen tätig seien (Zündorf 2010, Abs. 1; Nolte 2008, S. 137; Bösch/Goschler 2009, S. 9–10). Die Etablierung der akademischen Public History setzt hier an, indem sie dem medialen „Geschichtsboom“ mit einer Institutionalisierung an Universitäten begegnete und gleichzeitig in Verflechtung mit außeruniversitären Berufsfeldern interagierte. Darin liegt begründet, dass Public History heute eng mit nichtakademischen, bildungspoli-

tischen und in hohem Maße mit medialen Praktiken und Interessen verflochten ist.¹

Zu einem erheblichen Anteil fokussieren die öffentlich verhandelte Geschichte und die akademische Public History auf die NS-Vergangenheit; zahlreiche gesellschaftspolitische, aber auch wissenschaftliche Debatten über den Nationalsozialismus wurden öffentlich ausgetragen, in den letzten Jahren erregte beispielsweise die Studie „Das Amt und die Vergangenheit“ intensives mediales Aufsehen. Dieser Schwerpunkt führt allerdings auch zu Kritik, etwa von Samida (2014), die dafür plädiert, das Konzept auf andere Epochen auszuweiten.

In der Ausrichtung des Forschungsprojekts über die Landesministerien liegt begründet, dass hier erneut der Fokus auf die Vergangenheit des Nationalsozialismus gelegt wird. Damit bewegt sich das Projekt thematisch zwar in einem seit vielen Jahren „bespielten“ Bereich der Public History, jedoch mit dem Unterschied, dass diese sich aus der laufenden universitären Forschung öffnet. Dies erfordert eine Anpassungsleistung an mediale Ästhetik und Narrative bei dem gleichzeitigen Anspruch, mit der Kommunikation aus der Grundlagenforschung heraus einen Mehrwert in der Vermittlung von aktueller Forschung zu erzeugen. Darüber hinaus wird sowohl mit diesem Themenfeld als auch mit dem regionalgeschichtlichen Ansatz ein Bezug zur Geschichtsbewegung hergestellt. Hier steht aus, zu untersuchen, ob an das in der Geschichtsbewegung etablierte Interesse an lokalen NS-Vergangenheiten angeknüpft werden kann.

Nicht zuletzt die digitalen Technologien schaffen schließlich eine neue Grundlage für den Austausch zwischen „Wissenschaft“ und „Öffentlichkeit“ und bieten zahlreiche Möglichkeiten nicht nur des Konsums, sondern auch der Teilhabe und Mitgestaltung von Geschichtskultur über Social Media-Kanäle: Den Strukturwandel der Öffentlichkeit hat Habermas beschrieben und das Internet als „integratives Medium“ hervorgehoben, welches „zahlreiche massenmediale Elemente“ verbinde (2011, S. 136).

¹ Nolte verweist auf die innerdisziplinären Entwicklungen, wie die Hinwendung zu räumlichen, bildlichen und erinnerungskulturellen Aspekten der Geschichte, die eine Annäherung von fachwissenschaftlicher und öffentlicher Geschichte begünstigt hätten (2008, S. 140–142).

Es ermöglicht nicht nur die Einbindung verschiedener, z. B. visueller und audiovisueller Formate, durch die an Konsumgewohnheiten von NutzerInnen angeknüpft werden kann, sondern bietet zudem den Mehrwert von partizipativen und dialogischen Angeboten, die einen direkten Austausch auf Augenhöhe ermöglichen. Nicht zuletzt wegen seiner niederschweligen, zeit-, ort- und weitgehend auch finanzunabhängigen Nutzbarkeit ist das Internet ein Raum, der von zahlreichen und vielfältigen, nicht nur akademischen AkteurInnen zur Geschichtsvermittlung und zunehmend auch für digitale Citizen Science-Projekte genutzt wird. Diese Möglichkeiten sind auch für ein universitäres Forschungsprojekt attraktiv, um als Brücke und Interaktionsraum zwischen Fachwissenschaft und Öffentlichkeit genutzt zu werden.

Herzstück unserer Kommunikation: die Projekthomepage

Im Rahmen des Projekts loten wir die Möglichkeiten von Wissenschaftskommunikation auf Basis einer Projekthomepage aus. Insbesondere die Multimedialität erhöht deren Attraktivität, schöpft die technischen Möglichkeiten dieses Formats aus und knüpft an die Sehgewohnheiten von NutzerInnen an.

Quer durch die verschiedenen Angebote auf der Website kommen die Strukturmerkmale des Internet nach Schwabe (2012) in Wechselwirkung mit geschichtsvermittelnden Angeboten zum Einsatz. Hervorzuheben ist zunächst der Faktor der Multimedialität: historische Quellen verschiedenster Gattung können über ein Internetportal direkt zugänglich gemacht werden. Diese reichen im Falle unserer Projekthomepage www.ns-ministerien-bw.de von offiziellen Schriftquellen wie publizierten Reden und Verordnungen über Zeitungsartikel aus den 1930er Jahren bis hin zu privatem oder internem Schriftgut, wie organisationsinternen Briefwechseln oder Memoiren. Hinzu kommen zahlreiche Bildquellen sowie Filmaufnahmen. Die Projekthomepage erfüllt somit in Teilen die Funktionen eines Medien- und Quellenpools und bietet darüber hinaus zahlreiche Verlinkungen zu digitalen Angeboten – z. B. zu vollständigen Scans der Amtsblätter der Landesministerien – von Partnerinstitutionen wie Landesarchiven und Bibliotheken. Klassische Formate der Geschichtsvermittlung, wie Chroniken und Stadtpläne, in denen die Stand-

orte der Landesministerien verzeichnet sind, bieten Orientierung in Zeit und Raum. Die App-Variante der Projekthomepage verknüpft diese außerdem mit Googlemaps und kann direkt in der Stadt genutzt werden.

Ein weiteres Element, das wir uns zunutze machen, ist das der Vernetzung der Inhalte durch Querverweise. Die Potentiale des Hypertexts für die Geschichtswissenschaft hat Krameritsch ausführlich erörtert (2007). Nicht nur durch die Verweise auf weitere themenspezifische Angebote im Netz regen wir in unseren Beiträgen dazu an, weiter zu „suchen, flanieren oder forschen“ (Schwabe 2012). Vor allem innerhalb der Projekthomepage setzen wir die verschiedenen Beitragsformate in Beziehung zueinander. Für LeserInnen ist ein Rückgriff auf Biografien erwähnter Personen sowie auf Quellen im Originallaut und weiterführender oder verwandter Themen möglich. Das Spektrum der Aneignung von Geschichte wird somit um zahlreiche Möglichkeiten und Medien erweitert und deren diskursiver und multiperspektivischer Charakter exemplarisch verdeutlicht.

Das Herzstück des Onlineportals ist der Blog. Hier berichten die Forschenden aus dem Projekt sowie Gastbeitragende in kurzen Texten über ihre Arbeit. Diese werden zumeist um Abbildungen von den historischen Quellen, auf die sie Bezug nehmen, ergänzt. Das Forschungsprojekt stellt die Blog-Rubrik ins Zentrum seines Public History-Angebots, um sich die zahlreichen Möglichkeiten dieses Formats zunutze zu machen. Zunächst sei betont, dass das deutschsprachige Feld der wachsenden geschichtswissenschaftlichen Blogging-Landschaft noch nicht vermessen ist und eine große Diversität aufweist. Zur Orientierung sei auf das Portal de.hypotheses.org verwiesen, wo die Mehrheit der deutschsprachigen sozial- und geisteswissenschaftlichen Blogs vertreten ist.² Diese reichen von reinen Veranstaltungshinweisen über Forschungsjournale bis hin zur Veröffentlichung von Archivmaterial. König/Pallaske (2013) sowie die Beiträge zu Hypotheses-Blogparade „Perspektiven auf das wissenschaftliche Bloggen“³ verweisen auf das besondere medien- und geschichtsdidaktische Potential von Blogs. Fest steht, dass deren Format ein neues

2 <http://de.hypotheses.org/de-hypotheses-org> (17.05.2016).

3 Eine Zusammenfassung ist hier zu finden: <http://redaktionsblog.hypotheses.org/2758> (23.05.2016).

Kommunikationsmittel für HistorikerInnen ist und als Werkzeug sowohl als Diskussions- und Veröffentlichungsmedium im innerakademischen Diskurs als auch für den Wissenstransfer in eine breitere Öffentlichkeit genutzt werden kann. „Dabei kommen Blogs den Lese- und Konsumgewohnheiten der breiteren Öffentlichkeit wesentlich stärker entgegen als wissenschaftliche Papers“ (Hecker-Stampehl 2013, S. 41), sind aber zugleich auch für WissenschaftlerInnen leichter zugänglich und vor allem unmittelbar kommentierbar.

Die in der Blog-Rubrik der Projekthomepage eingestellten Beiträge (ca. 50 seit Januar 2015) divergieren in Form und Umfang stark. Viele stellen ein klar umrissenes historisches Ereignis oder einen konkreten „Fall“ in den Mittelpunkt, etwa ein Dienststrafverfahren⁴ oder die Beerdigung einer Ehefrau eines Ministerialbeamten.⁵ In einigen Beiträgen wird auch die Forschungspraxis an sich thematisiert, z. B. von Marie Muschalek in ihrem Beitrag über den „badischen Aktenknoten“⁶, sowie verschiedene Quellentypen vorgestellt (siehe Abbildung 1), die wesentlich für die Erforschung von Verwaltungs- und Institutionengeschichte sind,⁷ oder fa-

4 Engehausen, F., Ministerialbeamte als Gesinnungsschnüffler: Das Dienststrafverfahren gegen den Konstanzer Lehrer Josef Hecht, 18.4.2016: <http://ns-ministerien-bw.de/2016/04/ministerialbeamte-als-gesinnungsschnueffler-das-dienststrafverfahren-gegen-den-konstanzer-lehrer-josef-hecht/> (17.05.2016).

5 Koch, M., „Abschied von einer deutschen Mutter“ Die Inszenierung der Trauerfeier für die Obermedizinalratsgattin Elisabeth Schmelcher, 29.9.2015: <http://ns-ministerien-bw.de/2015/09/abschied-von-einer-deutschen-mutter-die-inszenierung-der-trauerfeier-fuer-die-obermedizinalratsgattin-elisabeth-schmelcher/> (17.05.2016).

6 Muschalek, M., Der badische Aktenknoten – im Elsass, 17.3.2015, <http://ns-ministerien-bw.de/2015/03/der-badische-aktenknoten-im-elsass/> (17.05.2016).

7 Akten geben Auskunft – Quellen zu Biografien von Verwaltungsbeamten: Koch, M., Teil I – Die Personalakte, 4.5.2016, <http://ns-ministerien-bw.de/2016/05/verwaltungsgeschichte-und-biographische-forschung-akten-geben-auskunft-teil-1-die-personalakte/>; Johannes, D., Teil II – Die politische Beurteilung, 6.5.2016, <http://ns-ministerien-bw.de/2016/05/akten-geben-auskunft-quellen-zu-biografien-von-verwaltungsbeamten-teil-ii-die-politische-beurteilung/>; Hammerstein, K., Teil III – Die Spruchkammerakte; 11.5.2016, <http://ns-ministerien-bw.de/2016/05/akten-geben-auskunft-quellen-zu-biografien-von-verwaltungsbeamten-teil-iii-die-spruchkammerakte/>; Engehausen, F., Teil IV – Die Versorgungsakte, 17.5.2016, <http://ns-ministerien-bw.de/2016/05/akten-geben-auskunft-quellen-zu-biografien-von-verwaltungsbeamten-teil-iv-die-versorgungsakte/> (17.05.2016).

chinterne Diskussion angestoßen, etwa über die Übernahme von historischen Narrativen in die Forschungsinterpretation.⁸

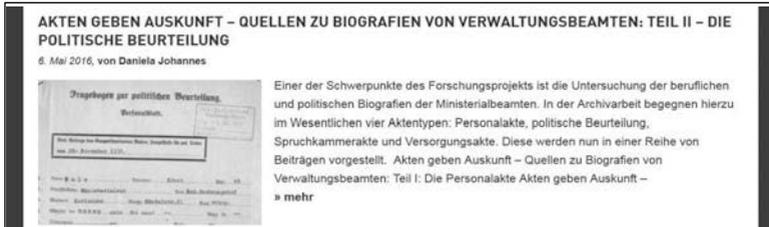


Abbildung 1: In der Reihe „Akten geben Auskunft“ werden verschiedene Quellentypen vorgestellt. <http://ns-ministerien-bw.de/category/blog/> (24.05.2016)

Interviews mit AutorInnen aktueller Publikationen und WissenschaftlerInnen, die in verwandten Forschungsprojekten beschäftigt sind, ergänzen das Spektrum. Hierbei ist das Interview mit Wolfgang Prose (siehe Abbildung 2) hervorzuheben, der mit ehrenamtlichen ForscherInnen Lokalstudien über NS-Täterschaft in Baden und Württemberg herausgibt.⁹

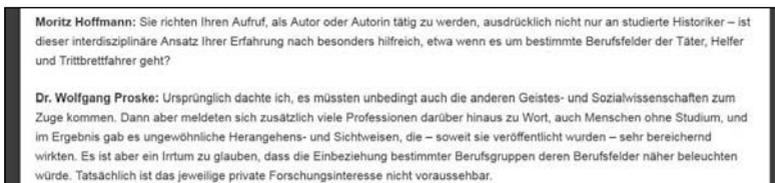


Abbildung 2: Ausschnitt aus dem Interview mit Wolfgang Prose. <http://ns-ministerien-bw.de/2015/11/die-regionale-ns-taeterforschung-voranbringen-interview-mit-dr-wolfgang-prose-herausgeber-der-buchreihe-taeter-helfer-trittbrettfahrer/> (24.05.2016)

⁸ Sowade, T., Geschichte(n) schreiben – Die „Verreichlichung“ der Justiz als Erfolgsgeschichte?, 18.1.2016: <http://ns-ministerien-bw.de/2016/01/geschichten-schreiben-die-verreichlichung-der-justiz-als-erfolgsgeschichte/> (17.05.2016).

⁹ Hoffmann, M., „Die regionale NS-Täterforschung voranbringen...“. Interview mit Dr. Wolfgang Prose, Herausgeber der Buchreihe „Täter, Helfer, Trittbrettfahrer“, 30.11.2015: <http://ns-ministerien-bw.de/2015/11/die-regionale-ns-taeterforschung-voranbringen-interview-mit-dr-wolfgang-prose-herausgeber-der-buchreihe-taeter-helfer-trittbrettfahrer/> (17.05.2016).

Diese Diversität der Beiträge zeigt die Vielfalt und Vernetzungsfähigkeit von Wissenschaft in unterschiedliche akademische und gesellschaftliche Diskurse auf. Über die Kommentarfunktion kann eine Beteiligung oder Kontaktaufnahme von LeserInnen erfolgen. Dies wurde bisher (Stand Mai 2016: 12 Kommentare) nicht sehr häufig genutzt, hat jedoch schon einige wenige „hochkarätige“ Kontakte erbracht, die Aufschluss über mögliche RezipientInnen des Onlineportals zulassen: So hat die Enkeltochter von Ludwig Marum, der als SPD-Abgeordneter und engagierter Gegner der NSDAP 1933 in einem dem badischen Innenministerium unterstellten Konzentrationslager inhaftiert und ermordet wurde, die Filmaufnahmen eines inszenierten badischen Staatsakts kommentiert und von ihrer eigenen Suche nach solcherart Quellen berichtet (siehe Abbildung 3).¹⁰

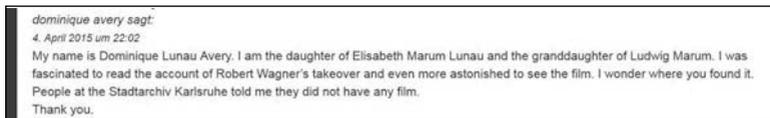


Abbildung 3: Kommentar der Enkeltochter von Ludwig Marum. <http://ns-ministerien-bw.de/2015/01/propaganda-in-bewegten-bildern-der-staatsakt-vom-8-mai-1933/> (24.05.2016)

Ein zweiter Fall hat eine intensive Dynamik zwischen Kommentierenden und Forschenden sowie auf Quellenebene einen erheblichen Mehrwert für das Projekt erbracht. Der Vorgang lässt sich auf der Projekthomepage verfolgen und gibt den Prozesscharakter von Forschung transparent wieder: Kurz nach der Veröffentlichung der Homepage im Januar 2015 wurde in einem Kommentar die Frage aufgeworfen, ob die Witwe des 1940 verstorbenen badischen Kultusministers Otto Wacker nach 1945 eine Rente erhalten habe. Der Verfasser des Beitrags, der die Trauerfeierlichkeiten nach dem Tod Wackers behandelte, konnte diese Frage aufgrund der Forschungslage nur zum Teil beantworten und legte dies in einer Antwort auf den Kommentar ausführlich offen (siehe Abbildung 4). Aufgrund dessen nahm die Schwiegertochter Otto Wackers mit dem Forschungsprojekt Kontakt auf und stellte private Quellen zur Verfügung, auf deren Grundlage der Projektkoordinator Frank Engehausen im Ok-

¹⁰ Kommentar zu: Hoffmann, M., Propaganda in bewegten Bildern: „Der Staatsakt am 8. Mai 1933“, 7.1.2015: <http://ns-ministerien-bw.de/2015/01/propaganda-in-bewegten-bildern-der-staatsakt-vom-8-mai-1933/> (17.05.2016).

tober 2015 einen Blogbeitrag über die „gescheiterten Bemühungen der Ehefrau des badischen Kultusministers Otto Wacker um eine Witwenrente“¹¹ veröffentlichen konnte. Es ist besonders hervorzuheben, dass nicht nur ein Dialog zwischen Forschenden und Interessierten sowie Nachkommen entstehen konnte, sondern gleichzeitig ein Mehrwert für die Forschung sowie die Beantwortung gesellschaftlicher Fragen (der Versorgung von Familien der NS-Elite) – zumindest in einem prägnanten Einzelfall – erzielt wurde.



Abbildung 4: Kommentar und Antwort zur Rente der Witwe Otto Wackers.
<http://ns-ministerien-bw.de/2015/01/die-trauerfeierlichkeiten-fuer-den-badischen-kultusminister-otto-wacker-1940/> (24.05.2016)

Diese interessanten Kontaktaufnahmen zeigen, dass die Informationen zu den hochrangigen NS-Amtsträgern (Biografien, Beiträge) von Menschen, die sich mit der Vergangenheit ihrer Familienmitglieder auseinandersetzen, vermutlich über Suchmaschinen im Internet gefunden worden sind, die anschließend die Angebote der unkomplizierten Kontaktaufnahme direkt über die Website genutzt haben. In den anderen Kommentaren wurden insgesamt wenige spezielle Fragen gestellt oder Hinweise für die Forschenden gegeben, einige Male ein Lob zu dem Ansatz des Forschungsprojekts ausgesprochen und eigene Forschungsinteressen erwähnt.

11 Engehausen, F., Durchs Raster gefallen – Die gescheiterten Bemühungen der Ehefrau des badischen Kultusministers Otto Wacker um eine Witwenrente, 12.10.2015: <http://ns-ministerien-bw.de/2015/10/durchs-raster-gefallen-die-gescheiterten-bemuehungen-der-ehefrau-des-badischen-kultusministers-otto-wacker-um-eine-witwenrente/> (17.05.2016).

Mit dem vielfältigen Angebot auf der Projekthomepage gehen auch ethische Fragen einher, die insbesondere im Zusammenhang mit dem explizit gewünschten, andererseits sensibel zu behandelnden niederschweligen Zugriff auf historische Quellen aus der NS-Zeit an Brisanz gewinnen. So veröffentlichen wir Quellen der NS-Propaganda oder etwaiger Verleumdungskampagnen nur mit einer kritischen Reflexion und Kommentierung (z. B. Engehausen, F.: Propaganda der Machtübernahme: Polemiken gegen die demokratischen Vorgängerregierungen in Baden im NSDAP-Parteiblatt „Der Führer“, 27.7.2015¹²). Trotzdem mögen nationalsozialistische Inszenierungen wie etwa die Filmaufnahmen zum „Staatsakt am 8. Mai 1933“ oder die Abbildung kultischer Artefakte wie die Totenmaske des badischen Kultusministers ihre eigene suggestive Wirkung entfalten und können in ihrer digital verfügbaren Vorlage theoretisch auch für Zwecke weitergenutzt werden, dessen Sinn und Zielsetzung wir nicht mehr kontrollieren können. Die Veröffentlichung erfolgt hierbei mit dem Nachweis der Quellen auf ihren archivalischen Charakter (keine CC-Lizenz) und eine eingehende Einordnung in ihren historischen Entstehungs- und Nutzungskontext. Da die Quellen teilweise nicht in einem narrativ aufbereiteten Zusammenhang stehen, sondern z. B. im Medienpool mit Bezugnahme zum Gesamtangebot des Projektportals, besteht hier die Chance, zumindest im Ansatz Methoden der Quellenkritik zu vermitteln und NutzerInnen dazu aufzufordern, diese selbst in den Themenkomplex der Erforschung der Landesministerien einzuordnen.

Analoge Formate

Zur Public History-Praxis des Forschungsprojekts gehören auch analoge Formate. In Beiträgen in regionalen Zeitungen wird über die Quellensuche des Projekts und die Möglichkeit der Kontaktaufnahme von BürgerInnen mit den Forschenden informiert. Eine Historikerin des Freiburger Standorts organisiert ein Erzählcafé über den Austausch von Lehrpersonal in Baden und im Elsass (1940–1945). Außerdem wird im Sommer 2016 eine Plakatausstellung über die Themen und Interessen des For-

¹² <http://ns-ministerien-bw.de/2015/07/propaganda-der-machtuebernahmepolemiken-gegen-die-demokratischen-vorgaengerregierungen-in-baden-im-nsdap-partieblatt-der-fuehrer/> (17.05.2016).

schungsprojekts in den heutigen Landesministerien in Stuttgart gezeigt. Ganz nach den Prinzipien von „Grabe wo du stehst“ (Lindqvist 1989) gehen wir davon aus, dass die ExpertInnen der Landesverwaltung in die Wissensbildung miteinbezogen werden können und sollten. Der Austausch mit denjenigen, die ein großes Institutionenwissen, langjährige Erfahrungen speziell in ihrem Fach und ein Interesse für die Geschichte „ihres Hauses“ mitbringen, kann wertvolle Hinweise für HistorikerInnen erbringen. Die Aneignung der Institutionengeschichte kann für MitarbeiterInnen von hohem Interesse sein und wird durch unsere Angebote in den erläuterten Formaten ermöglicht. Auch hoffen wir, über analoge Formate diejenigen ExpertInnen, Nachfahren, ZeitzeugInnen und Interessierten zu erreichen, die digitale Medien nicht nutzen.

Neben der Aufnahme von Fragen, Quellen und ExpertInnen-Wissen arbeiten wir auch mit Bildungseinrichtungen zusammen. In einem von der Robert Bosch-Stiftung geförderten „Denkwerk“ wurde 2015 eine Projektpartnerschaft mit dem Titel „Begegnungen vor Ort – Verwaltungsgeschichte und NS-Alltag“ mit zwei Gymnasien eingegangen, die bis Herbst 2016 läuft (siehe Abbildung 5). Die Methoden sind dabei dialogisch und partizipativ angelegt. Die SchülerInnen erhalten nicht nur einen Blick in die Werkstatt der historischen Forschung, sondern führen diese selbst durch: sie werden bei eigenen Archivrecherchen und in der Formulierung eigener Forschungsfragen begleitet und tragen ihre Ergebnisse auf einer Abschlusskonferenz in einem wissenschaftlichen Kurzvortrag vor.



Abbildung 5: Vorstellung der Projektpartnerschaft „Denkwerk“ zwischen dem Forschungsprojekt und Gymnasien. <http://ns-ministerien-bw.de/2016/02/das-denkwerk-begegnungen-vor-ort-projektpartnerschaft-zwischen-wissenschaft-schule/> (24.05.2016)

Fazit

Diskussionen über die Beteiligung von „Laien“ an geschichtswissenschaftlicher Forschung wurden schon in den 1970er und 1980er Jahren geführt, wie der Rekurs auf die Geschichtsbewegung und Entstehung der Public History zeigt. Es ist wichtig, sich dies vor Augen zu halten, wenn ZeitgenossInnen heute von einer scheinbar grundsätzlich neuen, digitalen Chance reden. Gleichzeitig stand die Geschichtsbewegung in einem anderen politischen und gesellschaftlichen Kontext und bediente sich anderer kommunikativer Instrumente. Jedoch haben sich in den vergangenen ca. 40 Jahren viele ihrer Ansätze innerhalb der Geschichtswissenschaft etabliert und damit akademisiert. Die anhaltende Konjunktur von „Geschichte in der Öffentlichkeit“ hat dazu geführt, dass Public History inzwischen etwa in Form von Studiengängen oder Referaten in wissenschaftlichen Stiftungen institutionell verankert ist und sich als Teilbereich der Geschichtswissenschaften eigene Diskursräume erobert hat. Außerdem hält die Auseinandersetzung der akademisch Forschenden mit einer geschichtskulturell interessierten und teilweise ebenfalls historisch forschenden Öffentlichkeit an und erfährt durch die Neuen Medien eine zusätzliche Dynamik.

Auch Projekte der wissenschaftlichen Grundlagenforschung wie jenes über die Geschichte der Landesministerien in Baden und Württemberg sind an Kommunikation interessiert; sie öffnen ihre Werkstätten und wünschen sich einen Austausch mit interessierten BürgerInnen sowie bisher im wissenschaftlichen Kontext nicht in Erscheinung getretenen ExpertInnen. Die Stärkung der partizipativen Elemente der Public History, die diesen Austausch anstreben und digitale Werkzeuge hierfür erproben, kann dies positiv vorantreiben. Dafür müssen wir evaluieren, welche digitalen und analogen Formate die Kommunikation mit der Öffentlichkeit begünstigen. Hilfreich wäre es auch, genauer zu definieren, welche gesellschaftlichen Gruppen oder forschungsaffinen Menschen Interesse daran haben, mit universitärer Forschung in Dialog zu treten, und in welchen digitalen und analogen Strukturen sie sich bewegen.

Lassen sich die Interessen von professionell Forschenden und der „Öffentlichkeit“ zusammenbringen? Nicht selten differieren akademische Forschungsdebatte und öffentliches Interesse. Gerade die Nachfrage nach

der Geschichte von staatlichen Ministerien zielt zuweilen auf Aspekte, die im akademischen Feld abfällig als „Ergänzungs-“ oder „Auftragsforschung“ bezeichnet werden (vgl. hierzu Mentel 2012). Dem steht ein anhaltendes öffentliches Interesse gegenüber, dem sich HistorikerInnen nicht entziehen sollten. Die Rückmeldungen auf unserer Projekthomepage zeigen allerdings, dass die konkreten Fragen und Anmerkungen sich zumeist auf Biografien herausgehobener historischer Persönlichkeiten (sei es auf der Täter- oder Opferseite) beziehen, die einen Teilbereich, aber nicht die übergeordneten Fragestellungen des Forschungsprojekts betreffen. Zugleich tragen die Aufrufe nach Quellen wie gezeigt mitunter bemerkenswerte Früchte. Ein dynamischer Austausch zwischen VerfasserInnen und LeserInnen über die Kommentarfunktion blieb bisher jedoch fast gänzlich aus – womöglich, weil es auch für die Öffentlichkeit noch ein ungewohnter Gedanke ist, mit HistorikerInnen in einen weitgehend informellen Austausch treten zu können. Die dialogische Komponente unseres Public History-Ansatzes zu stärken, bleibt eine Aufgabe für die verbleibende Projektlaufzeit. Unser Angebot, das in seinem forschungsbegleitenden Ansatz als Pionierprojekt anzusehen ist, kann ein Impuls für weitere dieser Art sein. Mit wachsender Zahl sich in diesem Sinne öffnender Projekte der historischen Grundlagenforschung kann ein für alle Seiten gewinnender Entwicklungsprozess der Wissensproduktion begangen werden.

Referenzen

Bösch, F.; Goschler, C. (Hg., 2009): *Public History: Öffentliche Darstellungen des Nationalsozialismus jenseits der Geschichtswissenschaft*. Frankfurt/Main: Campus.

Büttner, M. (2009): „*Wer das Gestern versteht – kann das Morgen verändern!*“ Deutsche Geschichtswerkstätten gestern und heute, in: Horn, S./Sauer, M. (Hg.), *Geschichte und Öffentlichkeit: Orte – Medien – Institutionen*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 112–120.

Cole, C. C. (1994): *Public History: What Difference Has It Made?*, in: *The Public Historian* 16 (4), 9–35.

Frei, A. G. (1994): *Die Geschichtswerkstätten in der Krise*, in: Berliner Geschichtswerkstatt (Hg.), *Alltagskultur, Subjektivität und Geschichte. Zur Theorie und Praxis von Alltagsgeschichte*. Münster: Westfälisches Dampfboot, 315–327.

Haber, P. (2011): *Digital Past. Geschichtswissenschaft im digitalen Zeitalter*. München: Oldenbourg.

Hecker-Stampehl, J. (2013): *Bloggen in der Geschichtswissenschaft als Form des Wissenstransfers*, in: Haber, P./Pfanzer, E. (Hg.), *historyblogosphere. Bloggen in den Geschichtswissenschaften*. München: Oldenbourg, 37–49.

Heer, H.; Ullrich, V. (1985): *Die „neue Geschichtsbewegung“ in der Bundesrepublik. Antriebskräfte, Selbstverständnis, Perspektiven*, in: dies. (Hg.), *Geschichte entdecken. Erfahrungen und Projekte der neuen Geschichtsbewegung*. Reinbek: Rowohlt, 9–36.

König, A.; Pallaske, C. (2013): *Blogs als virtueller Schreib- und Kommunikationsraum historischen Lernens*, in: Haber, P./Pfanzer, E. (Hg.), *historyblogosphere. Bloggen in den Geschichtswissenschaften*. München: Oldenbourg, 119–133.

Krameritsch, J. (2007): *Geschichte(n) im Netzwerk. Hypertext und dessen Potenziale für die Produktion, Repräsentation und Rezeption der historischen Erzählung*. Münster: Waxmann.

Lindemann, T. (2003): *„Alltagsgeschichte“ oder: Als um die zünftigen Grenzen der Geschichtswissenschaft noch gestritten wurde*. In: Sabrow, M./Jessen, R./Große Kracht, K. (Hg.), *Zeitgeschichte als Streitgeschichte. Große Kontroversen nach 1945*. München: C. H. Beck, 74–91.

Lindqvist, S. (1989): *Grabe, wo du stehst. Handbuch zur Erforschung der eigenen Geschichte*. Bonn: Dietz (Schwedische Erstausgabe: Gräv där du står, 1978).

Lüdtke, A. (1989): *Was ist und wer treibt Alltagsgeschichte?*, in: ders. (Hg.), *Alltagsgeschichte. Zur Rekonstruktion historischer Erfahrungen und Lebensweisen*. Frankfurt/Main: Campus, 9–37.

Mentel, C. (2012): *Zeithistorische Konjunkturen*. Auftragsforschung und NS-Aufarbeitung in der Bundesrepublik, in: Zeitgeschichte-online, Dezember 2012 (überarb. Juni 2015). Zugriff am 10.05.2016 unter <http://www.zeitgeschichte-online.de/thema/zeithistorische-konjunkturen>.

Nolte, P. (2008): *Öffentliche Geschichte. Die neue Nähe von Fachwissenschaft, Massenmedien und Publikum: Ursachen, Chancen und Grenzen*. In: Barricelli, M./Hornig, J. (Hg.), *Aufklärung, Bildung, „Histotainment“? Zeitgeschichte in Unterricht und Gesellschaft heute*. Frankfurt/Main: P. Lang, 131–146.

Rauthe, S. (2001): *Public History in den USA und der Bundesrepublik Deutschland*. Essen: Klartext.

Rohlfes, J. (1978): *Geschichte in der Öffentlichkeit*. Eine Tagung der Konferenz für Geschichtsdidaktik vom 5. bis 8. Oktober 1977 in Osnabrück, in: *Geschichte in Wissenschaft und Unterricht* 29, 307–311.

Samida, S. (2014): *Public History als Historische Kulturwissenschaft: Ein Plädoyer*, in: *Docupedia-Zeitgeschichte*. https://docupedia.de/zg/Public_History_als_Historische_Kulturwissenschaft.

Schwabe, A. (2012): *Historisches Lernen im World Wide Web*. Suchen, flanieren oder forschen? Fachdidaktisch-mediale Konzeption, praktische Umsetzung und empirische Evaluation der regionalhistorischen Website *Vimu.info*. Göttingen: V&R Unipress.

Tomann, J.; Nießer, J.; Littke, A.; Ackermann, J.; Ackermann, F. (2011): *Diskussion Angewandte Geschichte: Ein neuer Ansatz?* Version 1.0, in: *Docupedia-Zeitgeschichte*. https://docupedia.de/zg/Diskussion_Angewandte_Geschichte.

von Saldern, A. (2005): *„Schwere Geburten“*. Neue Forschungsrichtungen in der bundesrepublikanischen Geschichtswissenschaft (1960-2000), in: *WerkstattGeschichte*, 5–30. http://www.werkstattgeschichte.de/werkstatt_site/archiv/WG40_005-030_SALDERN_GEBURTEN.pdf.

Zündorf, I. (2010): *Zeitgeschichte und Public History, Version 1.0*, in: *Docupedia-Zeitgeschichte*. https://docupedia.de/zg/Public_History.

ANEIGNUNG UND TEILHABE BEI DER ERFORSCHUNG VON GESCHICHTE. FORMEN DES REENACTMENTS ALS MÖGLICHKEITEN DER GESELLSCHAFTLICHEN PARTIZIPATION AN WISSENSCHAFT?

Andrea Sieber

Keywords

Reenactment, experimentelle Archäologie, Aneignung, Teilhabe

Zusammenfassung

Experten aus den Bereichen Geschichtswissenschaften, Archäologie, Soziologie, Kultur- und Medienanthropologie, Medienkommunikation und Regionalforschung tauschten sich während der Barcamp-Session „Reenactment als Citizen Science Format“ im Rahmen der Tagung „Bürger Künste Wissenschaft“ zu den Möglichkeiten und Grenzen von Reenactment in Citizen Science Projekten aus. Dabei wurde deutlich: Die Aneignung von Geschichte in der Bevölkerung wird zunehmend populärer. Unter dem Begriff „Reenactment“ oder auch „Living History“ gibt es eine große Bandbreite von Formaten, durch welche historische Ereignisse, Prozesse und Praktiken vergegenwärtigt werden. Der Beitrag stellt die verschiedenen Formen dieser interaktiven Geschichtsvermittlung und -forschung dar, skizziert ihre Unterschiede im Verhältnis zur historischen Faktenebene und setzt sie jeweils in Bezug zu einem wissenschaftlichen Erkenntnisanspruch. Es wird aufgezeigt, welche Formate von Reenactment für Citizen Science-Projekte in der Datengenerierung oder als Präsentation der Forschungsergebnisse im Sinne von science to public stimmig sein können.

Abstract

There are several formats under the label of “living history”, which present historical events or practices. There are enormous differences between the formats—from the experimental archaeology with a high demand on scientific research, reflection and documentary to historic shows and live action role play with their entertainment aspect. The article shows the different focuses and shows which format might be suitable in Citizen Science projects for data generation or dissemination.

Einleitung

„Im Unterschied zur Vergangenheit ist Geschichte das Narrativ, das die jeweilige Gegenwart sich von diesem Vergangenen auf der Basis des darüber substrathaft noch vorhandenen, des in einem Rekonstruktionsprozess wieder zusammengetragenen und des aus welchen Gründen auch immer wahrgenommenen Wissen gemacht hat. Geschichte impliziert insofern immer die Möglichkeit der Differenz, der anderen und abweichenden Um-Inter-Pre-tation. Ursprünglich in Geschichten, Legenden, Mythen und im dramatischen Vortrag bzw. Spiel wiedergegebenen, sind Geschichtsereignisse immer eine Sache der jeweiligen Gesellschaft ... Dies trifft auch auf die Geschichtswissenschaft allgemein zu.“ (Hochbruck 2013, S. 12)

Experimentelle Archäologie, Living History, Reenactment, historische Shows, Mittelaltermärkte, Festaufzüge, sozialgeschichtliche Fernsehexperimente, Live Action Role Play (LARP) – was verbirgt sich hinter welchem Begriff? Welches Format eignet sich davon zur Datengenerierung oder Datenpräsentation in Citizen Science-Projekten oder auch, um Wissenschaftler mit Laien in Kontakt zu bringen und diese für Geschichte als Wissenschaft zu begeistern?

Es existiert eine große Bandbreite von Erscheinungsformen unter dem Sammelbegriff Living History oder Reenactment, welche historische Ereignisse, Zustände, Praktiken vergegenwärtigen wollen. Diese qualitativ zu unterscheiden ist teils schwierig und die Übergänge von einem Format zum anderen sind nicht immer deutlich abgrenzbar. Je nach Typ überwiegt jedoch entweder eine wissengenerierende, eine didaktische oder eine spielerische Komponente.

Experimentelle Archäologie und archäologische Methodenvermittlung

Die experimentelle Archäologie umfasst die Erforschung historischer Praktiken durch wissenschaftlich gesicherte, maßstabsgetreue Rekonstruktion. Ziel eines archäologischen Experiments ist es, exakte Informationen zu einem speziellen Thema herauszufinden. Beispielsweise kann

die Frage, bei welcher Temperatur eine Keramik in einem Grubenbrand besonders haltbar ist, durch Brennversuche geklärt oder der Forschungsfrage zur Seetüchtigkeit eines Schiffs durch einen Schiffsnachbaus nachgegangen werden (siehe Abbildung 1). Doch die Experimentalarchäologen tragen bei den Experimenten modernes Ölzeug und nicht das Outfit der Epoche. Es geht nur um die Manövrierfähigkeit des Schiffs, nicht um die Hochseetauglichkeit der damaligen Kleidung. Es steht also nicht die Korrektheit jeden historischen Details im Mittelpunkt, sondern die Rekonstruktion bestimmter Techniken.

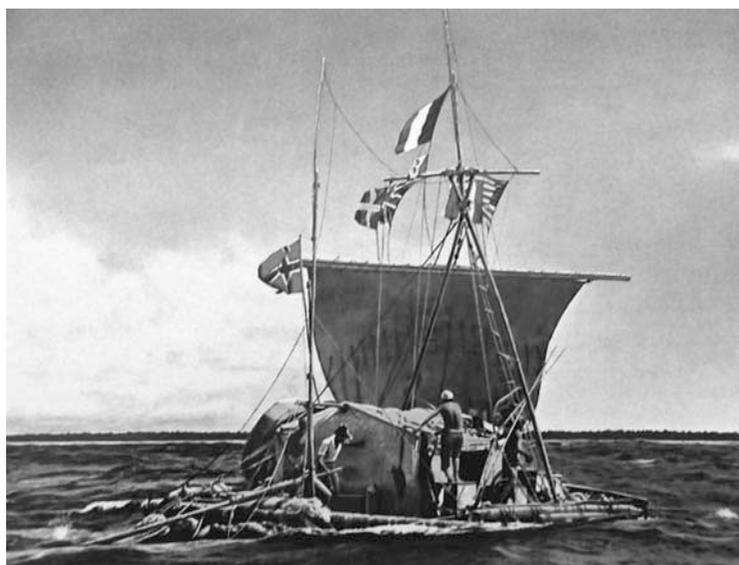


Abbildung 1: Eines der berühmtesten Beispiele für experimentelle Archäologie: Die Kon-Tiki Thor Heyerdahls, mit der er den Südatlantik überquerte. © Wikimedia Commons/Rünno

Die Datengenerierung, Reflexion und Dokumentation der experimentellen Archäologie findet bisher meist ohne den Einbezug der Öffentlichkeit statt. Die teils existierende Zurückhaltung bei der Einbindung von Ehrenamtlichen mag in der Befürchtung des hohen Zeitaufwandes zu Beginn des Forschungsprozesses liegen, der für die Bewusstseinsbildung für das wissenschaftliche Arbeiten und der Anleitung/Befähigung der

Freiwilligen zum Mitforschen notwendig ist. Die Einbeziehung von BürgerInnen erfordert daher von Seiten der ForscherInnen einerseits eine transparente Kommunikation auf Augenhöhe sowie eine sorgfältige Einschulung in die Forschungsmethoden, aber andererseits auch ein sich Einstellen auf die Fähigkeiten und Bedürfnisse der Freiwilligen im Prozess. Dies ermöglicht es auch, ein realistischeres Bild der archäologischen Arbeit zu zeichnen, als es etwa Abenteuerfilme tun.

Unter Berücksichtigung dieser Prämissen kann ein Mehrwert für die Wissenschaft bei der Generierung von Erfahrungswissen entstehen, da mehr aktive Hände z. B. für das Rudern eines Wikingerlangschiffs mit 30 Ruderplätzen zur Verfügung stehen. Ein weiterer Vorteil zeigt sich beispielsweise bei Grabungsfeldern, da sich durch die Partizipation von interessierten Personen aus der Region eine größere Akzeptanz für die Forschung entwickelt und Vandalismus in den Grabungsstätten reduziert wird.

Auch die undokumentierte Zerstörung von archäologischen Funden kann reduziert werden, wenn Hobbyarchäologen in Forschung einbezogen werden und ihnen ein Verständnis dafür vermittelt wird, dass die Aussagekraft archäologischer Funde vor allem in ihrem räumlichen Kontext liegt, der daher sorgfältig dokumentiert werden muss. Die Suche nach beweglichen und unbeweglichen Denkmälern ist gemäß der Denkmalschutzgesetze in den deutschsprachigen Ländern bewilligungspflichtig. In Großbritannien formiert sich seit zwei Jahrzehnten eine „community archeology“, mittlerweile bilden sich auch in der Schweiz, Deutschland und Österreich Forschungs- und Vermittlungsinitiativen wie *Archaeo-publica* mit dem Ziel, Bürgerbeteiligung in der Archäologie und Denkmalpflege wieder mehr zu fördern und spezifische Citizen Science Projekte zu entwickeln.

Reenactment: ein Gefühl für Leben in der Vergangenheit

Living History oder Reenactment umfasst die Aneignung von Geschichte auf wissenschaftlicher oder teils auch populärwissenschaftlicher Basis. Es geht um Vorführungen von historischen Ereignissen wie militärische Rekonstruktionen oder auch zivile Praktiken mit Bildungsanspruch in einer interaktiven Form (siehe Abbildung 2).



Abbildung 2: Eine der größten Reenactment-Veranstaltungen Europas: Die Schlacht bei Tannenberg (Polen). © Wikimedia Commons/ Wojsyl – CC BY-SA 3.0

Solche Wiederaufführungen als kulturelle Praxis haben eine lange Tradition. So ließ beispielsweise in der Renaissance Kaiser Maximilian I. an seinem Hof Turniere reiten, bei denen die Teilnehmer als Ritter der Stauferzeit bewaffnet waren. Zur der Zeit der Aufführung wurde jedoch schon Artillerie als Waffentechnik verwendet. In diesem Sinn ist Living History eine Wiederaufführung des Nicht-Wiederholbaren mit historisierendem Effekt für Nicht-Dabeigewesene. Die Rollenspiele erfolgen in unterschiedlicher Annäherung an historisch belegte materielle Bedingungen. Der Fokus liegt vorwiegend auf dem Vermittlungsanspruch.

Während Exponate im Museum in Vitrinen hinter Glas liegen, zeigt Reenactment diese Gegenstände am lebenden Objekt in einer relativ originalgetreuen Umgebung. So entsteht ein lebendiges Bild eines vergangenen Zeitalters mit entsprechender Atmosphäre. Zu betonen ist, dass ein Museum zumeist Originalfunde zeigt, während beim Reenactment Nachbauten verwendet werden. Es handelt sich hierbei also „um zweite Ableitungen von historischen Ereignissen, da Ablauf und Zusammenhang

schon von etablierten Geschichtswissenschaftlern zu einem sinnstiftenden Narrativ zusammengefügt worden“ (Hochbruck 2013, S. 13).

Im Rahmen von Citizen Science ist zu überlegen, ob es nicht sinnvoll ist, Forschungsergebnisse mittels Living History einem breiteren Publikum zugänglich zu machen. Performative und mediale Vermittlungsformen erreichen die Bevölkerung mehr als eine Veröffentlichung in einem Fachjournal. So ermöglichen beispielsweise Personenberichte und Personenerzählungen in Museen eine Veranschaulichung. Hierbei kann von Schauspielern eindrücklich Geschichte von „unten“ erzählt werden, wie beispielsweise im Bremer Geschichtenhaus von einem Besitzer eines Handelskontors, welcher sich skeptisch über die Einführung der Schreibmaschine in seinem Betrieb äußert, da die neue Maschine einen Höllenlärm macht. Solche Geschichten ermöglichen Laien einen besseren Zugriff auf die Vergangenheit durch die Imagination des potentiell Gewesenen und somit ein besseres Verständnis der Zeitgeschichte.

Der partizipative Einbezug von BürgerInnen in die Ausarbeitung eines solchen Vermittlungskonzepts hat den Vorteil, dass Blickwinkel und interessierte Fragen von BürgerInnen in die Ausgestaltung einfließen können, welche den Fachexpertinnen aus ihrer Sicht nicht erwähnenswert erscheinen könnten.

Zugleich wird Reenactment vielfach von Laien selbst organisiert und durchgeführt. Es gibt eine Vielzahl von Vereinen mit teils erheblichen Mitgliederzahlen, die sich in ihrer Freizeit damit beschäftigen, historische Kleidung, Handwerk, Sprache oder Rituale zu rekonstruieren und bei Veranstaltungen zu präsentieren. Viele der Vereine können als Citizen Science gelten, da sich die Mitglieder intensiv mit Originalquellen und Fachliteratur beschäftigen und zum Teil über mehr Detailwissen als Wissenschaftler verfügen, ohne mit diesen zusammenzuarbeiten oder zusammen arbeiten zu wollen. Hier entsteht nicht nur für die Wissenschaft interessantes Wissen; es entgeht ihr bisher auch weitgehend die Möglichkeit, sich die Blickwinkel, die Kenntnisse und die Leidenschaft der Laien für ihre eigene Arbeit und für neue Fragestellungen zu sichern.

Nicht aus einem wissenschaftlichen Ansatz entspringend, gibt es als Präsentationsform historischer Lebenswelten ferner historische Stadtfüh-

rungen mit Nachtwächtern, Schlossführungen mit Kammerzofen, Mittelaltermärkte, Hunnenlager, Römeressen, Ritterspiele, Keltenumzüge usw. Bei ihnen überwiegt der Unterhaltungswert und sie finden meist in einem kommerziellen Rahmen statt. Teils existiert ein Kommunalbezug, wie beim mittelalterliche Zunftmarkt an der Stauferpfalz Bad Wimpfen. Der Anspruch an Authentizität ist jedoch meist gering. Es ist eine Mischung aus Geschichtslektion, Jahrmarkt, Zirkus, Mitmachhistorie. Das Verhältnis zwischen stattgefunderer Vergangenheit, historischem Wissen darüber und dessen Aufbereitung ist dabei teils nebensächlich. Die freie Form des Eventcharakters dominiert.

Das Erlebnis steht hier ebenso im Vordergrund wie bei historischen Festaufzügen, bei denen Szenenfolgen zu einer Thematik mit meist typisierten Figuren für eine Zuschauerschaft aufgeführt werden. Die Mitmachhistorie entwickelt sich zu einem Wirtschaftsfaktor wie beim größten historischen Schauspiel in Europa alle vier Jahre, der Landshuter Hochzeit. Weit über 2200 Mitwirkende lassen an vier Sonntagen für eine halbe Million Besucher die Hochzeit der polnischen Königstochter Hedwig mit dem Landshuter Herzogssohn Georg wiederaufleben (siehe Abbildung 3).



Abbildung 3: Hochzeitszug Landshut © „Die Förderer“ e. V./Christine Vincon

Sozialgeschichtliche TV-Experimente wie „Abenteuer 1900 – Leben im Gutshaus“ konstruieren auf der Basis populärer Wissensbestände historische Lebenswelten mit Entertainmentfaktor. Mittlerweile wird das aktuelle „Geschichtsbild“ von Jugendlichen von History Fernsehsoaps, Mittelalter-Markttreiben und Reenactments ebenso geprägt wie durch den Geschichtsunterricht in der Schule.

Im Formenspektrum gibt es ferner noch das historisierendes Kostümspiel: Live Action Role Play (LARP). Der wissenschaftliche Erkenntnisansatz ist hier kaum bis nicht vorhanden. Die Entstehung von LARP basiert auf in der Fantasy-Szene zirkulierenden Romanen und Spielen, wie J. R. R. Tolkiens „Herr der Ringe“. Die Mitspieler verkleiden sich je nach Spielsystem als Ritter, Feen, Zwerge, Zauberer oder auch Hexen. Der Schwerpunkt liegt nicht auf einem historischen Anteil, sondern auf dem Spiel- und Fantasiecharakter, dem persönlichen Storyerlebnis (siehe Abbildung 4).



Abbildung 4: Abenteurergruppe im Fantasy-LARP. © Fotograf: Ralf Huels – CC-BY-SA 4.0

Fazit

In der lebhaften Diskussion der Barcamp-Session zu Reenactment wurde deutlich, dass sich aus Sicht der akademischen ForscherInnen Citi-

zen Science und wissenschaftliche Forschungsmethoden des Reenactments auf den ersten Blick widersprechen zu scheinen. Die Befürchtung war, dass nicht bei allen Formen von „Living History“ die wissenschaftlichen Qualitätskriterien eingehalten werden. Eine tiefergehende Betrachtung zeigte jedoch, dass die Formate unter dem Sammelbegriff „Reenactment“ sehr differenziert in Bezug auf Citizen Science zu betrachten sind.

Die Frage, ob akademische ForscherInnen sich Citizen Science mehr öffnen sollten, wurde von den TeilnehmerInnen affirmativ beantwortet: Es gibt keine privilegierte Erkenntnis, vielmehr kann jeder in einem partizipativen Forschungsprozess Erkenntnisse gewinnen. Prinzipiell können alle Erhebungs-, Analyse- und Auswertungsverfahren im Citizen Science-Forschungsprozess genutzt werden, sie ist jedoch voraussetzungsvoll und auch aufwendig. Es gilt darauf zu achten, welcher Partizipationsgrad wo sinnvoll und möglich ist (wer kann an welchem Forschungszeitpunkt welche Entscheidungen treffen?). Citizen Science verlangt ein Umdenken und einen Bruch mit gewohnten Denkmustern in der Wissenschaft. Hierbei sind die wissenschaftlichen ExpertInnen gefordert ihre bisherige Rolle auch in Frage zu stellen und zu erweitern in Richtung Begleiter, Vermittler und Ermöglicher. Es gilt dabei auch, Forschungsmethoden und Formen der Wissensvermittlung (performativ, visuelle) weiter zu entwickeln. Das verlangt von allen Beteiligten Mut, Flexibilität, Kreativität und die Bereitschaft, sich auf Lernprozesse einzulassen.

Doch gerade Geschichtswissenschaftler sollten sich bewusst sein, dass das Bild von Geschichte in der Gesellschaft weniger von ihnen als von der Popkultur geprägt wird. Die vorgestellten Formen von Living History können dabei als Ansatz dienen, dieses Bild mitzuprägen.

Referenzen

Hochbruck, W. (2013): *Geschichtstheater. Formen der „Living History“*. Eine Typologie, Bielefeld: transcript.

IV BÜRGERWISSEN UND MUSEUM

MARITIMES ERINNERUNGSWISSEN IM FORSCHUNGSMUSEUM? PARTIZIPATIONSFORMEN IN DER GEPLANTEN AUSSTELLUNG DES DEUTSCHEN SCHIFFFAHRTSMUSEUMS

Ruth Schilling

Keywords

Erinnerungswissen; Forschung; Subjektivität; Ausstellungskonzeption; Partizipation

Zusammenfassung

Maritime Geschichte bewegt sich im Spannungsfeld zwischen technologisch-naturwissenschaftlichen Zugängen zum Meer und der Tatsache, dass Schifffahrt mit Emotionen, Erinnerungen und persönlichen Wertungen verknüpft ist. In maritimen Museen wird meist letztere Komponente betont. Naturwissenschaftliche Zugänge werden eher partiell anhand einzelner Themen und Objekte aufgezeigt, bislang meist ohne partizipative Komponente zur Aktualität der Beziehung zwischen Mensch und Meer. Die neue Ausstellung am Deutschen Schiffahrtsmuseum als Forschungsmuseum der Leibniz-Gemeinschaft muss sich beiden Polen als integralen Bestandteilen eines multifokalen Objektzugangs stellen und macht das Spannungsfeld zwischen ‚objektivem‘ Wissen auf der einen sowie ‚wissenschaftlicher‘ und ‚emotionaler‘ Bürgerbeteiligung auf der anderen Seite nutzbar. Der Sensationsfund der ‚Bremer Kogge‘ verdeutlicht dieses Spannungsfeld besonders gut. ‚Koggen‘ wurden im 19. Jahrhundert zum Nationalsymbol wagemutiger Hansekaufleute und verfügen bis heute im norddeutschen Raum über ein hohes Identifikationspotential. Wie sehr die Bergung und Rekonstruktion der Kogge im um sie herum gebauten Deutschen Schiffahrtsmuseum als Angelegenheit von vielen unterschiedlichen Akteuren betrachtet wurde, zeigen die zahlreichen Bilder und Objekte, die mit ihr verbunden wurden. Die neue Ausstellungskonzeption geht anhand aktiver Bürgerpartizipation der Frage nach, wie sehr dieser Fund das Bild der ‚Kogge‘ als Schiffstyp prägte. Dieses Beispiel zeigt zwei Möglichkeiten, Partizipation als integralen Bestandteil der Arbeit am Objekt zu begreifen: zur Unterstützung beim Sammeln relevanter Daten, aber auch darin, individuelle Erinnerungen und alltägliche Praktiken sichtbar zu machen. Auf diese Weise gehört die Subjektivität der Partizipation grundlegend zur Konstitution eines musealen Exponats und mag den vermeintlichen Widerspruch zwischen ‚objektiver‘ citizen science und ‚falscher‘, da emotional geprägter Erinnerung aufzulösen.

Abstract

Maritime History can be characterized on one hand as the history of technological aspects of human relationships to the sea. On the other hand seafaring is a subject attached with emotions, memories and personal values. Maritime Museums very often tend to stress the latter. Aspects of maritime natural science remain only partially integrated in both the exhibition concepts and the choice and arrangement of collections. The topicality of the human relationship to the sea is thus not matched by museums because they are a nodal point for the collection of memories rather than problem orientated focuses. The newly planned exhibition for the German Maritime Museum must face these ambiguities. The Museum aims at being a platform for communicating maritime research but also needs to encourage active use of maritime memories as a multi-focal view on its objects. The sensational find of the 'Cog of Bremen' suites to be a case study for this tension. In the 19th century 'cogs' were regarded as national symbols for the courage of German merchants crossing the Baltic and the North Sea. Till today a 'cog' is a highly positive identification symbol for North Germans. The story of the cogs excavation, transport and reconstruction in the German Maritime Museum, which was built around this ship, is strongly connected to many individual stories. Thus, people will be encouraged to share this stories and their knowledge with the Museum, helping to identify if and how this find influenced the making of the 'cog' as a symbol in the 20th century. The exhibition around the 'cog of Bremen' shows two possibilities to integrate civic participation in an object centred museum: on the one hand as a support to collect relevant data, on the other hand by making visible the individual memories and daily practices connected to the object in a way, which takes these individual memories at face value and gives them a place of their own. In this sense the exhibition concepts explores to bridge the supposed contrast between 'objective' citizen science and 'false', because emotionally shaped memorial culture.

Schiffahrtsmuseen zwischen wissenschaftlicher Erkenntnis und emotionaler Nähe

Ein Apex-Gerät (Apex = aktiv positioniertes Explorationsgerät), entwickelt im Jahre 1987 im Auftrag des Bundesministeriums für Forschung und Technologie¹ zur Sammlung von Manganknollen am Meeresgrund

¹ Deutsches Schiffahrtsmuseum: Regional-Press-Information vom 30.08.2000. <http://ww2.dsm.museum/3pr0019.htm> (20.02.2016).

(siehe Abbildung 1), und ein Schrank voller Tauwerkproben (siehe Abbildung 2): zwei ganz unterschiedliche Objekte, aber zwei Objekte, die mit maritimer Geschichte verbunden sind. Beide sind heute in der Dauerausstellung des im Jahre 1975 gegründeten Deutschen Schiffahrtsmuseums zu sehen.



Abbildung 1: Apex-Gerät, Deutsches Schiffahrtsmuseum, © Oliver Bade

Diese Objekte stehen sinnbildlich für die Pole, zwischen denen sich schiffahrtsgeschichtliche Ausstellungen bewegen: Einerseits ist die Frage, wie sich der Mensch seiner Umwelt nähert, hochaktuell (Wissenschaftlicher Beirat Globale Umweltveränderungen 2013). Dementsprechend sollten Ausstellungen in Schiffahrtsmuseen den Besuchern diese Aktualität nahebringen. Häufig geschieht dies, indem natur- und ingenieurwissenschaftliche Forschung in das Museum geholt wird. Andererseits ist das Meer als Objekt von Erinnerung und als räumliche Landschaft eine hochgradig emotionale Projektionsfläche gerade in Zeiten

eines umwälzenden Strukturwandels in maritimen Berufen und Küstenregionen (Ludwig, Wolnik, Tholen 2014). Diese emotionale Nähe drückt sich auch in der Beteiligung der Laien aus: Schifffahrtsmuseen sind häufig sehr eng mit ehrenamtlicher Mitarbeit und mitgliederreichen Fördervereinen verbunden. Der Förderverein des Deutschen Schifffahrtsmuseums beispielsweise gilt als der größte Museumsförderverein in Deutschland.²



Abbildung 2: Tauwerkproben, Deutsches Schifffahrtsmuseum, © Annika Thöt

Eine ganze Reihe nationaler und großer städtischer Schifffahrtsmuseen sind innerhalb der letzten Jahre umgestaltet worden. Nur mit Ausnahmen sind sie aber durch eine innovative und zukunftsgerichtete Ausstellung hervorgetreten. Dies mag damit zusammenhängen, dass die Befahrung des Meeres, der Umgang mit ihm, zu einer besonderen Konstellation von

² <http://www.dsm.museum/ueber-uns/freunde-foerderer/foerderverein-deutsches-schifffahrtsmuseum-e-v.4379.de.html> (20.02.2016).

Objekterfahrung und Erinnerungskultur führt, die nicht den zweckrationalen, sondern den emotionalen Aspekt maritimer Objektgeschichte in den Mittelpunkt rücken. Daher werden Änderungen an Ausstellungspräsentationen häufig als Eingriffe in persönliche Erinnerungslandschaften empfunden. Negativ führt dies aber auch dazu, dass maritime Kulturinstitutionen häufig mit einem Nachwuchsproblem sowohl auf Besucherseite als auch auf dem Gebiet des ehrenamtlichen Engagements zu kämpfen haben, es ihnen also nicht gelingt, langfristig in die Gesellschaft zu wirken, wie es der Aktualität des Themas eigentlich angemessen wäre.

Im Folgenden soll erörtert werden, wie dieser (scheinbare) Widerspruch genutzt werden kann, um Erinnerungswissen als Form aktiver Partizipation in eine multiperspektivisch angelegte Ausstellungskonzeption einzubeziehen und so eine Brücke zwischen (vermeintlich) rationaler Forschung und (vermeintlich) irrationaler Erinnerungskultur zu schlagen.

Das Deutsche Schifffahrtsmuseum und die Bremer Kogge

Das Deutsche Schifffahrtsmuseum erhält seit 1980 als Forschungsmuseum der Leibniz-Gemeinschaft eine Bundesförderung für die am Haus betriebene Forschung. Eine Neuausrichtung des Hauses seit 2013 sieht eine Schärfung des Forschungsprofils vor. Der Schwerpunkt der Leibniz-Forschungsmuseen liegt zeitgleich auf der Vermittlung von Fachwissen mit Anschluss an gesellschaftliche Fragestellungen, weswegen mit der Neuausrichtung auch die Neukonzeption der Dauerausstellung im Innen- wie im Außenbereich des 8000 m² umfassenden Museums einhergeht. In ihr sollen neue Modelle der Verbindung von Forschung, Sammlung und Ausstellung erprobt werden, gerade auch in Bezug zu Citizen Science, das ebenfalls zu den Aufgabenbereichen der Leibniz-Gemeinschaft gehört. In der Neukonzeption des Hauses nimmt die sog. ‚Kogge-Halle‘ den ersten Part ein. Aus diesem Teil der Ausstellung stammt das erste Fallbeispiel. In ihr soll der Anspruch, Forschung auch als Partizipation, also als ein Dialog mit dem Besucher zu begreifen, umgesetzt werden.

Das im Jahr 1962 gefundene Wrack eines vermutlich aus der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts stammenden Schiffs spielt in der Geschichte des Museums eine grundlegende Rolle. Nach mehreren Bergungsphasen

entbrannte ein Konflikt um die Beherbergung des Schiffes, für die mehrere Standorte diskutiert wurden, bis sich schließlich der Plan eines Schiffahrtsmuseums in Bremerhaven durchsetzte (Fliedner 2003). Der Rohbau wurde durch eine Bootshalle erweitert. In ihr konnten die Besucher den jahrelangen Aufbau und schließlich die jahrzehntelange Konservierung des mittelalterlichen Wracks miterleben. Dieser Konservierungsprozess ist immer noch nicht abgeschlossen und wird als Forschungsprozess in der künftigen Ausstellung thematisiert werden.



Abbildung 3: Die Bremer ‚Kogge‘, Deutsches Schiffahrtsmuseum, © Annika Thöt

Das Wrack ist als ‚Bremer Kogge‘ (siehe Abbildung 3) oder ‚Hansekogge‘ weit über Bremerhaven hinaus bekannt. Für die wissenschaftliche Welt ist es in zweierlei Hinsicht aufschlussreich: zum einen als recht vollständiges Zeugnis von Schiffbau und Schifffahrt im Spätmittelalter, zum anderen als ein Prototyp für erfolgreiche Nassholzkonservierung mittels PEG-Lösung, die in Bremerhaven entwickelt und international nachgeahmt wurde (Hoffmann 2003). Für Bremen und Bremerhaven besaß und besitzt das Wrack darüber hinaus eine große politische Bedeutung: Es dient als Symbol für die enge Verbindung der Region mit der Hansezeit, als sichtbarer Beweis für vergangene ökonomische Größe und Weltläufigkeit. In der Forschungsgeschichte des Schiffs drückte sich dies dar-

in aus, dass es sehr wichtig war zu beweisen, dass es sich um ein Bremer Schiff handelt.

Die Konzeption der Ausstellung rund um das Schiffswrack, die sich die drei unterschiedlichen Sichthöhen Erd-, Mittel- und Obergeschoss zunutze macht, berücksichtigt folgende Objektbedeutungen:

- die archäologisch-historische;
- die konservierungswissenschaftliche und restauratorische;
- die symbolisch und identitätsstiftende.

Diese drei Ebenen werden in der Facette der Einbeziehung von Erinnerungen und Erinnerungswissen in die Ausstellung miteinander verbunden. Der persönliche ‚Blick‘ auf die ‚Bremer Kogge‘ dient als Ausgangs- und Endpunkt der Ausstellung. Die Besucher werden bei Betreten der Halle mit Fotos konfrontiert, die Mitglieder des Bau- und Bergungsteams aus dem Jahr 1962 sowie des Fördervereins und Kuratoriums des Deutschen Schifffahrtsmuseums zeigen. Sie verlassen die Ausstellung im Obergeschoss. Dort wird eine Galerie von heutigen Objekten mit Kogge-Bezug gezeigt, die durch Besuchereinsendungen stetig wachsen soll. Der Besucher und ‚sein‘ Objekt tragen damit zum Wissen um die Bedeutung der ‚Kogge‘ und der Reaktion auf den spektakulären Fund bei.

Die Rekonstruktion von Zeitzeugenwissen anhand von Kogge-Nägeln

In den Gründungsjahren des Museums war es üblich, Holzstücke oder auch Nägel der Kogge als Ehrengeschenke an Freunde und Förderer des Hauses zu überreichen. Diese wurden in das jeweilige familiäre Umfeld integriert, als Aquariumsausstattung oder auch als Wandschmuck.³ In den kommenden Wochen wollen wir möglichst viele dieser Originalfundstücke zurück ins Museum holen. In mehreren Foto- und Interviewsitzungen möchten wir herausfinden, wie die Übergabe der archäologischen Objekte ablief, welche persönlichen Geschichten und

3 Mündliche Information der Familie Kärber, Interview 18.06.2015 im Deutschen Schifffahrtsmuseum.

Erinnerungen damit verbunden sind. Dieser ganz persönliche Blick auf die Kogge soll nicht nur zur ‚Erinnerungsschleuse‘ in der Ausstellungs-konzeption der Kogge-Halle werden. Er soll auch in ein Dissertations-projekt integriert werden, das seit Januar dieses Jahres bei uns am Haus unternommen wird. In ihm wird analysiert, wie es zur Identifizierung des Wrackfundes mit einer bis dato nur durch Erwähnungen in Text- und Bildquellen erwähnten ‚Kogge‘ kam, welche Faktoren seine Bergung, seine Rekonstruktion und seine Konservierung bestimmten. Für diesen wissenschaftshistorischen Blick ist eine Beachtung des jeweiligen poli-tischen und vor allem auch identitätspolitischen und gesellschaftlichen Kontextes, indem dieser Großversuch stattfand, maßgeblich. Bereits jetzt haben wir im Rahmen einer kleinen Ausstellungseinheit vor der Kogge-Halle die Möglichkeit aufgebaut, eigene Erinnerungen an die Zeit der Kogge-Bergung und -konservierung auf Video festzuhalten, um Material für dieses Dissertationsprojekt zu sammeln.

Es ist wichtig, mit einer individuellen Erinnerung in der Ausstellung zu beginnen, da diese ermöglichen soll, die Forschungsfragen und -themen, die wir im Folgenden vermitteln, einordnen zu können. Es soll und kann nicht darum gehen, eine einzige und wahre Deutung der ‚Kogge‘ zu er-zählen. Vielmehr wollen und müssen wir, gerade mithilfe der gewonnen Nägel zeigen, wie sehr das Objekt, das jetzt im Museum steht, einerseits durch die symbolische Bedeutung geprägt worden ist, die dazu führte, dass die Auffindung und Bergung eine große Sensation darstellte, und andererseits durch das Bemühen, den Bau des Schiffes eben diesem sym-bolischen Bild anzugleichen. Dieses Beispiel macht deutlich, wie sehr auch Forschung von traditionsbehafteten Bildern geprägt ist und dass sich das „subjektive“ Wissen der Laien und die „objektive“ Erkenntnis der Wissenschaft keinesfalls immer so klar gegenüberstehen, wie es als Argument gegen citizen science gern gebraucht wird, sondern dass mit-unter die Forschung ihre eigene Subjektivität erst anhand der Arbeit mit individuellem Wissen reflektieren kann.

Die Integration des Erinnerungswissens verläuft hier also auf mehreren Ebenen:

- auf der Ebene der wissenschafts- und zeithistorischen Forschung, in-dem Hinweise auf Ereignisse und Kontexte aufgezeigt werden, die in

ihrer Bedeutung und Gewichtung vielleicht durch andere historische Quellen nicht mehr gegeben werden können;

- auf der Ebene der archäologischen und restauratorischen Forschung, indem Fundobjekte zur Rekonstruktion dienen;
- auf einer grundlegenden Ebene, indem die individuelle Verbindung von Erinnerung, Bild und Objekt eruiert wird.

Wie und ob es möglich sein wird, tatsächlich individuelle Erinnerungen maßgeblich in die ‚Kogge‘-Forschung zu integrieren, wird sich daran messen lassen, ob und wie wir die Träger des Erinnerungswissens zur aktiven Partizipation bewegen können. Erste Erfahrungen haben gezeigt, dass die ‚Bremer Kogge‘ es gerade aufgrund ihrer hohen symbolischen Bedeutung vermag, Interesse zu wecken. Eine Beschäftigung mit ihren Bestandteilen und ihrer Konstruktion kann also dazu führen, dass eine Öffnung des jeweils eigenen Sinnhorizonts zwischen Deutung und Objekt möglich wird.

Moderne Schifffahrt im Wandel

Ein ganz anderer Bereich maritimer Forschung wird in einem Ausstellungsabschnitt zu ‚Schiffen und Schiffbau im 20. und 21. Jahrhundert‘ thematisiert werden, der in einem im Jahre 2000 eröffneten Erweiterungsbau des Deutschen Schifffahrtsmuseums gezeigt werden wird. In ihm steht die Frage im Mittelpunkt, wie der Bau von Schiffen auf globalen Wandel reagiert und mit physikalischen und ökologischen Faktoren interagiert. ‚Citizen science‘ kann hier in Form von Beobachtungsprojekten integriert werden, etwa zur Berechnung der Auswirkung von Eisbergen auf die Schifffahrtswege und somit für den Schiffbau wichtige Informationen zusammentragen. Ein solches Projekt ist sicher sinnvoll und steht derzeit für die Ausstellungskonzeption zur Diskussion. Diese technisch-naturwissenschaftliche Ausrichtung gibt dabei Aufschluss über die messbare Relation zwischen Mensch und Meer, aber nicht über die Relation von Deutungen, Erinnerungen und Handeln. Hierfür tut eine Beobachtungsgeschichte not und auch eine Erfahrungsgeschichte des maritimen Raumes. Um zu begreifen, warum sich Menschen für bestimmte Küstenschutzmaßnahmen und Schiffsbaukonstruktionen entschieden, genügt es nicht, sich den physikalisch-technischen Daten zu widmen.

Vielmehr ist es notwendig, die damit verbundenen Emotionen zu analysieren und diese manifestieren sich vielfach in Erinnerungen. Gerade handfestes Bootsbauwissen wird bis heute vorzugsweise mündlich, d. h. in Form eines auf Vertrauen aufgebauten Kommunikationsverhältnisses, tradiert. Dies führt dazu, dass es im Archiv des Museums eine große Anzahl von Plänen und technischen Zeichnungen gibt, die aufgrund ihrer ungenügenden Beschriftung häufig nicht mehr präzise klassifiziert werden können.⁴ Boots- und schiffsbautechnische Kenntnisse sind regional fest verwurzelt. Es ist sicher möglich und notwendig, diese Kenntnisse in Form aktiver Partizipation zu erschließen in die Ausstellung einzubinden. Vergleichbar der Frage, wie und wo Hölzer und Nägel der ‚Kogge‘ verschenkt wurden, geht es hier also darum, praktische Fragen der Objektkonstruktion zu beantworten.

Auf einer grundlegenderen Ebene ist die Frage der Wahrnehmung und Beobachtung der maritimen Umgebung auch mit jener nach der Zukunft dieser Umgebung verbunden. Im Rahmen der Ausstellungskonzeption ist daher darüber nachzudenken, wie genau dies, die emotionale Ebene des Verhältnisses zwischen Mensch und Meer, in diese eingebunden werden kann; vielleicht nicht oder nicht nur über Interviews und das Sammeln von Daten, sondern auch über künstlerische Mittel der Bild- und Tongestaltung, die Erinnerungen in ein lebendiges Gesamtszenario integriert. Zurückkehrend zum Ausgangsbild von Apex-Gerät und Tauwerkarrangement könnte es bei einem solchen Szenario darum gehen, beides in die jeweils entgegengesetzte Richtung hin zu interpretieren. So könnte das Apex-Gerät ein Ausgangspunkt sein, um zu schildern, mit welchen Untergangsszenarien Tiefseebergbau von den 1970er Jahren bis heute verbunden wurde. Das Tauwerk wiederum könnte in eine Materialanalyse eingebunden werden, anhand derer deutlich wird, wie regional spezifisch oder auch von globalen Transferprozessen abhängig dieses Zeugnis maritimer Identitätskultur ist. Die Pole der Einbeziehung von Erinnerungswissen drücken sich so in Objektkontextualisierungen und auf den ersten Blick vielleicht auch Verfremdungen aus, die das maritime Ambiente aus der Erstarrung lösen und einer lebendigen Wahrnehmungs- und Diskussionskultur öffnen.

4 <http://www.digipeer.de/index.php?static=33> (20.02.2016).

Fazit

Ausgehend von diesen Beispielen zur Integration von Erinnerungswissen in ein Forschungsmuseum sollen abschließend einige grundlegende Überlegungen angestellt werden. Vielfach besteht die Tendenz, unter dem Label ‚citizen science‘ Projekte zu verstehen, bei denen Bürger durch Datensammeln in den wissenschaftlichen Erkenntnisprozess eingezogen werden. Nun stellt sich dieses Datensammeln in naturwissenschaftlichen und technischen Projekten anders dar als in historischer oder geisteswissenschaftlicher Forschung. In den hier aufgeführten Beispielen war diese Ebene vorhanden und wichtig. Sie stellt aber noch keine grundlegende Wechselwirkung zwischen historischer Forschung und der Einbeziehung einzelner Mitglieder der Bevölkerung dar. Es genügt nicht, dass historisch forschende Museen relativ mühsam kleinere Inseln des sinnvollen Datensammelns identifizieren, nur um citizen science an der Oberfläche betreiben zu können. Im Fall der Schifffahrtsmuseen wird dies der emotionalen Verbundenheit und dem damit verknüpften thematischen Interesse nicht gerecht, das in der Deutung von Objekten und dem Antragen von Erinnerungen an die jeweilige Institution zutage tritt. Vielmehr zeigt sich hier ein Ansatz tatsächlicher citizen science, nämlich die interessierten Laien nicht nur als anonyme Helfer, sondern als Individuen zu betrachten, die mit ihrem spezifischen Wissen einen wertvollen Beitrag zur Forschung leisten können. Dass dabei dieser Beitrag durch seine Einbeziehung in die Ausstellung nach außen offen kommuniziert wird und somit die partizipativen Ansätze hinter der Ausstellungskonzeption transparent gemacht werden, sorgt zudem dafür, dass sich das Interesse des Einzelnen am Thema in einer Zusammenarbeit mit dem Museum niederschlägt und nicht nur in eigener Forschung zuhause am Schreibtisch.

Diese zeigen, wie notwendig es ist, sich selbst als historisch forschende Institution mit identitätsstiftender Rolle zu reflektieren. Ein Weg bestünde darin, diese Erinnerungen als einen Faktor anzusehen, der objektiv messbare Forschung verhindert. Die Frage ist aber, ob eine solche Haltung dem zunehmenden Anspruch von und an Historikerinnen und Historikern, mithilfe ihrer Forschung etwas zur gesellschaftlichen Selbstanalyse und damit auch der künftigen Standortbestimmung beizutragen, gerecht wird. Methodisch wäre es daher sinnvoll, nicht einfach naturwissenschaftliche Modelle mehr oder weniger stringent auf historische For-

schungen zu übertragen, sondern Wege zu finden, die Emotionalität von Erinnerungen und ihrer individuellen Gestaltung als Form von Quellenkritik und Citizen Science in die jeweilige Forschung einzubeziehen. Dies zwingt dazu, Formen der Partizipation zu finden, die die Vielstimmigkeit dieser Erinnerungen nutzen und zulassen. Sie führt außerdem dazu, dass das Museum zu dem Ort wird, das es sein möchte, einem Ort gesamtgesellschaftlicher Kommunikation.

Referenzen

Fliedner, S. (2003): *Ein Jahrhundertfund in der Weser*, in: Hoffmann, G./Schnall, U. (Hg.), *Die Kogge. Sternstunde der deutschen Schiffsarchäologie*, Hamburg: Convent, 44–51.

Hoffmann, P. (2003): *I. Die Konservierung der Bremer Kogge*, in: Hoffmann, G./Schnall, U. (Hg.), *Die Kogge. Sternstunde der deutschen Schiffsarchäologie*, Hamburg: Convent, 78–105.

Ludwig, T.; Wolnik, K.; Tholen, J. (2014): *Beschäftigung, Auftragslage und Perspektiven im deutschen Schiffbau*. Ergebnisse der 23. Betriebsrätebefragung im September 2014, Bremen: Institut für Arbeit und Wirtschaft.

Wissenschaftlicher Beirat der Bundesregierung Globale Umweltveränderungen (Hg., 2013): *Welt im Wandel – Menschheitserbe Meer*. Hauptgutachten, Berlin.

DOKUMENTATION CROWDGESOURCT? SOCIAL TAGGING IM MUSEUM

Julia Weinhold

Keywords

Social Tagging, Crowdsourcing, Artigo, Tag.Check.Score, Museum

Zusammenfassung

Museumsobjekte werden seit jeher vom Fachpersonal der jeweiligen Institution mittels Schlagworten inhaltlich beschrieben und kategorisiert, damit sie in den Datenbanken schnell wieder aufgefunden werden können. Das kann zu einem Problem werden, wenn die Datenbank online für ein breites Publikum verfügbar gemacht werden soll. Denn wer kein Fachwissenschaftler ist, tritt anders an Kunstwerke heran und verwendet auch anderes Vokabular, um Objekte zu suchen. Hier kann Social Tagging Abhilfe schaffen: Statt dem Fachpersonal indexiert dabei die anonyme Nutzermasse im Internet, die Crowd, gemeinsam und frei die zur Verfügung stehenden Objektdatensätze mit Begriffen, die sie selbst zur Suche benutzen würde - häufig auch in Form eines Spiels. Es handelt sich dabei um eine Crowdsourcing Methode, die durchaus ihre Berechtigung in der Citizen Science-Landschaft hat, denn vielen reicht es, einen kleinen Beitrag zu leisten oder schlicht Spaß an der Beschäftigung mit Wissenschaft zu haben. In Deutschland gibt es bisher vor allem zwei Tagging-Projekte: Tag.Check.Score vom Ethnologischen Museum Berlin und Fraunhofer FOKUS und Artigo von der LMU München mit seinem Ökosystem an Tagging-Spielen. Die Chancen der Methode liegen vor allem in der Verbesserung der Suche in (wissenschaftlichen) Datenbanken für Laien, ihrer besucherbindenden und partizipativen Wirkung, der Einsparung von Ressourcen und in neuen Blickwinkeln und Erkenntnissen für die (Besucher-)Forschung durch die Beteiligung vieler, auch fachfremder Menschen. Dem Risiko mangelnder sprachlicher und fachlich-inhaltlicher Qualität kann dabei schon im Vorhinein konzeptuell gut entgegengesteuert werden. Die Grundbedingungen für ein gelungenes Projekt sind, wie bei Citizen Science im Allgemeinen, das Abrücken von einem überhöhten Perfektionsanspruch, die Arbeit auf Augenhöhe mit klar festgelegten Zuständigkeiten, das nachhaltige Nutzen der Ergebnisse und wenn möglich die Verstetigung des Projekts. Wenn zudem das zu taggende Material abwechslungsreich und eine auf die Interessen der Zielgruppen zugeschnittene Konzept gefunden ist, sind die Grundbedingungen erfüllt, damit Social Tagging sowohl für die User als auch für die Institution ein Gewinn werden kann.

Abstract

Museum objects have ever since been indexed by the institution's professional staff. That means they are categorized by tags, mainly to retrieve them quickly in a database. This procedure can become a problem if the museum database is made available online for a general audience. Non-scientists have a very different way of approaching artworks and therefore use different words to search them. Here social tagging can help: Instead of professionals, a crowd is indexing the objects in the database anonymously and freely, often in form of a game. This way, the potential audience itself is giving words it would most likely use itself for searching. Tagging is a crowdsourcing method that has its justification in the broad spectrum of citizen science, as for many people it is enough to make a small but nonetheless helpful contribution to research or to diverting engage in the humanities. In Germany there are currently only two tagging projects: Tag.Check.Score by Ethnological Museum Berlin and Artigo with its ecosystem of tagging games by Ludwig-Maximilians-University Munich. The benefits of tagging are the improvement of database-search, especially for amateurs, and the participative and visitor bonding effect. Also, it saves institutional resources and gives new views and insights to research. On the other hand, for the risk of a lack of linguistic and contentual quality there are many ways to achieve a certain positive effect already in the conceptualisation process. Social tagging, like crowdsourcing in general, is most effective, when it goes hand in hand with professional research. The basic conditions for successful tagging or crowdsourcing projects are to partly give up the high standard of perfection often demanded for published material, to make clear the different competences during the project, to sustainably use the results and, if possible, to perpetuate the project. With this conditions met and an interesting and clever concept, social tagging can be of great value for the users and the institution.

Einführung

In fast allen Museen werden Datenbanken zur Verwaltung der Objekte genutzt. Dafür gibt es meist feste Regeln: Man arbeitet etwa mit kontrollierten Vokabularen, damit gleichartige Objekte in ihrer Gesamtheit immer wieder gefunden werden können. Beim Eingeben eines Objektes entsteht automatisch ein Set von Begriffen, mit denen der Datensatz dann bei der Suche gefunden werden kann, die sogenannten Indexbegriffe. Da dieser Vorgang innerhalb des Museums passiert, wird er von Fachpersonal ausgeführt. Normalerweise ist das richtig und sinnvoll. Aber die

Museen und ihre Objekte müssen heute auch im Internet immer präsent sein: man möchte Besucher binden und als innovativ und modern wahrgenommen werden. Als Vorbilder dienen an dieser Stelle Länder, die im Hinblick auf die Digitalisierung in Museen schon weiter sind, wie die USA und Großbritannien. Auch die Besucher tragen zunehmend solche Erwartungen an die Museen heran. Aus diesen Gründen stellen viele Institutionen mittlerweile ihre Objektdatenbanken ganz oder teilweise online zur Verfügung.¹ Doch hier wird es problematisch, denn meist bleiben in der Online-Variante einer Museumsdatenbank die fachwissenschaftlichen Indexbegriffe der internen Erschließungsarbeit erhalten – es zeigt sich die sogenannte Semantic Gap (semantische Lücke). Im Zuge der amerikanischen Studie „steve – exploring folksonomy in the art museum“ fand man heraus, dass es zwischen dem Vokabular, das Fachleute im Museum benutzen und demjenigen, das Laien verwenden, nur 14% Übereinstimmung gibt (Trant 2009, S. 37). Laien verwenden also signifikant andere Begriffe als Experten. Das führt dazu, dass sie in fachwissenschaftlich indixierten Online-Datenbanken häufig nicht fündig werden. So erhielt man in der Datenbank des San Francisco Museum of Modern Art, das berühmt ist für seine Sammlung von Impressionisten, keine Treffer für den naheliegenden Begriff „impressionism“ weil das Wort in der professionellen Museumsdokumentation nicht verwendet wurde (Schweibenz 2010, S. 5).

Hier kommt Social Tagging ins Spiel: Ihm liegt der Gedanke zugrunde, dass die Menschen, die eine Datenbank später auch nutzen sollen, die Objekte mit ihren eigenen Worten beschreiben, die sie auch zur Suche verwenden würden. Das heißt, die potentiellen Nutzer sorgen selbst dafür, dass die Datenbank für alle nützlicher und besser durchsuchbar wird.

Ganz konkret funktionieren die meisten reinen Tagging-Projekte im Museumsbereich etwa so: Nachdem sich der Nutzer ggf. angemeldet hat, bekommt er auf der Webseite des Tagging-Projekts ein Objekt (Bild, Video, o. ä.) aus einer dahinter liegenden Datenbank mit mehr oder weniger zusätzlichen Angaben vorgelegt und kann in ein Feld seine frei gewählten

1 Mit dem Fortschreiten des digitalen Wandels hin zu verstärkter Nutzung von Smartphones auch beim Ausstellungsbesuch werden diese Erwartungen noch steigen, da eine gut durchsuchbare Datenbank eine wichtige Grundlage für Apps und dergleichen sein kann.

Schlagworte (Tags) eingeben. Diese werden anschließend vom System verarbeitet, das heißt, dem User zugeordnet, mit einem genauen Zeitstempel versehen und zum Objekt abgespeichert. Die Tags werden dann ohne Umwege zu Indexbegriffen – das heißt sie fließen sofort in die Suchmöglichkeit ein und andere User, die mit dem Schlagwort suchen, können auch das erst kürzlich damit getaggte Bild unter den Suchtreffern finden (siehe Abbildung 1). Für das gesammelte Vokabular, das auf diese Weise entsteht, prägte der Amerikaner Thomas Vander Wal bereits 2004 den Begriff der Folksonomy (Vander Wal 2007), zusammengesetzt aus „folk“ (die Leute, das Volk) und „taxonomy“ (die Taxonomie, die Systematik).²



Abbildung 1: Artigo – Suchergebnisse

Als Methode, bei der eine anonyme Nutzergruppe im Internet einer Aufgabe nachgeht, die auch von Fachkräften in einer Einrichtung ausgeführt werden könnte, aber mangels Geld, Personal und Zeit häufig nicht wird, gehört Tagging zum immer größer und bedeutender werdenden Bereich des Crowdsourcing. Im Verlaufe der Tagung zu diesem Band wurde von Beginn an kritisch diskutiert, inwieweit Crowdsourcing-Methoden, in

2 <http://vanderwal.net/folksonomy.html> (21.02.2016).

denen der Beitrag des einzelnen Bürgers meist eher klein ausfällt und keiner spezifischen Kompetenzen bedarf, wirklich etwas mit Citizen Science zu tun haben. Einigen konnte man sich darauf, dass es nichtsdestotrotz seine Berechtigung besitzt: Sicher gibt es den ambitionierten Laienforscher, der seine Gedanken und eigenen Hypothesen umfangreich in die Wissenschaft einbringen will. Aber ebenso gut kann jemand nur das Interesse haben, einen kleinen, aber ebenso nützlichen Beitrag zu leisten, was über das Internet sehr schnell und unkompliziert möglich ist. Beispielsweise möchte nicht jeder einen ganzen Wikipedia-Artikel schreiben, mancher korrigiert vielleicht einfach nur die Rechtschreibfehler. Auch spielerische Anreize können die Menschen dazu bringen, sich mit wissenschaftlichen Themen zu beschäftigen, ohne dass sie automatisch zu Citizen Scientists werden wollen oder müssen.

Projekte

In den USA und Großbritannien hat man sich schon früh mit den Möglichkeiten des Social Tagging auseinandergesetzt. Besonders interessant ist in diesem Zusammenhang die bereits erwähnte Studie „steve – exploring folksonomy in the art museum“ von 2005. Sie zu erläutern, würde an dieser Stelle den Rahmen sprengen, darum sei auf die Beiträge von Jennifer Trant verwiesen, die die Ergebnisse der Studie und vor allem die Nützlichkeit des Verfahrens zeigen (u. a. Trant 2009). Andere wichtige Projekte aus dem englischsprachigen Raum sind zum Einen die mittlerweile eingestellte „Posse“ des Brooklyn Museums (Bernstein 2014) sowie das Projekt „BBC Your paintings“³ in Großbritannien. Mit ihren sehr unterschiedlichen Ansätzen zeigen sie sehr gut die Spannweite, die konzeptuell beim Social Tagging möglich ist. Unter der „Dachmarke“ Micropasts⁴, betrieben u. a. vom

3 Seit Ende Februar 2015 in Art UK umbenannt. <http://www.artuk.org/tagger> (21.02.2016). Die Stiftung Art UK (ehemals Public Catalogue Foundation) digitalisierte von 2003 bis 2012 den kompletten Bestand an Ölgemälden in öffentlichen Sammlungen Großbritanniens. Seit 2011 kann man diese Bestände taggen. Von über 210.000 Gemälden sind bereits über 23.000 erschlossen. Dabei steuerten ca. 12.000 Menschen mehr als 6 Millionen Tags bei.

4 <http://crowdsourced.micropasts.org> (21.02.2016). Die Plattform Micropasts ist nicht nur ein Portal zu vielen verschiedenen Crowdsourcing-Projekten, sie soll auch dazu

British Museum, verbergen sich verschiedenste Crowdsourcing-Projekte, vor allem aus den Bereichen Geschichte und Archäologie, zu denen bisher auch zwei Tagging-Projekte gehörten. Bei „Project Andvari“ ging es darum, frühmittelalterliche Objekte und Ornamente mittels bereits vorgegebenen Vokabularen zu verschlagworten, und bei „Photo Tagging the UCL Horsfield Archive“ darum, wie der Name vermuten lässt, die Fotosammlung von George Horsfield zu taggen und geografisch zu verorten.

In Deutschland existieren bisher lediglich zwei Tagging-Projekte: Tag.Check.Score (TCS)⁵ vom Ethnologischen Museum Berlin und Artigo⁶ von der Ludwig-Maximilians-Universität München mit einem damit verbundenen Ökosystem an Spielen. Beide sollen im Folgenden ausführlicher erklärt werden.

Tag.Check.Score (siehe Abbildung 2 und 3) wurde vom Fraunhofer Institut für Offene Kommunikationssysteme (FOKUS) in Zusammenarbeit mit dem Ethnologischen Museum Berlin konzipiert. Als Grundlage dient eine Sammlung von ca. 1800 Fotografien aus der Kolonialzeit in Afrika, die bis dahin noch nicht weiter erforscht oder gesichtet wurden war. Der Nutzer bekommt bei TCS ohne zeitliche Beschränkung ein Bild nach dem anderen gezeigt – entweder im Tag- oder im Check-Modus. Bei ersterem kann das Bild mit Schlagworten versehen, also getaggt, sowie in eine Kategorie aus einer vorgegebenen Liste eingeordnet werden.

Im Check-Modus bekommt der Nutzer das Bild eingeblendet und wird gefragt, ob er es mit einem bestimmten Schlagwort verbindet, worauf mit Ja oder Nein geantwortet werden kann. Auf diese Weise können unpassende Tags identifiziert werden. Für beides bekommt man Punkte, also einen Score, woraus sich der Name des Programms ableitet. Erreicht man genug Punkte, kann man sich in der Highscore-Liste verewigen. Das Konzept ist zwar nur wenig spielerisch, trägt aber dem durchaus nicht immer unproblematischen Grundmaterial Rechnung – die Bilder spiegeln die Unterdrückung der afrikanischen Bevölkerung in der Kolonial-

dienen Fachwissenschaftler und Freiwillige zu vernetzen, sodass gänzlich neue Projekte entstehen können.

5 <http://cityapps.fokus.fraunhofer.de/tcs/> (21.02.2016).

6 <https://www.artigo.org> (21.02.2016).

zeit wieder (siehe Abbildung 3) – und hält die Schwelle zum Mitmachen niedrig, da man sich nicht erst registrieren und somit Daten von sich preisgeben muss. Von September 2013 bis Mai 2014 gab es anfangs 7000 Seitenaufrufe pro Monat, später pendelten sich die Werte bei 1500 Aufrufen pro Monat ein, Tendenz sinkend. Dabei kamen im genannten Zeitraum gut 6500 Tags zusammen. Angesichts der praktisch nicht stattfindenden Berichterstattung über das Projekt sind diese Werte durchaus beachtlich (Weinhold 2014, S. 91).

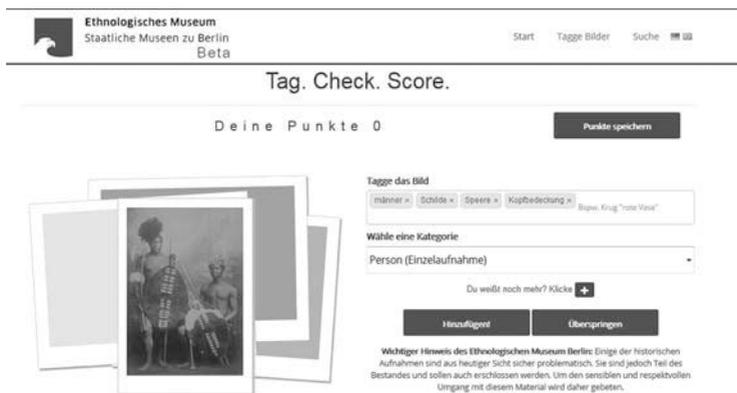


Abbildung 2: Tag.Check.Score – Tag-Modus

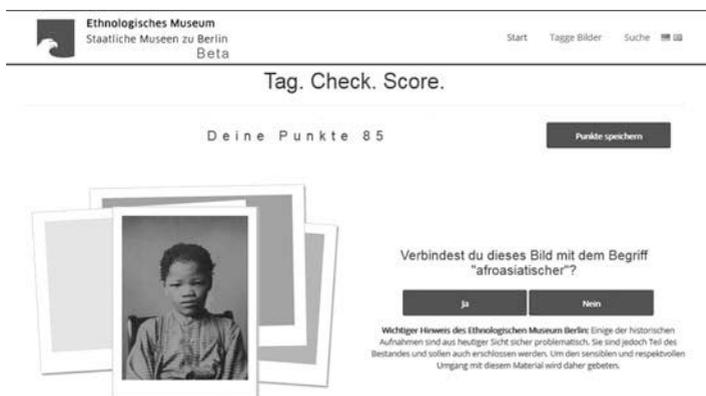


Abbildung 3: Tag.Check.Score. Check-Modus mit problematischem Inhalt

Artigo wurde an der Ludwig-Maximilians-Universität in München entwickelt, in Zusammenarbeit der Lehrstühle für Kunstgeschichte und Informatik. Hier kann der Nutzer Bildmaterial aus Kunst und Architektur in Deutsch, Englisch und Französisch taggen. Artigo ist jedoch nicht nur ein einzelnes Spiel, sondern hat einige Varianten, die jeweils verschiedene Zielstellungen verfolgen. Im Grundspiel (siehe Abbildung 4) werden zwei Spieler anonym und ohne Möglichkeit der Kontaktaufnahme zusammengespielt. Sie bekommen gleichzeitig eine Reihe von fünf Bildern vorgespielt und haben pro Bild eine Minute Zeit, Schlagworte zu vergeben. Dafür bekommen sie Punkte, aber hohe Punktzahlen gibt es nur dann, wenn die Mitspieler unabhängig voneinander den gleichen Begriff verwenden, um das Bild zu taggen. Und auch nur, wenn sie auf diese Weise „gematcht“ werden, werden die Begriffe in die interne Datenbank übernommen. Durch dieses 4-Augen-Prinzip schützt man sich vor Missbrauch und Spam und sammelt gleichzeitig viele höchstwahrscheinlich sinnvolle bzw. treffende Begriffe.



Abbildung 4: Artigo – Grundspiel

Am Spielende werden den Spielern die Bilder noch einmal mit den zugehörigen Grunddaten wie Künstler, Datierung, Material usw. angezeigt, wodurch sich ein Lerneffekt einstellen kann. Ist kein Mitspieler online, wird dem Nutzer unbemerkt ein Mitspieler aus einer alten Partie simuliert. So ist es möglich, dass in einer Live-Partie eingegebene Begriffe, die

noch nicht gematcht wurden, später in einer simulierten Partie doch noch gematcht werden und es aus der „Warteschleife“ in die „richtige“ Tag-Datenbank schaffen. Bis Mitte 2014 spielten insgesamt etwa 180.000 Personen Artigo, wovon sich ca. 20.000 registriert hatten. Bis dahin kamen 7,5 Millionen Tags zusammen. Am Tag spielen durchschnittlich 150 Personen (Kohle 2013b, S. 3).

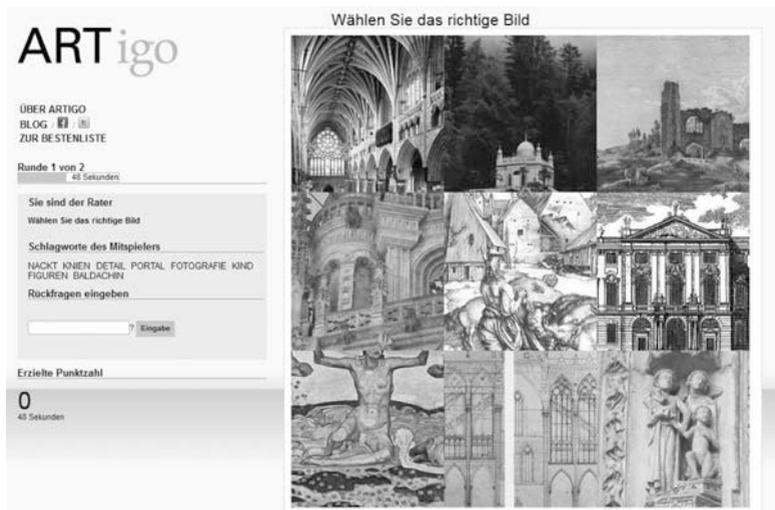


Abbildung 5: Artigo – Karido

Die Varianten Artigo Taboo, Karido (siehe Abbildung 5), Tag-a-Tag und Combino erweitern und ergänzen dieses Spielprinzip. Bei Artigo Taboo sind die meistbenutzten Begriffe zu den jeweiligen Bildern tabu, d. h. sie werden bei Verwendung weder gelistet noch gewertet, sodass der Nutzer gezwungen wird, mehr zu überlegen und weniger triviale Begriffe zu verwenden. Bei Karido haben die beiden Spieler verschiedene Rollen inne: Sie haben jeweils neun Bilder vor sich, die bereits sehr ähnlich getaggt wurden und von denen ein Spieler eines mit Hilfe von Tags beschreiben muss. Der andere muss anhand dessen erraten, welches Bild gemeint ist, und kann ebenfalls mittels Tags Nachfragen zur Spezifizierung an den Beschreiber richten. Je nachdem, ob mit Zeitbegrenzung oder ohne gespielt wird, wechseln, nach Ablauf der Zeit oder nachdem alle Bilder erraten wurden, die Rollen. Bei dieser Version geht es darum, möglichst ge-

naue, trennscharfe Begriffe zu finden, die Spieler kommen also auch hier mit den trivialsten Begriffen nicht weiter.

Bei den Spielen Tag-a-Tag und Combino wird weniger mit den Bildern als mit den dazu vergebenen Tags gearbeitet. Bei Tag-a-Tag sollen einzelne Tags genauer beschrieben werden. Bei Combino werden viele der zu einem Werk vergebenen Tags angezeigt und sollen daraufhin, wie der Name andeutet, miteinander kombiniert werden, um eine genauere Beschreibung des Werks zu ermöglichen. Am Beispiel des Bildes „Die Verkündigung an Maria“ von Peter Paul Rubens beschreibt Hubertus Kohle, der Hauptverantwortliche für Artigo aus dem kunstgeschichtlichen Bereich: „So wird ein dazu Aufgeforderter ‚Erzengel‘ und ‚Gabriel‘ zusammensetzen, ‚Maria‘ wird er vor dem ‚Pult‘ (oder auch dem ‚Tisch‘) platzieren, der ‚Himmel‘ wird ‚Strahlen‘ entsenden und in diesen Strahlen erscheint die ‚Taube‘ des ‚Heiligen Geistes‘.“ (Kohle 2013a, S. 102) Auch beim Paare bilden bei Combino gibt es nur dann Punkte, wenn der Mitspieler genauso kombiniert hat wie man selbst.

Chancen und Vorteile

Der augenfälligste und zentrale Zweck des Taggings ist eine Verbesserung des Retrieval, also der Auffindbarkeit von Daten online, vor allem für Laien. Denn die „Semantic Gap“ ergibt sich schon daraus, dass Wissenschaftler und Experten anders an ein Werk herantreten als Laien. Letztere taggen vor allem visuell, also was sie sehen, während Experten eher Daten erfassen und suchen, die dem Werk nicht direkt inhärent sind, wie Künstler, Epoche oder Datierung. Möchte also zum Beispiel ein Besucher ein Bild wiederfinden, das ihm im Museum gut gefallen hat, von dem er sich aber weder Künstler noch Titel gemerkt hat, sondern sich nur an einige inhaltliche Details und Motive erinnert (bspw. „Mann“ auf „Stuhl“ mit „Katze“ auf dem Arm), wird er das Werk in der Regel online nicht finden, wenn die Sammlung, wie bisher üblich, nur mit professioneller Indexierung verfügbar und durchsuchbar ist. Würde das Bild dagegen von anderen mit den passenden Begriffen getaggt, ist die Wahrscheinlichkeit groß, dass der Besucher das gesuchte Bild tatsächlich findet. Auf diese Weise kann mittels Social Tagging die „Semantic Gap“, die mithin das größte Hindernis für Besucher darstellt, die On-

line-Sammlungen von Museen gewinnbringend zu nutzen, überwunden werden.

Ein gutes Praxis-Beispiel gibt Sebastian Chan vom Powerhouse Museum Sydney, der Tagging als eine Art gemeinschaftliches Generieren von Synonymen betrachtet: „For example, a search for ‚model train‘ would usually neglect to find objects formally classified as ‚model locomotive‘. However, as users have tagged several of these model locomotives as ‚model train,‘ they are now discoverable using that search term“ (Chan 2007).

Ein anderer positiver Effekt, der in einer Folksonomy möglich wird, ist der sogenannte Serendipity-Effekt – oder „happy accident“, wie das Phänomen auch genannt wird. Es geht dabei um unerwartete Entdeckungen, dass man also in einer Datenbank etwas Interessantes oder Nützliches findet, ohne dass man zuvor von dessen Existenz wusste. Bei der Anwendung kontrollierter Vokabulare, wie dies bei der herkömmlichen Indexierung geschieht, sind die Möglichkeiten für solche glücklichen Fügungen beschränkt, denn man muss ein recht genaues Bild vom Inhalt der Datenbank und vom gewünschten Suchergebnis haben, um die richtigen Suchterme zu verwenden. Mit Tags, die es ermöglichen, jenseits der festen Kategorien eines kontrollierten Vokabulars zu suchen, werden solche Entdeckungen möglich. Hubertus Kohle beschreibt es am Beispiel einer Artigo-Suche nach Napoleon. Bei einem Ergebnis von einhundertfünfzig Napoleons kenne man zwar die meisten, aber entdecke noch einige neue und interessante (Weinhold 2014, S. 122). So kann, je nachdem, ob und wie die Tags visualisiert werden, die Möglichkeit des Browsing entstehen. Ähnlich wie beim Surfen im Internet kann sich der User von Tag zu Tag, von Objekt zu Objekt hangeln, unter Umständen ohne auch nur eine einzige Suchanfrage eingeben zu müssen, und dabei zufällige Entdeckungen machen. Dieses Browsing wird durch Folksonomies sehr gestärkt (Peters 2009, S. 289). Ein Beispiel dafür ist die Startseite von Artigo, auf der jeden Tag ein anderes zufälliges Bild mit einigen dazu vergebenen Schlagworten gezeigt wird. Klickt man eines der Schlagwörter an, die wie in einer typischen Tag-Cloud umso größer dargestellt sind, je öfter sie auf das Bild angewandt wurden, erhält man eine Liste mit Bildern, die ebenfalls mit diesem Schlagwort versehen wurden, als hätte man danach gesucht. In dieser Liste werden wiederum die zu den Bildern vergebenen Tags visualisiert, sodass es, wie oben beschrie-

ben, möglich wird, sich von Schlagwort zu Schlagwort zu klicken und Interessantes zu entdecken.

Für die Museen besonders wichtig ist die besucherbindende und partizipative Wirkung. Wie stark diese ausfällt, hängt vom zugrundeliegenden Konzept ab, aber grundsätzlich ermöglicht Tagging eine erste niedrigschwellige Auseinandersetzung mit den Objekten und kann in der Folge zum Anreiz werden, die Sammlung selbst aufzusuchen. In Verbindung mit kleinen Preisen beim Erreichen von Highscores o. ä. kann es auch als Marketing-Instrument dienen.

Für Museen ebenfalls ein nicht zu unterschätzender Faktor ist die Einsparung von Ressourcen, vor allem von Arbeitszeit (weniger von Personal). Ist ein Tagging-Programm erst einmal eingerichtet, läuft es ohne Betreuung, vorausgesetzt es gibt keine technischen Probleme. Tag.Check.Score zum Beispiel spart Arbeitszeit, indem eine erste Vorkategorisierung und Sichtung der Bilder stattfindet und so die weitere Dokumentation vorbereitet werden kann. Teilweise sind Bestände auch so groß, dass einzelne Mitarbeiter mehrere Jahre, wenn nicht gar Jahrzehnte beschäftigt wären, um eine Sammlung so zu erschließen, dass nicht nur die Mitarbeiter, sondern auch die Besucher und Laien gut damit arbeiten können. In der heutigen Welt, in der die Masse an Bildern und Digitalisaten sich jeden Tag vervielfacht, gleicht der Erschließungsprozess in vielen Datenbanken einer kaum zu leistenden Sisyphusarbeit. Laut Jutta Bertram stellt das Tagging daher „zur Zeit nicht nur eine kostengünstige, sondern überhaupt die einzige Möglichkeit dar, Bestände intellektuell zu erschließen, die so sonst nicht mehr zu erschließen wären“ (Bertram 2009, S. 24), wenn aus Kostengründen Bestände unzureichend erschlossen in Kellern, Depots oder digitalisiert auf CDs verbleiben, weil man sich die Erschließungsarbeit nicht leisten kann bzw. sie zu viel Mehrarbeit für das Dokumentationspersonal bedeuten würde. (Für die Dokumentation ist das Tagging freilich kein Ersatz: Es dient der inhaltlichen Erschließung, die nur ein Teil der Forschungs- und Aufbereitungsarbeit am Objekt ist).

Durch diese, wenn auch methodisch eher kleine, Beteiligung interessierter Laien ergeben sich häufig neue Blickwinkel und Erkenntnisse für die Forschung, sei es durch die Tags selbst oder weitere Untersuchungen mit

ihnen. So ist bei Artigo bereits gefragt worden, ob Männer anders taggen und Kunstwerke betrachten als Frauen oder ob es möglich ist, ein Kunstwerk anhand der vergebenen Tags einer Epoche zu zuordnen, ohne dass diese selbst genannt wird. Die Möglichkeiten für die Forschung mit Artigo werden sich noch einmal verbessern, wenn das geplante Analyse-Center startet, in dem sich jeder der Tags statistisch auswerten lässt (siehe Abbildung 6). Damit wird es möglich, gänzlich neue Forschungsfragen etwa zur Kunstrezeption zu entwickeln.

Schlagwortanalyse



Abbildung 6: Vergleichende Schlagwortanalyse im Artigo Analyse-Center

Zudem hilft Social Tagging nicht zuletzt bei der Wissenschaftskommunikation und kann nicht nur fachliche Inhalte, sondern darüber hinaus grundlegende geisteswissenschaftliche Methoden vermitteln, die zu eigenen Fragen an Kunst und damit neuen Citizen Science-Projekten anregen und zugleich das Verständnis für die Komplexität geisteswissenschaftlicher Forschung fördern kann, wie Boris Gliemann von Tag. Check.Score bemerkt: „als Vorarbeit, auch um zu zeigen der Community ‚Hey, das ist eigentlich das, was zu tun ist! Museum ist halt nicht immer nur die Ausstellung, wenn ihr hingehet und alles ist fertig, alles ist recherchiert, ihr verlasst euch auf die Daten. Aber so sieht der Museumsalltag aus!‘“ (Weinhold 2014, S. 89) Diese Punkte lassen sich auch auf Crowd-

sourcing-Methoden allgemein beziehen, wie zum Beispiel die nicht minder spannenden und immer zahlreicheren Transkriptionsprojekte.

Risiken

Die Risiken, die mit Social Tagging verbunden sind, sind gleichzeitig die Stärken der klassischen, professionell-wissenschaftlichen Erschließungsarbeit. Eine der Gefahren derartiger Methoden, die am schnellsten ausgemacht werden, ist die des Missbrauchs. Was, wenn böswillige Benutzer das Programm dazu verwenden, sinnlose oder beleidigende Tags, Spam-Tags, einzugeben? Die Gefahr liegt nahe, immerhin gehört solches Verhalten im Internet zum Alltag. Allerdings hat sich gezeigt, dass im musealen Kontext diese Gefahr stark überschätzt wird. Bei allen untersuchten Projekten kamen Spam und missbräuchliches Verhalten so gut wie nie vor.

Weitaus bedeutender und häufig von Seiten der Wissenschaft genannt ist das Problem der mangelnden Qualität im Hinblick auf unterschiedliche Schreibweisen, Ansetzungen (d. h. ob ein Wort beispielsweise nur im Singular verwendet werden darf oder auch der Plural zulässig ist), Schreibfehler und Falschzuordnungen, zu denen es fast unweigerlich kommt, wenn viele Menschen Dinge mit ihren eigenen Worten beschreiben. Zu diesem Problem gehören auch sprachliche Besonderheiten, wie Homo- und Synonyme und verschiedene Komplexitäts- und Abstraktionsniveaus der von den Usern verwendeten Begriffe: „Und bei so vielen Tags ist vielleicht auch einer dabei, der es genau trifft. Also drei Leute schreiben ‚Baum‘ und der eine sagt dann ‚Feige‘ und schon hat man es halt“, wie Boris Gliemann, der Verantwortliche des Ethnologischen Museums Berlin für TCS es ausdrückt (Weinhold 2014, S. 94).

Häufig ist diese Vielfalt beim Tagging durchaus gewünscht. Wo sie es aber nicht ist, kann man mit einem guten Konzept und klar festgelegten Zielen diesen Problemen begegnen bzw. sie bereits im Vorfeld wenn auch nicht ganz vermeiden, so doch zumindest eindämmen. Beim britischen Your Paintings oder auch dem Tagging bei Micropasts wird mit Wörterbüchern bzw. bestehenden Vokabularen abgeglichen. Bei beiden findet eine sehr starke Strukturierung statt und es gibt ein ausgeprägtes

Vorschlagssystem. Auf diese Weise lassen sich die Schreibweisen-, Ansetzungs- und Homonymproblematik fast ganz vermeiden. Trotz allem ist in letzter Instanz, und darauf kommt es auch an, noch eine freie Eingabe möglich. Um Vokabular eines bestimmten Niveaus zu erhalten, kann es auch hilfreich sein, eine spezielle Zielgruppe zu adressieren. So versuchte man bei TCS über spezifische Rundmails Experten und ihr Wissen zu erreichen. Bei Your Paintings gibt es sogar die Möglichkeit des weiterreichenden „advanced taggings“, bei dem Menschen mit Vorkenntnissen (wie einem kunstgeschichtlichen Studium o. ä.) erweiterte Möglichkeiten bekommen und beispielsweise zeitliche Einordnungen vornehmen können. Möchte man Vokabular auf komplexerem Niveau erhalten, dann kann es sinnvoll sein, andere Spielanreize zu schaffen. So geschehen zum Beispiel bei Artigo Taboo, bei dem die bisher meistbenutzten (und damit i. d. R. trivialsten) Begriffe für die gezeigten Bilder „tabu“ sind, also nicht mehr gewertet werden. So werden die Spieler herausgefordert, komplexere Begriffe zu wählen, die beispielsweise Stimmungen und Emotionen in einem Bild beschreiben. Bei Karido wiederum werden ebenfalls möglichst genau treffende Begriffe gesucht, die genug Trennschärfe besitzen, um aus der Menge der gegebenen Bilder das Gesuchte zu erkennen. Ein ebenfalls häufiges Vorgehen, um im Nachhinein die Qualität des Vokabulars zu verbessern, ist die Beteiligung der Nutzer am Korrekturprozess, wie es bei TCS mit dem Check-Modus geschieht, oder bei „Posse“ des Brooklyn Museums mit dem Spiel „Freeze Tag!“ möglich war.

Das Plädoyer in der Fachliteratur ist aufgrund der beschriebenen Qualitätsmängel recht einstimmig: Social Tagging sollte verstärkt in Museen genutzt werden und birgt viele Chancen, aber bei alleiniger Nutzung fielen die sprachlichen Unzulänglichkeiten zu stark ins Gewicht. In Verbindung mit professioneller Dokumentation und Indexierung jedoch kann es seine Stärken umso besser entfalten. Social Tagging wäre also am besten als ergänzendes, aber nicht ausschließliches Mittel der inhaltlichen Erschließung in Datenbanken zu nutzen (Hohmann 2009, S. 9; Schweibenz 2010, S. 7).

Die Grundbedingungen, die für das Social Tagging auszumachen sind, können auch für Crowdsourcing-Projekte im Allgemeinen Gültigkeit beanspruchen. Für Museen in Deutschland besonders wichtig ist dabei ein Abrücken von dem Perfektionsanspruch, der an veröffentlichtes bzw. zu

veröffentlichendes Material gestellt wird. Häufig werden Daten, Digitalisate o. ä. so lange zurückgehalten, bis man der Meinung ist, dass sie völlig perfekt erforscht sind. So kann jedoch oft jahrelang niemand, weder der Forscher noch der interessierte Laie, mit dem Material arbeiten, es entsteht nichts Neues. Kohle sieht verschiedene potenzielle Gründe für das anhaltende Perfektionsdenken: u. a. die Angst vor einem Kontrollverlust oder das fehlende Zutrauen in eine sinnvolle und qualifizierte Weiterverwendung durch die Nutzer (Kohle 2013a, S. 152). Setzt man jedoch auf Methoden wie Social Tagging, erhofft man sich die Mithilfe der Crowd bei der Vervollständigung und besseren Zugänglichmachung des eigenen Materials und sollte dies entsprechend kommunizieren.⁷ Damit ist jedoch auch das „Eingeständnis“ verbunden, dass die Daten z. B. unvollständig sind oder nicht so indexiert, dass jeder fündig wird. Ein dergestalt verändertes Selbstverständnis, das Abrücken von einem überhöhten Perfektionsanspruch, kann somit als Voraussetzung gelten, um ein Social Tagging-Projekt bzw. ein Crowdsourcing-Projekt überhaupt erst in Erwägung ziehen zu können.

Vor allem bei Kooperationen, aber auch generell ist es notwendig, dass Zuständigkeiten klar festgelegt sind. Ein Betrieb einer Tagging- oder Crowdsourcing-Plattform sollte jederzeit gewährleistet sein und sind Preise ausgelobt, müssen diese zeitnah vergeben werden, sonst ergibt sich leicht ein negativer Effekt, ein Verlust an Glaubwürdigkeit.

Bei vielen geförderten Projekten, besonders wenn sie online stattfinden, wird vergessen, sich zu fragen, was nach Förderende damit passieren soll. Häufig verweisen solche Seiten und Projekte dann nach und nach. Das gilt es nach Möglichkeit zu vermeiden. Crowdsourcing sollte nicht um seiner selbst Willen betrieben werden, sondern immer mit klaren Zielen und einem nachhaltigen Nutzen für das Museum bzw. die Einrichtung verbunden sein. Die Ergebnisse sollten nach Möglichkeit von Experten wie Laien weiter genutzt werden können, wie es beim Social Tagging durch die Such-Verbesserung mehr oder weniger automatisch geschieht.

7 Das Stichwort open science passt hier sehr gut ins Bild, denn das Material wird allen (je nach Lizenz möglichst frei) zur Verfügung gestellt und laufende Forschungen werden nicht bis zur Perfektion unter Verschluss gehalten, sondern schon im Prozess transparent gemacht.

Aber auch darüber hinaus kann, wie bei Artigo, weitere Forschung damit stattfinden. Möchte man ein Projekt nicht verstetigen, dann sollte das Ende konkret geplant und die Seite vom Netz genommen werden, denn eine kaum verwendete und nicht mehr geupdatete Seite hat keine gute Außenwirkung.

Eine Selbstverständlichkeit bei allen Projekten, die im Internet stattfinden sind IT- und Personalressourcen, die sich jedoch für ein Tagging-Projekt durchaus in Grenzen halten. Der Wartungs- und Einrichtungsaufwand eines solchen Programms ist eher klein, ein Programmierer wird jedoch immer nötig sein, egal ob ein komplett neues Tagging-Programm geschrieben oder ein bereits bestehendes frei verfügbares an die eigenen Gegebenheiten und Ideen angepasst werden soll. Gerade letzteres kann den Erstellungsaufwand sicherlich stark reduzieren.

So kann man beispielsweise das Programm, das hinter TCS steht, frei herunterladen und mit anderen Beständen anreichern und anpassen.⁸ Eine letzte wichtige Grundvoraussetzung ist das zu taggende Material selbst, das heterogen und qualitativ hochwertig sein sollte, sodass es Abwechslung bietet und Interesse bei den Nutzern wecken kann.

Fazit

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass mit Crowdsourcing im Allgemeinen und Social Tagging im Besonderen bereits mit wenigen Mitteln ein großer Effekt erreicht werden kann. Wenn das Grundkonzept stimmt, kann ein solches Projekt für Besucher und Museen, für Laien und Fachwissenschaftler gleichermaßen ein großer Gewinn sein. Social Tagging ist im Kontext mit Citizen Science im Museumskontext vor allem als eine Möglichkeit zu sehen, Hemmschwellen zwischen Laien und der Wissenschaft abzubauen, das Marketing oder die Vermittlung zu verbessern oder Methoden und Herangehensweisen an wissenschaftliche Quellen und Fragestellungen aufzuzeigen, ohne dass damit eine längerfristige oder zeitaufwändige Verpflichtung für den Einzelnen einhergeht.

⁸ <http://cityapps.fokus.fraunhofer.de/tcs/info/> (21.02.2016).

Es wäre wünschenswert, wenn in Deutschland, ähnlich wie im englischsprachigen Raum, in dieser Richtung mehr gewagt würde.

Referenzen

Bernstein, S. (2014): *Clear Choices in Tagging*. <https://www.brooklynmuseum.org/community/blogosphere/2014/07/22/clear-choices-in-tagging/> (21.02.2016).

Bertram, J. (2009): *Social Tagging*. Zum Potenzial einer neuen Indexiermethode, in: *Information, Wissenschaft & Praxis* 60 (1), 19–26.

Chan, S. (2007): *Tagging and Searching*. Serendipity and museum collection databases. <http://www.archimuse.com/mw2007/papers/chan/chan.html> (21.02.2016).

Hohmann, G. (2009): *Social Tagging*. Inhaltliche Erschließung durch freie Verschlagwortung und die „Klugheit der Masse“, in: *AKMB-news* 15/1, 7–12. <http://journals.ub.uni-heidelberg.de/index.php/akmb-news/article/viewFile/6147/1649> (21.02.2016).

Kohle, H. (2013a): *Digitale Bildwissenschaft*. Glückstadt: Hülsbusch.

ders. (2013b): *Abschlussbericht zum Projekt: Entwicklung sozialer Web-Plattformen zur Datengewinnung in den Geisteswissenschaften (KO 1091/4-2)*. http://www.play4science.uni-muenchen.de/oeffentlichkeit/publikationen/abschlussbericht_2013_11_15.pdf (21.02.2016).

Peters, I. (2009): *Folksonomies*. Indexing and retrieval in Web 2.0. Berlin: de Gruyter Saur.

Schweibenz, W. (2010): *Wie taggt der User?* http://swop.bsz-bw.de/volltexte/2010/832/pdf/MAI_2010_Schweibenz.pdf (21.02.2016).

Trant, J. (2009): *Tagging, Folksonomy and Art Museums*: Results of steve.museum's research. <http://arizona.openrepository.com/arizona/handle/10150/105627> (21.02.2016).

Vander Wal, T. (2007): *Folksonomy*. (02.02.2007). <http://vanderwal.net/folksonomy.html> (21.02.2016)

Weinhold, Julia (2014): *Dokumentation crowdgesourct: Social Tagging als Methode der Inhaltsserschließung im Museum*. (BA Thesis), Leipzig, HTWK. <http://slub.qucosa.de/api/qucosa%3A7460/attachment/ATT-0/> (05.06.2016).

Zum Weiterlesen

Bry, F.; Schemainda, C.; Schefels C. (2015): *A Gaming Ecosystem*. Crowd-sourcing Deep Semantic Annotations. Research Report, München: Ludwig-Maximilian Universität, Institut für Informatik.

Greg, A. (2012): *Your Paintings: A Nation's Oil Paintings Go Online – Tagged by the Public*. http://www.museumsandtheweb.com/mw2012/papers/your_paintings_a_nation_s_oil_paintings_go_onl.html (21.02.2016).

Gries, C. (2013): *Social Tagging im Museum*. <http://blog.iliou-melathron.de/index.php/2013/11/social-tagging-im-museum/> (21.02.2016).

Hoidn, F. (2014): *The Analytics Center: Devising a Citizen Science Data Mining Tool for the ARTigo Image Tagging Project*. (Bachelor Thesis), München: Ludwig-Maximilian Universität, Institut für Informatik.

Lill, J. M., & Schweibenz, W. (2009): *Museen und Web 2.0 im deutschsprachigen Internet*. Erste Eindrücke und Überlegungen zum Mitmach-Web. <http://swop.bsz-bw.de/volltexte/2009/760/pdf/lillschweibenzwordmai2009.pdf> (21.02.2016).

Sigmüller, F. (2015): *Advanced User Interface for Artwork Search Result Presentation*. (Bachelor Thesis), München: Ludwig-Maximilian Universität, Institut für Informatik.

Smith, G. (2008): *Tagging – Emerging Trends*. http://onlinelibrary.wiley.com/store/10.1002/bult.2008.1720340607/asset/1720340607_ft.pdf?v=1&t=hxwx7h6u&s=5a5b06104297e34835f83b3089e82f9600b04ba7 (21.02.2016).

Simon, N. (2008): *Two Tagging Projects that Make Sense*. <http://museumtwo.blogspot.de/2008/11/two-tagging-projects-that-make-sense.html> (21.02.2016).

dies. (2014): *Tagging in Museums #blowinguppersonal #notwhatweplanned*. <http://museumtwo.blogspot.de/2014/03/tagging-in-museums-blowinguppersonal.html> (21.02.2016).

Trant, J.; Wyman, B. (2006): *Investigating social tagging and folksonomy in art museums with steve.museum*. <http://www.archimuse.com/research/www2006-tagging-steve.pdf> (21.02.2016).

Wieser, C. (2014): *Building a Semantic Search Engine with Games and Crowdsourcing*. (PhD Thesis), München: Ludwig-Maximilian Universität, Institut für Informatik.

BÜRGERWISSENSCHAFT UND STADTMUSEUM. ANMERKUNGEN AUS DER MUSEUMSPRAXIS

Anselm Hartinger

Keywords

Stadtmuseum; Bürgergesellschaft; Partizipation; Praxistest; Augenhöhe

Zusammenfassung

Citizen Science als einen elementaren Aspekt der Arbeit eines Stadtmuseums zu betrachten, erscheint nicht abwegig, verfügen doch alteingesessene Bürger, gerade jene in heimat- und ortshistorischen Vereinen, oft über ein breites Fachwissen zu ihrer Stadt und dessen Geschichte. Doch tatsächlich sieht die Beziehung zwischen Stadtmuseen und Bürgergesellschaft in der Praxis oft anders aus. Der Beitrag fragt auf Basis einer kritischen Bestandsaufnahme gegenwärtiger Entfremdungen und gegenseitiger Sprachlosigkeiten zwischen Museum und Bürgertum deshalb nach neuen, in den Medien und Formen zeitgemäßen Möglichkeiten einer kreativen Begegnung auf Augenhöhe, die die Interessen bürgerschaftlicher Partner ernst nimmt und die Institution Museum als fachlich qualifizierten Ansprechpartner und Resonanzraum profiliert.

Abstract

Citizen science can be regarded as an inherent and fundamental aspect of the activities of city history museums since a large part of its visitors are long-established local citizens with a broad knowledge about their city and its history—especially when they are dedicated members of voluntary local historical societies. But in fact the relationship between museums and civil society turns out to be much more difficult and is characterized by misunderstandings, alienation and mutual speechlessness. Therefore, on the basis of a baseline study, this contribution seeks for new, up-to-date opportunities and formats for creative collaborations at eye level that on the one hand take serious the interests and demands of civic partners and on the other hand establish museums as their professional partners as well as a sphere of resonance for their concerns and ideas.

Citizen Science, Partizipation und Museum – Potentiale und Realitäten

Die folgenden Überlegungen verstehen sich als Beitrag aus der Museumspraxis zu Aspekten der Diskussion um Citizen Science und bürgerschaftliche Beteiligung. Im Zentrum stehen Fragen und Beobachtungen aus der alltäglichen Erfahrung und konzeptionellen Entwicklung des Stadtmuseums Erfurt.

Anders als universitäre Institute und Forschungsinstitutionen auf der einen sowie primär zu gruppenspezifischen Zwecken verpflichtete Vereine auf der anderen Seite sind Museen Vermittlungsinstanzen zwischen Bürgern und Fachleuten sowie zwischen wissenschaftlichen Spezialkenntnissen und öffentlich verfügbarem Breitenwissen, die daher bürgerschaftliche Forschungsinitiativen gleichsam von Natur aus anziehen, anregen und befördern müssten. Denn auf welche anderen Zwecke als auf diesen Austausch sollten Führungen, Publikumsvorträge, pädagogische Angebote oder Ausstellungen mit ihren verallgemeinernden Narrativen sowie kommentierten und kontextualisierten Objekten abzielen? Worin sonst könnte der Daseinszweck eines historischen bzw. kulturgeschichtlichen Museums bestehen – wenn man sich denn unter demokratischen und postmodernen Prämissen mit guten Gründen von autoritativen Deutungen und herrschaftslegitimierenden Sinnstiftungen durch selektive Inanspruchnahme von Kultur und Geschichte verabschiedet hat?

Partizipation und lebendiger Austausch müssten daher eigentlich konsequenterweise im Mittelpunkt nicht nur der museumspädagogischen und ausstellungsdidaktischen Aktivitäten, sondern der musealen Arbeit insgesamt stehen – und zwar nicht nur aus inhaltlichen Gründen, sondern auch in historischer Perspektive. Standen doch außerhalb von Residenzstädten häufig nicht fürstliche Kunstkammern am Beginn der musealen Institutionen, sondern diese gingen in der Regel auf bürgerschaftliche Aktivitäten zurück oder aus von aufmerksamen Zeitzeugen und rührigen Vereinen zusammengetragenen Sammlungen hervor. Insofern waren die allermeisten Museen und Gedenkstätten von vornherein als „Schaufenster“ bürgerschaftlicher Aktivitäten, Forschungen und Interessen angelegt – in Museumskontexten nach einem „Mehr“ an Bürgerwissenschaft zu rufen, müsste also eigentlich bedeuten, Eulen nach Athen zu tragen.

Doch zeigen bereits die bescheidenen Besucherzahlen vieler kultur- und regionalgeschichtlicher Schaudenkmale, Stadtmuseen und Heimatstuben, dass es mit diesem hehren Anspruch keineswegs überall zum Besten steht. Die häufig nicht mehr zeitgemäßen Formen der musealen Kommunikation und Information sind dabei über die dadurch fehlende Besucherresonanz hinaus ein Symptom für tieferliegende Verständigungsschwierigkeiten und wechselseitige Fehlannahmen. Allzu klein gedruckte sowie zu lang und zu schwer geratene Ausstellungstexte deuten vielmehr ebenso wie die für die potentiellen Nutzer intransparenten Prozesse der musealen Themenwahl und Schwerpunktsetzung auf eine gewisse Sprachlosigkeit zwischen Museumsfachleuten und ihrem öffentlichen Gegenüber – eine nicht nur unter sachlichen Prämissen bedauerliche, sondern auf Dauer sogar verhängnisvolle Konstellation. Ist doch die Bürgergesellschaft einer Stadt oder Region nicht nur hauptsächlicher Adressat und Nutznießer, sondern über ihre politischen Repräsentativgremien auch Souverän und Auftraggeber jedweder öffentlich geförderten Kultur- und Bildungsarbeit. Damit jedoch können sich Defizite in der Offenheit, Attraktivität und „Nahbarkeit“ von Museen unversehens in Legitimationskrisen verwandeln. Sie finden in der schleichen den Untergrabung tragender Relevanzkonsense und damit der nachrangigen Behandlung in stets unterfinanzierten Abwägungsprozessen ihren Ausdruck und ebnen damit letztendlich dem Austrocknen von Finanzierungsgrundlagen, Arbeitsspielräumen und zunehmenden Schließungsdebatten den Weg.

Woran liegt das und was kann und sollte geschehen, um der vielerorts in die Jahre gekommenen und erkalteten Partnerschaft zwischen Museen und ihren bürgerschaftlichen Trägermilieus wieder zu neuem Leben zu verhelfen? Welche Instrumente könnten zeitgemäß überformt und somit in ihrer Wirksamkeit geschärft werden? Wo braucht es gegebenenfalls völlig neue Denkansätze und Herangehensweisen – und welche könnten das konkret sein?

Universell oder kurzfristig wirksame Patentlösungen wird es aufgrund der vielfältigen Ausdifferenzierung der Museumslandschaft und der häufig schwierigen Rahmenbedingungen nicht geben können. Doch sollte eine unbefangene Analyse die Voraussetzung dafür sein, den eigenen Standort und die jeweilige Ausgangslage zu erkennen und daraufhin ge-

wisse Handlungsoptionen in den Blick zu nehmen. Das gilt es vor allem für kleinere Häuser ohne überregional zugkräftige Spitzenobjekte, umfangreiche Marketingetats und ausreichendes Fachpersonal. Für sie wird es darauf ankommen, in besonderer Weise als zugänglich und offen für Initiativen aus dem lokalen und regionalen Raum und als einladend und aufmerksam gegenüber jedem Besucher wahrgenommen zu werden. Dies sollte im Sinne einer praxisnahen Museumsethik Voraussetzung aller Lösungskonzepte und Diskussionen sein.

Museen und Partizipation: Gelebte Praxis statt begriffsbezogener Definition

Museen sind zwar von ihrer international verbindlichen Selbstdefinition her auch Orte der objektbezogenen Forschung sowie einer davon angestoßenen und im Falle von Stadtmuseen meist primär regional- bzw. alltagsgeschichtlichen Erkenntnisbildung. Sie sind jedoch in erster Linie einem pragmatischen Handlungsrahmen verpflichtet; ihre Aktivitäten sind auf direkte Wirksamkeit bei Besuchern unterschiedlicher Ausrichtung angewiesen. Dies ist auch deshalb von zentraler Bedeutung, weil die öffentliche Förderung von Häusern und ihren Aktivitäten mit nachvollziehbaren Gründen zunehmend an Effizienzkriterien wie etwa Besucherzahlen geknüpft wird, was einem wissenschaftlichen Anspruch an sich nicht im Wege stehen muss, von vielen Museumskollegen aber oft als Zug zu einer verflachenden Popularität empfunden und nicht selten unterschwellig abgelehnt wird, was wiederum Schwellenängste und Abgrenzungsbedürfnisse im Umgang mit der bürgerschaftlichen Forschungsszene erzeugt. Museen sind und bleiben jedoch grundsätzlich Stätten des praxisorientierten Herangehens und der je individuellen und unmittelbaren Lösungen; eine primär begriffsorientierte Diskussion über Kriterien einer „Bürgerwissenschaft“ – wie sie notwendigerweise im Rahmen der diesem Band zugrundeliegenden Tagung geführt wurde – geht an ihren Bedürfnissen vorbei und wird die Arbeit der verantwortlichen Museumsmenschen auf Dauer kaum substantiell bereichern. Museen können durchaus Beispiele und Fallstudien einer kommunikationssoziologischen Forschung und etwa bildkritischen Theoriebildung sein – deren Erkenntnisse müssen sich in ihrer Praxis jedoch bewähren und möglichst unmittelbar in Besucherreaktionen sowie neue Projektideen und Zeigegewohnheiten umsetzen.

Museen leben davon, Themen und Objekte in der Kombination dauernder und wechselnder Präsentationen sichtbar (und natürlich auch: hörbar, und wo immer möglich: anfassbar) zu machen – eine solche Wahrnehmbarkeit ihrer Bestände und damit Ergebnisorientierung ihrer Erschließung ist das zentrale Kriterium der musealen Präsenz. Museen sollten keine begehbaren Bücher bleiben oder sich dauerhaft nur als öffentlich zugängliche Schaudepots inszenieren. Ihre Verwandlung in objektferne Eventbühnen und bloße Diskursräume kann jedoch über einzelne Angebote und Veranstaltungsreihen ebenfalls nicht das Ziel ihrer bürgerschaftlichen Öffnung sein.

Aufgrund ihres direkten Kontaktes mit den Besuchern als Zielgruppen und Auftraggebern bürgerorientierter Wissensprojekte und der damit gegebenen Möglichkeit eines unmittelbaren Feedbacks sind sie jedoch ideale Experimentierfelder für neue Wege der dialogischen Entwicklung nicht allein von verständnisorientierten Vermittlungskonzepten, sondern auch von originär partnerschaftlichen Forschungsprojekten. Da gerade Stadtmuseen meist gute Verbindungen zu Vereinen und anderen Repräsentanten einer bürgerschaftlichen Forschungsszene haben, können sie damit auch der wissenschaftlichen Beschäftigung mit den Themen „Partizipation“ stets neue Impulse und belastbares Datenmaterial an die Hand geben. Im tagtäglichen Umgang mit Bodendenkmalpflegern, Heimatforschern, Schulkindern und Militariasammlern – um nur einige Teilgruppen dieser umfangreichen „Begegnungsmilieus“ zu nennen – müssen sich alle Konzepte einer „Citizen Science“ einem permanenten Praxistest stellen, der die häufig sehr handfesten Interessen und Erwartungen nicht allein der museumsseitig beteiligten Wissenschaftler, sondern auch vieler aktiver Bürgerforscher in Rechnung zu stellen hat. Allerdings leidet diese tradierte Partnerschaft vielfach an einer Überalterung des beiderseitigen Personenstamms und der medialen Kommunikationsformen. Bürgerwissenschaft trägt im stadtgeschichtlichen Kontext häufig einen Schnauzbart. Sie ist in aller Regel analog und von den Kommunikationswegen und Organisationsformen her dezidiert traditionell. Das schreckt neue und jüngere Interessentenkreise häufig ab und macht das organisierte Bürgerwissen der Museen tendenziell zu einem Projekt, das einem ein oder zwei Generationen zurückliegenden Stand und vor allem Habitus entspricht – einer der Hauptgründe für die erheblichen Nachwuchsprobleme, denen sich sowohl Museen als auch Geschichtsvereine gegenüber sehen.

Die Überwindung dieser Sprachlosigkeit wird gerade in Universitätsstädten und wachsenden Metropolen mit einem jüngeren, vielfältigeren und häufiger wechselnden Publikum eine der zentralen Herausforderungen der regionalen Museumslandschaft sein. Es wäre schon viel gewonnen, wenn die Museen, ihre Träger, Auftraggeber und die organisierten Strukturen der bürgerwissenschaftlichen Forschung die Existenz dieser „Parallelwelten“ anerkennen und als Problem von existentieller Tragweite begreifen würden, das sich nicht im Rahmen eines „Tagesordnungspunkt 8: Sonstiges“ auf der Jahresmitgliederversammlung abhandeln und lösen lässt. Vielmehr kann die anregende Begegnung mit universitären Forschungsprojekten und avancierten Communities einer „Citizen Science“ für die Museen und Vereine von unschätzbarem Wert sein.

Dass Museen über eine Anmutung des „Nicht-Modernen“ und „Nicht-Kommerziellen“ sowie eine Aura der echten Objekte, der zeitlosen Werte und medialen Entschleunigung verfügen, kann heute und in Zukunft ein Vorteil sein und zum Alleinstellungsmerkmal werden. Daraus etwas zu machen, setzt aber voraus, zunächst einmal zu realisieren, wie weit viele von ihnen hinter den aktuellen Wahrnehmungsstandards hinterher hinken. Man kann zweifellos altmodisch gekleidet sein und sogar heute noch ohne Handy und Führerschein leben – aber nur, wenn man dies auch reflektiert und sich selbstbewusst und mit charmanter Selbstironie dazu bekennt. Museen vermögen auch ohne WLAN-Hotspot und aufwendige mediale Ebenen zu funktionieren und sogar zu begeistern, und eine solche antizyklische Selbstbeschränkung und technik-unabhängige Zeitlosigkeit kann durchaus eine legitime Vermarktungsstrategie sein (zupal im Vergleich mit klassisch-zeitlosen Exponatschildern gerade modernste audiovisuelle Tools erfahrungsgemäß am schnellsten veralten), aber dies wird nur funktionieren, wenn es nicht auf bloßer Gewohnheit, Mangel an Phantasie oder schierem Spardruck beruht. Die mündigen und aufmerksamen Besucher, die wir uns wünschen und von denen im Rahmen der Partizipationsdiskurse immer die Rede ist, bemerken den Unterschied sofort.

Begegnung auf Augenhöhe statt Nivellierung der Unterschiede: Expertise als Kernbeitrag des Museums zur bürgerschaftlichen Zusammenarbeit

Museen sind ideale Orte einer Begegnung von Publikumsanliegen, Objekten und Wissensbeständen und als solche sollten sie in aller Interesse möglichst niedrigschwellig und ohne unnötiges „Fachchinesisch“ auftreten und arbeiten. Doch bedeutet dies keinen Verzicht auf Professionalität und fachliche Grundlegung. Jede Begegnung auf Augenhöhe setzt vielmehr die realistische Erkenntnis der eigenen Interessen, Potentiale und Grenzen voraus. Mit einer noch so gut gemeinten Gleichsetzung von bürgerschaftlichem Forscherinteresse und museumsfachlicher Expertise dürfte niemandem gedient sein.

Gute und gegenüber den Beständen und Themen verantwortliche Museumsarbeit bedarf nämlich ausgeprägter Kompetenzen und standardisierter Handlungsroutinen, die im Regelfall nicht im Selbststudium, sondern mittels spezialisierter und dabei nicht allein fachwissenschaftlicher, sondern auch museumspädagogischer und (noch zu selten!) managementbezogener Ausbildungen und Erfahrungen erworben werden – Fähigkeiten und Skills, die durch ein noch so engagiertes ehrenamtliches und bürgerschaftliches Agieren nicht ersetzt werden können. Dieses Beharren auf der fachlichen Basis ist nicht nur deshalb unverzichtbar, weil Museen ebenso wie viele Archive und Bibliotheken darunter leiden, dass im öffentlichen Diskurs oft der Eindruck vermittelt wird, die dort ausgeübten Tätigkeiten könnten praktisch von jedem halbwegs kulturinteressierten Sachbearbeiter mit Verwaltungserfahrung geleistet werden – was dazu führt, dass Zusammenlegungen (etwa von Stadtarchiven und kommunalen Museen) und die nicht fachgerechte Besetzung entsprechender Positionen angesichts der zunehmenden Sparzwänge der öffentlichen Hand immer häufiger im Raum stehen. Es ist vielmehr auch deshalb unverzichtbar, weil bürgerschaftliche Forschung und das erwünschte Miteinander von privaten Initiativen und musealen Institutionen gerade nicht auf dem Einebnen aller Differenz beruhen sollten, sondern jede ernstzunehmende bürgerschaftliche Forschung ein professionelles Gegenüber braucht, um Fragestellungen und Einzelrecherchen einen präsentablen Rahmen zu bieten und ihnen auch für Außenstehende oder nicht vom Gegenstand unmittelbar betroffene Besuchergruppen Relevanz zu verleihen.

Denn es ist ja gerade die Aufgabe und Chance des Museums, eine möglichst breite Öffentlichkeit anzusprechen und im Rahmen eines spannungsvoll und einladend gestalteten Besucherlebnisses für Themen oder Facetten zu sensibilisieren, die sie vorher nicht kannte – und sie damit im umfassenden Sinne zu überraschen und zu bereichern. Genau diese Funktion als Schnittmenge konträrer Interessen und als Begegnungszone gemischter Publika macht das Museum zu einem einzigartigen Forum des Austauschs und der Horizonterweiterung. Es konstituiert im besten Sinne einen öffentlichen Ort, der mehr ist und sein will als eine Traditionsstube oder eine durch Objekte beglaubigte Deutung bzw. verräumlichte Lehrplaneinheit. Im Idealfall sind diese Momente als für viele Interessenten ausschlaggebende Besuchsgründe zwar präsent, sie wären aber gleichsam aufzuheben in einem beglückenden Gesamterlebnis, das höher und reicher ist als alle Selbstbestätigungen oder didaktischen Ziele.

Aus der Stadtgesellschaft kommende Anstöße und Initiativen können und dürfen daher die museale Fachlichkeit nicht ersetzen oder sie auf die bloße Verwaltung der Häuser und Depots reduzieren – so wie es nicht der Sinn einer Ehrenamtsstruktur sein kann, mittels Outsourcing Bewachungskapazitäten oder Museumspädagogen einzusparen. Die Hinwendung zu mehr bürgerschaftlichem Engagement soll den Museen zwar auch helfen, sich in Zeiten zurückgehender öffentlicher Unterstützung zu behaupten. Die bequeme Gleichsetzung von Ehrenamt und Einsparung würde der Komplexität der Institutionen jedoch Eintrag tun und alle Konzepte einer Partizipation nachhaltig diskreditieren.

Museen und Fördervereine: Eine bereichernde, aber schwierige Partnerschaft – an deren gemeinsamer Erneuerung kein Weg vorbeiführt

Zu den Instrumenten der Einbeziehung von bürgerschaftlichen Initiativen in die Museumsarbeit gehören Fördervereine und Freundeskreise – angesichts der nahezu überall angespannten öffentlichen Haushalte eine immer wichtigere Facette der Arbeit, bei der allerdings meist der Zweck der Spendenakquise sowie der Unterstützung und Kontaktpflege einschließlich des Rückenfreihaltens in kommunalpolitischen Diskursen im Mittelpunkt steht. Da diese Arbeit in aller Regel ehrenamtlich erfolgt,

ist sie ein schönes Zeugnis des bürgerschaftlichen Interesses am Museum und seinen Themen. In der Praxis der Arbeit stehen jedoch neben der Verständigung über gemeinsam zu bestreitende Vorhaben häufig Fragen der Abgrenzung von Einflussbereichen sowie das verständliche Beharren auf dem inhaltlichen Primat der Institution im Vordergrund – selbst dort, wo die Kommunikation gut und reibungslos funktioniert. Und wo Fördervereine eine direkte Mitsprache in inhaltlichen oder gar Personalfragen beanspruchen, kommt es meist zu Konflikten oder Verwerfungen, die keiner der beteiligten Seiten nützen.

Eine Einbeziehung der in Fördervereinen tätigen Bürger in die thematische Planung und Entwicklung der Museen ist bisher über die Beteiligung an einzelnen Veranstaltungen oder Studienfahrten hinaus eher nicht die Regel. Das entspricht zwar dem begrenzten Zeit- und Engagementbudget der meisten Vereinsmitglieder, ist hinsichtlich der nicht genutzten Potentiale einer Bürgerwissenschaft jedoch bedauerlich. Auch schaffen es solche Förderstrukturen aufgrund ihrer vorherrschenden Altersstruktur aus überwiegend älteren und meist männlichen Angehörigen der Mehrheitsgesellschaft häufig nicht, sich zu erneuern und jüngere oder neue Interessentengruppen anzusprechen. Das scheitert häufig bereits daran, dass eine auf langfristigen Bindungen sowie Rundbriefen und Versammlungen mit fester Tagesordnung beruhende Vereinsaktivität nicht den Lebens- und Informationsgewohnheiten dieser Zielgruppen entspricht. Zudem sind Fördervereine häufig von der fachlichen Dominanz einzelner profilierter Persönlichkeiten oder eines kleinen Kreises von Kernmitgliedern geprägt; eine lebendige vereinsinterne Diskussions- und Beteiligungskultur ist hingegen in vielen Geschichts- und Fördervereinen kaum ausgeprägt – genau diese entspräche aber den digitalen Kommunikationsgewohnheiten und stärker projektbezogenen Interessen jüngerer Generationen.

Es gehört somit zu einer ehrlichen Analyse und einem lösungsorientierten Diskurs dazu, sich einzugestehen, dass sich nicht allein die Museen selbst gegenüber neuen Interessengruppen häufig reserviert verhalten und institutionelle oder verständnismäßige Schwellen errichten. Vielmehr sind auch die tradierten Gremien und Instrumente des bürgerschaftlichen Engagements vielfach in eine Akzeptanzkrise geraten, der ihre Arbeitsfähigkeit und Ausstrahlung beeinträchtigt und damit letztlich ihre Daseinsberechtigung unterminiert.

Einmal erkannt, könnte diese beide Seiten betreffende Problemstellung deshalb Anlass für koordinierte Aktivitäten hinsichtlich neuer Zielgruppen einer bürgerschaftlichen Beteiligung sein – sicher die beste Voraussetzung dafür, dass dieser Kurswechsel glaubwürdig vertreten werden und nachhaltig erfolgreich sein kann. Es mag unendlich schwer sein und eine neue Form der Kreativität voraussetzen, berufstätigen Menschen zwischen 25 und 55 Jahren, Migranten, Pendlern, nicht in klassische Sammlerzirkel eingebundenen Frauen oder auch Familien mit Kindern Plattformen und Angebote für bürgerschaftliche Engagements und Wissensaustausch zu bieten. Das aktive und empathische Werben um diese Zielgruppen ist jedoch eine unerlässliche Voraussetzung dafür, dass Förderstrukturen nicht still und heimlich dahinschlummern und Museen ihre Daseinsberechtigung und den Anschluss an die Fragen und Diskurse der Gegenwart nicht verlieren. Andernfalls werden gerade Stadtmuseen mehr und mehr zur Kulisse einer zunehmend abgenutzten Aufführung immergleicher Repertoireklassiker werden, die sich allzu bald als das sprichwörtliche „Dinner for one“ erweisen dürften.

Der souveräne und wertschätzende Umgang mit bürgerschaftlicher Beteiligung ist insofern kein Nebenfach der Museumskunde oder ein verzichtbares „nice to have“ der Förderpraxis, sondern unser strategisches Kernanliegen überhaupt. In der weiten historischen Perspektive, die wir vertreten, wäre dies auch keine Neuorientierung, sondern eine Rückkehr zu den genannten Anfängen: Offenkundig scheint sich das im 19. Jahrhundert entstandene Modell einer überwiegend öffentlich geförderten Hochkultur, das Museen (wie andere Kulturinstitutionen) zwar auf eine sichere Grundlage stellt, sie jedoch in Dienst nimmt und dem lebendigen Dialog mit den Bürgern entfremdet, zumindest partiell einem Ende zuzuneigen – mit schwerwiegenden Konsequenzen für Lebenskonzepte und Finanzierungsgrundlagen. So richtig und notwendig es ist, auf die immensen Leistungen dieser Institutionen für die Bildungs- und Kulturstandards und für den Zusammenhalt unserer Gesellschaften gerade in Krisenzeiten hinzuweisen, so führt doch an der Erkenntnis kein Weg vorbei, dass es immer schwerer werden wird, diese „freiwilligen Leistungen“ in Zeiten explodierender Haushalte, mannigfaltiger Schuldenbremsen und eines Bevölkerungsschwundes in der gewohnten Weise aufrechtzuerhalten. Allen Bekenntnissen zum Trotz sprechen die vielerorts auf Null gestellten Ankaufs- oder Marketingetats dahingehend eine deutliche Sprache.

Sollen Museen nicht auf den Status von Schaudépots mit immer kürzeren Öffnungszeiten zurückfallen, ist es deshalb unerlässlich, die Bürgerschaft (wieder) für gemeinsame Ziele zu gewinnen und mit Hand, Herz und Geldbeutel in die Pflicht zu nehmen. Das Modell der demokratischen Öffnung und Vollfinanzierung der Museen und Kulturinstitutionen sollte realistischere als einzigartiges historisches Zeitfenster von kaum einem Halbjahrhundert erkannt und die zukunfts-fähigen Erträge und Standards daraus für eine Epoche gerettet werden, die in vielerlei Hinsicht schwieriger, jedoch auch offener und spannender sein wird. Angesichts soziologischer und ökonomischer Befunde, die à la Piketty die Rückverlagerung umfangreicher Vermögenswerte vom Staat in Privathand konstatieren, entspräche eine entsprechende Veränderung der Finanzierungsgrundlagen über alle akuten Haushaltsnöte hinaus im Grunde nur dem verzögerten Nachvollzug einer seit den 1970er Jahren in Gang gesetzten Umschichtung der nationalen Einkommensmasse. Diesen eingetretenen Paradigmenwandel zur Kenntnis zu nehmen, wäre zugleich als Aufforderung zu sehen, künftig im Bereich der Kultur und Bildung nicht nur verstärkt um private Unterstützung zu werben, sondern sie mit Augenmaß und Selbstbewusstsein auch einzufordern, damit Museen ihre Rolle als Medien der gesellschaftlichen Verständigung – nicht nur, aber auch über Fragen der Verteilungsgerechtigkeit und Partizipation – weiterhin oder gar mit erneuerter Kraft wahrnehmen können. Mit Ausnahme weniger großer National- und Landesmuseen werden deshalb die meisten Museen in Zukunft entweder durchkommerzialisierte Erlebnisburgen sein oder aber als echte Bürgermuseen bestehen können, die vom lebendigen Austausch mit ihrer Stadt und Region geprägt und getragen werden. Nur ein in dieser Weise erneuerter Vertrag mit der Bürgergesellschaft würde ihnen jene Relevanz und Durchsetzungsstärke verleihen, die es braucht, um auch die Politik irgendwann wieder zu durchaus möglichen Kurswechseln zu bewegen. Dass der Erfurter NS-Erinnerungsort Topf & Söhne in den letzten Jahren aus einem umkämpften und bestenfalls geduldeten bürgerschaftlichen Projekt zu einem forschenden Geschichtsmuseum der Landeshauptstadt sowie zu einem überregional anerkannten und preisgekrönten Teil der Erinnerungskultur wurde, ist ein schönes Beispiel dieser Potentiale sowie der Energie und Kreativität eines außergewöhnlich regen und vernetzten Förderkreises.

Voraussetzung einer so gelingenden Partnerschaft ist allerdings, dass die Museen den entsprechenden Bedarf erkennen und dafür im Rahmen von Neubesetzungen oder Umschichtungen entsprechende Pensa ausweisen – so schwer dies unter dem allgemeinen Spardruck und angesichts der Überalterung des öffentlichen Dienstes auch fällt. Ohne eine entschlossene Hinwendung zu neuen Handlungsfeldern wird sich für zahlreiche Stadt- und kulturgeschichtliche Museen in den nächsten Jahren zweifellos die Existenzfrage stellen. Dass mittlerweile verschiedenorts Stellenprofile für „Fundraising und bürgerschaftliches Engagement“ geschaffen oder erwogen werden, kann dabei als ermutigendes Beispiel gelten und lässt auf anregende Vorbilder hoffen.

Was tun? Ein Plädoyer und zwei Beispiele

Die Folgerung aus den beschriebenen Problemen, Missverständnissen und Grenzen, aber auch Chancen und Potentialen einer bürgerschaftlichen Beteiligung am Wissensfortschritt sowie der Entwicklung der Institution Museum kann daher nur lauten: Türen auf für die selbstbewusste Begegnung mit vertrauten und bewährten Partnern – und unbedingt auch mit neuen Verbündeten und Interessenten! Es gilt, selbstbewusst das Eigene in die Begegnung einzubringen und die Magie der Objekte sowie die Expertise ihrer jahrzehntelangen Bewahrung und Erschließung fruchtbar zu machen – ein Geschenk der Institution Museum, das ohne die permanente Befragung durch die Bürgergesellschaft rasant verstaubt und sich dann eher als lastendes Gewicht und trennende „Schwelle“ erweisen kann.

Keine Angst sollte man haben vor den Begehrlichkeiten der Bürgergesellschaft und dem zuzeiten durchaus fordernden oder gar hemdsärmeligen Auftreten mancher ihrer Vertreter. Die museologische und kuratorische Expertise der Museumsmacher bleibt ein hohes und unverzichtbares Gut. Es ist aber zugleich evident, dass es in Kreisen ehrenamtlicher Bodendenkmalpfleger, Hobbyarchäologen, Genealogieforscher und (vermeintlicher) Kuriositätensammler ein unendliches Wissen gibt, das es allemal wert ist, erschlossen und behutsam genutzt zu werden. Während es außerhalb der Ressourcen und Erfahrungen der Institution Museum nur schwer möglich ist, hochwertige und gut beworbene Prä-

sentationen auf den Weg zu bringen und damit den bürgerschaftlichen Recherchen eine würdige Bühne zu bieten, sind die Kenntnisse und Sammlungen privater und vereinsmäßig organisierter Akteure nicht selten den Wissensständen von Museen und öffentlich verwalteten Sammlungen bei weitem überlegen. Da zudem dauernde Haushaltssperren und Mittelkürzungen die meisten Museen gerade im Bereich „kleinerer“ Anschaffungen nahezu handlungsunfähig machen, ist eine Erweiterung und Aktualisierung ihrer Bestände praktisch nur noch auf dem Wege der Kooperation mit bürgerschaftlichen Akteuren möglich. Hier könnten sich also echte Win-Win-Situationen ergeben, wenn die eingeführten Abgrenzungen zwischen Ehrenamt und Förderzweck sowie Fachhistorie und Ausstellungskonzeption unter Wahrung und Nutzung der unverzichtbaren Unterschiede und Kernkompetenzen wo immer möglich überwunden würden. Dabei schlägt praktische Erprobung gewiss alle vorbereitende Theorie und es kann erst im Prozess einer vertrauensvollen und vertrauensbildenden Zusammenarbeit ausgehandelt und entschieden werden, wo die Möglichkeiten und gegebenenfalls Grenzen des Miteinanders liegen.

Zwei Beispiele aus der Praxis des Stadtmuseums Erfurt sollen diesen Zusammenhang und die Potentiale einer solchen Zusammenarbeit beleuchten. Im April 2015 wurde eine Ausstellung eröffnet, die unter dem Titel „Erfurt in Farbe“ frühe Farbdias der 1940er bis 1970er Jahre vorstellte und damit ein neues Licht auf die Alltagsgeschichte der Stadt im Zeitalter von Wiederaufbau, stadtplanerischer Neugestaltung und sozialistischer Gleichschaltung warf (siehe Abbildung 1). Grundlage dieser Präsentation waren umfangreiche, bisher unerschlossene Diabestände des Stadtmuseums, des Stadtarchivs sowie aus privaten Sammlungen, die ohne das fototechnische Wissen und das immense Engagement eines Erfurter Lokalhistorikers keinesfalls hätten gesichtet, digitalisiert und zur Präsentation aufbereitet werden können. Im Gegenzug stellten die beiden städtischen Institutionen ihre Bestände kostenfrei für eine begleitende Buchpublikation zur Verfügung und sorgten für eine musealen Standards entsprechende, medial stark beachtete und trotz sparsamer Budgetierung würdige und dabei ausgesprochen pfiffige Präsentation der Bestände und Forschungen.



Abbildung 1: Projekt Erfurt in Farbe ©Dirk Urban, Erfurt

Hier entstand durch die vertrauensvolle Kooperation auf Augenhöhe eine für beide Seiten erfüllende und die jeweiligen Potentiale ausschöpfende Konstellation. Sie schloss Kontroversen in der Ausstellungsvorbereitung und damit gemeinsame Lernprozesse nicht aus, gewichtete das geteilte Interesse an einem guten Resultat jedoch stets höher und wird daher absehbar eine Fortsetzung finden. Für das Stadtmuseum ist dabei nach Jahren weit ausgreifender „Geschichtslabore“ vor allem der energisch an uns herangetragene Hinweis auf das Potential lokalgeschichtlicher Sammlungen von Bedeutung. In gewisser Weise bedeutet dies einen Abschied von manchen auf überregionale Bedeutung abzielenden Museumsträumen – doch könnte der Verzicht auf abstrakte Großthemen zugleich eine Hinwendung zu bürgerschaftlichen Formaten bedeuten, die dem Stadtmuseum neue Relevanz in seinem klassischen Biotop verschaffen. Denn wer es nicht vermag, anhand einer Nudelkiste, einer Postkarte oder eines Schuhabsatzes am Ende ein Stück Weltgeschichte zu erzählen, verfehlt am Ende sowohl die lokale Genauigkeit wie die Glaubwürdigkeit der großen Narrative. Wo es aber gelingt, kann detailfreudige Bürgerwissenschaft zum einsichtsvollen und vergnüglichen Erlebnis werden.

Die Johannesstraße: Geheimnisse und Wandlungen einer historischen Erfurter Magistrale

Das Stadtmuseum "Haus zum Stockfisch" in der Nummer 169 gehört mit seiner prächtigen Renaissance-Fassade zu den markantesten und schönsten Gebäuden der Erfurter Altstadt. Doch ist unsere Johannesstraße insgesamt viel mehr als eine Verkehrsader unter anderen oder ein bloß eilig zurückgelegter Weg zwischen Anger und Tal-Knoten. Vielmehr sind mit unzähligen ihrer Häuser, Türme und Ladengeschäfte spannende Geschichten aus vielen Jahrhunderten verknüpft, haben die Bewohnerinnen und Bewohner unserer Nachbarschaft immer wieder spektakulär Erfurter Geschichte mit geschrieben.

Zur Erforschung dieser Geschichte der Johannesstraße

laden wir die Anwohnerinnen und Anwohner für

Freitag, den 28. April 2016 um 18 Uhr

herzlich zu einem **Gesprächsabend in das Erfurter Stadtmuseum**

„Haus zum Stockfisch“ (Johannesstrasse 169)

ein, der vielleicht der Auftakt zu einer neuen Form
von nachbarschaftlicher Partnerschaft sein könnte.



Johannesstraße Ecke Augustinerstraße um 1960



ehemalige Sternegasse Richtung Kaufmannskirche

Johannesstraße „Haus zum Regenbogen“ um 1960

Vielleicht sind noch historische Bilder, Postkarten und Zeitungsausschnitte oder Werbematerialien zu ehemaligen Ladengeschäften in Ihrem Besitz oder Sie haben auch Erinnerungen an spannende Ereignisse oder Kenntnis von Persönlichkeiten, die Sie uns für diese Forschungsarbeit zur Verfügung stellen können. Wir freuen uns über jede Anregung und Unterstützung!

Vielleicht gelingt es sogar, eine Ausstellung unter Ihrer Beteiligung im Stadtmuseum zu gestalten, die uns die Geschichte und Gegenwart der Johannesstraße näher bringt und damit einen Beitrag zur Zukunft dieses Quartiers leistet.

Wir freuen uns auf Ihren Besuch und auf die Gelegenheit, bei einem Glas Sekt miteinander ins Gespräch zu kommen.

Dr. Anselm Hartinger
Direktor der Erfurter Geschichtsmuseen

Jürgen Zerull
Verein für ökologische Bildung e.V. (Erfurt)

Abbildung 2: Postwurf-Flyer für die Anwohner der Johannesstraße

Ein anderes Vorhaben befindet sich gegenwärtig noch in der konzeptionellen Vorbereitungsphase (siehe Abbildung 2). Dabei geht es um die Erfurter Johannesstraße, die zu den ältesten Verkehrsadern der historischen

Altstadt gehört und zudem von Kirchen und Stadttoren bis zu Komponistenhäusern, Industrieansiedlungen und Widerstandsorten eine ungewöhnliche Dichte an verschiedenartigen Geschichtsorten aus mehreren Jahrhunderten ausweist. Darüber hinaus bildet sie die unmittelbare Nachbarschaft des Stadtmuseums, das somit Hauptexponat eines stadtteilbezogenen Projektes sein könnte. Diese Konstellation bietet die Gelegenheit, über ein klassisches Ausstellungsformat hinauszugehen und nicht nur zu bürgerschaftlichem Engagement einzuladen, sondern auch eine bereits für die mittelalterliche Stadtkommune entlang der Johannisstraße konstitutive nachbarschaftliche Verantwortung und Beteiligung einzufordern. Grundlage dieser Idee ist der Ansatz, die Schwerpunktsetzungen und die Objektauswahl einer möglichen Ausstellung nicht vollständig vorzugeben, sondern sie im Rahmen einer Auftaktveranstaltung sowie eines hoffentlich daraus hervorgehenden Gestaltungsprozesses gemeinsam mit interessierten Bürgern zu entwickeln. Darüber hinaus soll damit der Versuch unternommen werden, die Anwohner und Gewerbetreibenden der Straße zur aktiven Unterstützung des Projektes zu motivieren – in Gestalt von Erinnerungstücken und Geschichten oder auch durch noch so kleine Geldbeträge. Ein solches Vorhaben bedarf eines Ansprechpartners in der bürgerschaftlichen Szene, der gegenwärtig gesucht wird und von dessen Verbindungen wir uns den entscheidenden Schub an nachbarschaftlicher Glaubwürdigkeit und Bürgernähe versprechen.

Insofern gilt für diesen Beitrag wie für das Verhältnis von Bürgerwissenschaft und Stadtmuseum der Leitspruch, dass der Weg das Ziel sein wird und wir als Museen lernen müssen, Prozesse wirklich offen zu gestalten und die Möglichkeit eines partiellen Irrsins und Scheiterns zuzulassen. Keine Kleinigkeit angesichts unserer festgefügteten Strukturen, Zeitpläne und Haushaltsrichtlinien – zugleich jedoch eine befreiende und die Institution auf wohlthuende Weise entzaubernde Vorstellung, die an abwechslungsreiche Hausmannskost mit regionalen Produkten statt hochgezüchteter Molekularküche mit austauschbaren Zutaten denken lässt. Warum wollen wir nicht von diesem im gastronomischen Bereich erprobten Erfolgsrezept lernen und es als Bild für eine gelingende und lustvolle Partnerschaft nutzen? Gemeinsames Einkaufen, Kochen und Tafeln liegt im Trend – schon es doch nicht nur den Geldbeutel und verwandelt den Alltag stundenweise in ein Fest, sondern macht auch zugleich satt, klug und glücklich.

V WEITERNUTZUNG VON BÜRGERWISSEN

SEGRADA: EINE SEMANTISCHE GRAPHDATENBANK ALS WERKZEUG FÜR CITIZEN SCIENCE

Maximilian Kalus

Keywords

Datenbank, Semantik, Graphdatenbank, Geschichte, Quellenreferenzierung

Zusammenfassung

Segrada, eine Graphdatenbank zur Aufbereiten geisteswissenschaftlicher, semantischer Informationen, versteht sich als Werkzeug der wissenschaftlichen Arbeit: Gerade in der Geschichte und anderen Geisteswissenschaften ist das Erfassen von Daten aus verschiedenen Quellen oft zeitaufwändig, fehleranfällig und für Dritte nur schwer nachzuvollziehen. Segrada bricht die Informationen in kleinere Einheiten auf, welche untereinander verknüpft werden können. Die Daten liegen daher in einer formal eindeutigeren Weise vor, welche sowohl von Maschinen als auch von Menschen leicht lesbar ist. Die Validität der Datensätze wird durch Quellenangaben gewährleistet. Außerdem können die Quellen selbst in der Datenbank gespeichert und durchsuchbar gemacht werden. Da gerade in den Geisteswissenschaften Daten oft bereits in ihren Quellen ungenau sind, erlaubt die Datenbank alternative Schreibweisen von Namen und Orten, aber auch ungenaue Datumsangaben. Darüber hinaus kann Segrada dank der Validierung der Quellen und Daten sowie dank des Hinterlegens mit Informationen zu demjenigen, der die Daten einspeist, als Hilfswerkzeug zur systematischen Erfassung und Aufbereitung von Daten aus Citizen Science-Projekten dienen, deren Ursprung jederzeit zurückverfolgt werden kann.

Auf Basis einer älteren Forschungsdatenbank entwickelte der Autor Segrada. Personen, Orte, Ereignisse und andere Informationseinheiten werden als „Knoten“ in der Datenbank erfasst und untereinander durch semantische Verbindungen verknüpfbar. Sowohl Knoten als auch Verknüpfungen, Kanten genannt, dürfen dabei mit Geo- und Zeitdaten (Perioden bzw. Zeitpunkte) versehen werden. Als technische Basis dient eine einfach zu startende Webapplikation auf Java-Basis. Sie kann als Programm, als Server, in einem Serverumfeld oder als Docker-Container ausgeführt werden. Dadurch ist der Einsatz sowohl für Einzelpersonen als auch für Gruppen möglich. Die Anwendung ist plattformunabhängig und läuft unter Windows, OSX, Linux und BSD. Das Programm ist unter der Apache Open Source-Lizenz veröffentlicht und der Source Code auf Github einsehbar.

Abstract:

First and foremost, Segrada is a scientific tool: In historical research and other humanities, data aggregation is tedious, error prone and hard to reproduce later on. The database enables the researcher to gather data incrementally into formal bits of information. Consequently, data is defined more rigidly and computable by both machines and humans. Bits of data can be annotated by source references in order to validate these. Moreover source documents can be saved into the database and are full text searchable, like the rest of the database. Fuzzy data is a constant challenge in the humanities. Sources can be ambiguous, spellings can differ. Segrada compensates this need by allowing to add alternative spellings and fuzzy time data. Moreover, thanks to the validation of sources and data, and thanks to the rear fastening with information about the person who feeds the data, Segrada can serve as auxiliary tool for the systematic collection and processing of data from citizen science projects, whose origin can always be traced.

Based on an earlier research database, the author of this paper has developed Segrada, a graph database to process semantic information in the humanities. People, locations, events and other pieces of information can be created as “nodes” within the database that can be linked to each other. Different connection types are possible. Both nodes and connections, called or edges of the graph, can contain additional geographic and time data. The technical basis of Segrada is an easy to start Web-based Java application. The application can be run on the desktop, as a standalone server, within a Servlet or as Docker container. Consequently, Segrada can be used by single researchers or by whole groups. The application is not platform dependent and can be run on Windows, OS X, Linux or BSD. It has been published under the Apache open source license with the source code accessible on Github.

Einleitung

Historiker und Bürgerforscher teilen sich so manche Gemeinsamkeit: Die Recherche ist arbeitsreich und dreht sich um die kleinen, aber wichtigen Details. Dabei gewonnene Informationen sind oftmals ungenau, etwa bei der Schreibweise von Personennamen, und widersprüchlich, gleichzeitig jedoch komplex. Auch können die Zeitangaben der Zeugen schwammig sein – wie glaubwürdig ist „so gegen 10 Uhr“? Eine weitere Komponente ist die zeitlich-örtliche Ebene, die essentiell ist, wenn es darum geht herauszufinden, wo sich welcher Akteur wann aufgehalten hat. Die Anwen-

dung ist daher nicht nur für Forscher interessant, sondern auch für jeden Laien, der Informationen strukturieren will.

Traditionellerweise haben Historiker und auch Bürgerforscher solche Informationen – oft unabhängig voneinander – in ihren Köpfen bewahrt oder aber in Form von Notizbüchern, Karteikarten, Akten oder kopierten und glossierten Buchauszügen. Während diese Aufbewahrungsmittel und -konzepte ohne Zweifel ihre Vorzüge besitzen, haben sie auch drei gravierende Nachteile: Zunächst fällt es dem Benutzer schwer, einmal angelegte Daten schnell zu durchsuchen. Selbst ein gutes Karteikartensystem mit Referenzierung auf andere Karten ist mühselig in seiner Benutzung. Des Weiteren ist die Übertragbarkeit der Daten an andere Personen nicht ohne Weiteres möglich. Die Informationen müssen oftmals händisch kopiert werden, was das Arbeiten in einem Team erschwert. Als letzter Nachteil ist die Nachvollziehbarkeit der Daten zu nennen. Die meisten Ablagesysteme sind zunächst nur für den Ersteller selbst verständlich, selbst wenn sie standardisierten Karteisystemen oder dem Prinzip eines Zettelkastens nach Niklas Luhmann folgen. Dies ist insofern kritisch, weil auch die Geisteswissenschaften sich zunehmend Fragen nach der Offenlegung von Rohdaten stellen müssen, wie es im naturwissenschaftlichen Bereich bereits üblich ist. Wissenschaftliche Rohdaten erlauben es nicht nur, die aus der Auswertung entstandenen Thesen zu überprüfen, sondern auch, die Daten später für neue Forschungsansätze weiter zu nutzen. Die klassische Veröffentlichung in Form einer Monographie oder eines Artikels als Endprodukt wissenschaftlichen Schaffens wird damit zunehmend in Frage gestellt. Denn solche Publikationen sind zwar angenehm zu lesen und nachzuvollziehen, bieten hingegen wenig Möglichkeiten zur Überprüfung der Aussagen. In Zeiten eines immer rasanter werdenden Wissensaustausches, von Big Data und gewissen Verdrängungseffekten im Wissenschaftsbetrieb ist grundsätzlich die Neuinterpretation von Quellen nicht in Frage zu stellen. Vielmehr geht es darum, die Hermeneutik und andere genuin historische Methoden in Aspekten zu ergänzen und moderne Hilfsmittel einzusetzen, um den wissenschaftlichen Prozess zu verbessern und nachvollziehbarer zu machen.

Die Suche nach der perfekten Forschungshilfe

Bei obigen Überlegungen können elektronische Hilfsmittel die Anforderungen an Durchsuchbarkeit, Übertragbarkeit und Nachvollziehbarkeit deutlich besser bedienen als nicht-elektronische Arten der Informationserschließung. Zunächst sind elektronische Varianten nicht-elektronischer Datenablagemöglichkeiten zu nennen. Klassischerweise wären dies das Dateisystem eines modernen Computers. Daneben gibt es Software zur Abbildung von Karteien oder Wissensseinheiten, beispielsweise das Programm *Zettelkasten*, welches das System des bereits erwähnten Niklas Luhmann ins elektronische Format überträgt. Auch Programme wie *Evernote*, *Wunderlist* oder *The Brain* gehören in diese Kategorie. Bei solchen Systemen fehlt aber oftmals die Verknüpfung von Daten, die einfache Durchsuchbarkeit oder die Möglichkeit zur Zusammenarbeit mit anderen Menschen. Alternative Software zur archivalischen, objektbezogenen oder geographischen Erfassung von Daten existiert bereits seit geraumer Zeit. Zu nennen sind hier beispielsweise *FAUST* für Archive oder diverse GIS-Anwendungen zur Verarbeitung geographischer Daten. *UCINET*, *Pajek* und *Gephi* sind Vertreter Netzwerk-basierter Software. Solche Programme sind aber generisch oder für spezielle Einsatzzwecke geschaffen, also auf spezifische Fragestellungen zugeschnitten, beispielsweise die Erfassung ortsbezogener Daten oder die Analyse von Netzwerken. Für eine umfassende Nutzung und Erfassung historischer Daten eignen sie sich oftmals weniger. Außerdem fehlt der Mehrheit dieser Programme die Möglichkeit zur kollaborativen Zusammenarbeit (gemeint ist hier E-Collaboration, also die Zusammenarbeit über ein Netzwerk verschiedener Endgeräte), weil diese Anwendungen jeder Nutzer individuell und „offline“ auf seinem Rechner installiert. Ähnlich sieht es im Feld der Forschungsdatenbanken aus. Meistens handelt es sich dabei um die Früchte von Forschungsprojekten, die online für Interessierte zugänglich gemacht werden. Auch hier steht ein spezieller Einsatzzweck im Vordergrund, eine Nachnutzung oder Ergänzung der Daten ist in der Regel nicht vorgesehen. Die Verwendung der darunterliegenden Software oder der Rohdaten ist in der Regel ebenfalls nicht ohne Weiteres möglich, Downloads, Installationsanleitungen oder Informationen über technische Details werden nur in Ausnahmefällen angeboten.

Kommerzielle Systeme wie *FAUST*, *Evernote* oder *Citavi* tragen zudem den Nachteil der Abhängigkeit zum Anbieter der Software. Dieser kann jederzeit die Bedingungen für sein Produkt ändern, beispielsweise welche Betriebssysteme unterstützt werden oder unter welchen Bedingungen die eigenen Daten nutzbar sind. Die Zukunftsfähigkeit des angebotenen Dienstes ist zudem aufgrund technischen Fortschritts oder des finanziellen Zusammenbruchs des Anbieters nie gesichert. Der Anbieter solcher „geschlossener“ Software hat außerdem in der Regel wenig Anreiz, die Daten auch außerhalb seines Portfolios exportierbar zu machen, was den Austausch dieser erschwert. Auch der jahrelange Streit um die Konvertierbarkeit von Microsofts Office-Formaten in das bereits länger ISO-zertifizierte und durch EU-Gesetze für öffentliche Stellen vorgeschriebene Open Document Format (ODF) zeigt, welche Probleme im Zusammenhang mit kommerziellen Anbietern entstehen können.

Dies und die immer häufiger notwendige Zusammenarbeit mit anderen Menschen legt die Nutzung von offenen Web-basierten Systemen nahe. Am bekanntesten ist sicherlich Wiki-Software, welche sich gut zur Dokumentation und Selbstorganisation eignet, wie das Beispiel *Mediawiki* für das Online-Lexikon Wikipedia zeigt. Daneben gibt es eine Reihe von offenen Lösungen für Notizbücher, Inventare, Genealogie sowie Baukästen für strukturierte Daten oder Dokumente, wie *Structr* oder *Apache Wave*. Obwohl diese Systeme für bestimmte Anwendungsgebiete gut geeignet sind, eignen sie sich nur bedingt für die eigene Forschungsdokumentation. Wikis bieten beispielsweise zwar Rückverknüpfungen an – welche Artikel verlinken auf einen anderen? –, aber eine Sortierung nach Datumsangaben oder Geographie ist meistens nicht ohne zusätzliche Plugins vorgesehen.

Historische semantische Netzwerke

Im Folgenden werden Ansatzpunkte zur Lösung der oben genannten Probleme vorgestellt. Dabei geht es zunächst um einen theoretischen Ansatz, den der historischen semantischen Netzwerke, gefolgt von der Referenzanwendung namens *Segrada*, einer semantischen Graphdatenbank.

Historische semantische Netzwerke fußen auf mehreren älteren Ansätzen und kombinieren diese. Zunächst ist die Prosopographie zu nennen, die Erfassung aller relevanter Daten zu einem bestimmten Personenkreis in systematischer Weise. In der Forschung wird diese Methode seit Langem genutzt (z. B. Kirchner 1901/02). Manche der Werke beziehen explizit semantische oder netzwerkartige Konzepte mit ein, beispielsweise jene von Wolfgang Reinhard (1979, 1996). Analog dazu haben Historiker früh begonnen, die aus der Soziologie kommende soziale Netzwerkforschung auf geschichtliche Fragestellungen anzuwenden. Die historische Netzwerkforschung wird in den letzten Jahren an Popularität in vielen Forschungsprojekten (z. B. Häberlein 1998; Gramsch 2013; Collar 2013; Preiser-Kapeller 2016) zur Auswertung bereits erfasster Daten eingesetzt. Die Stärke der Methode liegt zum einen in der Möglichkeit, große Datenmengen automatisiert auszuwerten. Dazu steht eine Vielzahl an primär mathematischen Methoden zur Verfügung, um einzelne Akteure innerhalb eines Netzwerks zu verorten – beispielsweise seine Zentralität oder seine Zugehörigkeit zu einem bestimmten Cluster innerhalb des Netzwerks. Zum anderen lassen sich Netzwerke dadurch konkret visualisieren. Beide vorgestellten Ansätze tangieren das Forschungsfeld des Wissensmanagements und Wissensaustausches. Dieser Bereich war in den letzten Jahren besonders dynamisch. Vor allem Problemstellungen aus der Forschung zu Sozialen Netzwerken und dem World Wide Web haben die Entwicklung neuer Technologien und Konzepte befeuert. So versucht das sogenannte Semantic Web, globales, auch wissenschaftliches Wissen in aufbereiteten Daten zu erfassen und grafisch mit Verbindungen zu zugehörigen Informationen abzubilden (Segaran 2007). Die Analyse von sozialen Netzwerken hat auch neue Erkenntnisse und Algorithmen im Bereich der sogenannten Collective Intelligence hervorgebracht (Segaran, Evans & Taylor 2009), auf die sich viele Vertreter als Grundlage für Citizen Science-Projekte berufen. Im Bereich der Digital Humanities hat sich vor allem die Computerlinguistik mit semantischen Konzepten befasst (Helbig 2001), während sich die Informatik immer mehr mit der Frage beschäftigt, wie qualitativ komplexe Fragestellungen von Computersystemen verarbeitet werden können. Deren Stärke liegt eher auf der quantitativen Verarbeitung von Daten, ungenaue und widersprüchliche Informationen, wie sie in der Geschichtswissenschaft an der Tagesordnung sind, stellen die Informatik vor große Herausforderungen.

Das Konzept digitaler historischer semantischer Netzwerke verbindet viele Aspekte der oben genannten Theorien. Auf formaler Ebene besteht ein solches Netzwerk aus Knoten, welche über Kanten, also Verknüpfungen oder Linien, verbunden sind – ein sogenannter annotierter Multigraph (Diestel 2012). Die Kanten besitzen eine Richtung, was graphisch meist mit Hilfe von Pfeilen dargestellt wird. Das Netzwerk ist deshalb ein Multigraph, weil beliebig viele Kanten dieselben Knoten verbinden können. Außerdem sind sowohl Knoten als auch Kanten mit zusätzlichen Informationen, etwa zu Referenzen, zugeordnete Schlagworte bzw. Tags, Quellenangaben und Verlinkungen auf externe Daten oder Weblinks ausgezeichnet. Anzumerken ist, dass die Kanten zwar gerichtet sind, aber auch in die Gegenrichtung gelesen werden können. Formal sind diese Auszeichnungen den Kanten oder Knoten zugeordnet (Kalus 2010, S. 36 f.). Knoten stellen beliebige Informationseinheiten dar, also beispielsweise eine Person oder Gruppe, ein Ort, eine Region, ein Schriftstück oder auch eine Idee. Kanten verbinden diese Knoten semantisch. Zwei Personen können durch Freundschaft und/oder Verwandtschaft verbunden sein. Eine Person mag als Träger einer Idee gelten, die an einem bestimmten Ort erfunden wurde. In solchen semantischen Netzwerken können sowohl Kanten als auch Knoten mit Zeitpunkten und Zeiträumen ausgezeichnet werden. Da historische semantische Netzwerke über Graphen abgebildet werden, lassen sich Netzwerk- und Graphmethoden auf diese anwenden. Zu diesen gehören Informationen zu Zentralität, Dichte oder das Erkennen von Clustern oder abgeschotteten Netzwerken innerhalb der Knoten einer entsprechenden Datenbank sowie die Messung von sozialer Nähe. Auch Beziehungsstärken können über gewichtete Graphen dargestellt werden. Solche Anwendungen für historische semantische Netzwerke verstehen sich allerdings nicht nur als Auswertungstools. Vielmehr geht es um die Erfassung historischer Daten. Eine der großen Herausforderungen der historischen Forschung ist das Fehlen digitaler, quantitativ auszuwertender Daten. Selbst serielle Quellen müssen oftmals noch von Hand erfasst und ausgewertet werden. Forscher müssen qualitativ komplexe Informationen dafür zunächst händisch in kleinere Wissenseinheiten aufteilen. Ein solches Vorgehen ist nicht neu, wie das Beispiel von Regesten, also die Zusammenfassung von Urkunden oder anderen Quellen zeigt. Die oben genannte Methode geht jedoch weiter und erlaubt das Verknüpfen beliebiger Informationen bereits während des Bearbeitungsprozesses von Quellen. Dies erleichtert die spätere

Auswertung enorm, da auf extrahiertes Wissen schnell zugegriffen werden und dieses bereits weiterführende Informationen enthalten kann. Der einzelne Forscher oder eine Gruppe können dadurch deutlich leichter ihr Wissen sammeln und langfristig für spätere Zwecke sichern.

Ein abschließendes Beispiel soll das gerade vorgestellte Konzept veranschaulichen. In Abbildung 1 ist ein historisches semantisches Netzwerk zu sehen. In diesem existieren diverse Knoten, welche durch Namen und teilweise durch zeitliche Angaben ausgezeichnet sind (Beschreibungen und andere Angaben werden aus Gründen der Übersichtlichkeit nicht dargestellt). Die Symbole zeigen die Art des Knotens an, wie in der Legende beschrieben. Die Abbildung verdeutlicht, dass historische semantische Netzwerke von Menschen leicht interpretiert werden können. Es ist für den Betrachter leicht ersichtlich, dass Ferdinand Kron als ein solcher Knoten eine Person war, die von 1559 bis 1637 gelebt hat. Die Knoten sind semantisch untereinander verknüpft, wie die Beschriftungen über diesen belegen. Auch die Kanten sind teilweise mit zeitlichen Angaben annotiert. Anzumerken ist, dass die Kanten zwar gerichtet sind, aber auch in die Gegenrichtung gelesen werden können. Dabei kann „Ferdinand Kron arbeitet für die Georg Fuggerischen Erben“ auch als „Die Georg Fuggerischen Erben sind die Arbeitgeber von Ferdinand Kron“ interpretiert werden.

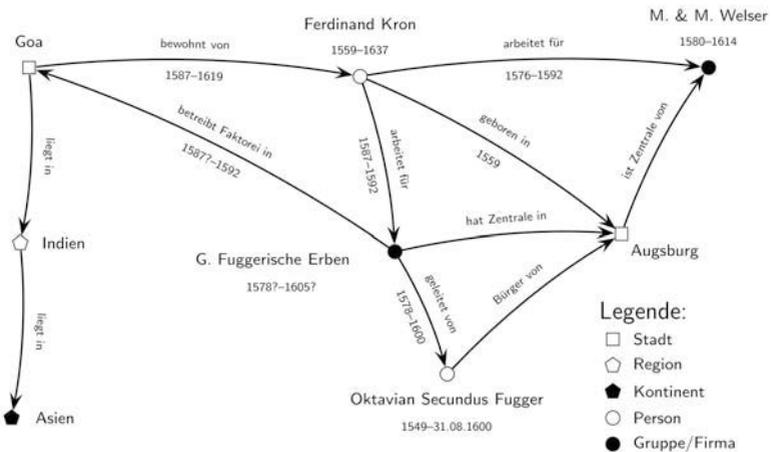


Abbildung 1: Beispiel eines historischen semantischen Netzwerks

Die Abbildung verdeutlicht, dass historische semantische Netzwerke von Menschen leicht interpretiert werden können. Ferdinand Kron stammte also aus Augsburg und lebte lange Zeit in Goa (Indien). Er arbeitete für zwei Augsburger Firmen, zum Teil zur selben Zeit. Zugleich sind die Daten auch für Maschinen leicht zu verarbeiten. Teilgraphen lassen sich so beispielsweise zur Analyse personeller oder geographischer Netzwerke verwenden.

Segrada, eine semantische Graphdatenbank

Auf Basis der oben erläuterten Annahmen hat der Autor dieses Artikels Segrada entwickelt, eine semantische Graphdatenbank. Mit ihrer Hilfe ist es möglich, beliebige Informationen semantisch zu erfassen und untereinander zu verknüpfen. Kern der Anwendung ist eine Webapplikation, die in jedem modernen Browser aufgerufen werden kann. Im Hintergrund läuft eine Java-Anwendung, die auf jedem Betriebssystem mit Java 8 oder höher ausgeführt werden kann. Zum Ausführen sind keine weiteren Vorbereitungen oder besondere Benutzerrechte notwendig. Segrada läuft in einem vom Benutzer änderbaren Ordner mit einem einfach zu bedienenden Startprogramm. Alternativ kann sie auch automatisch im Hintergrund gestartet oder in einem entsprechenden Serverumfeld (als Servlet oder Docker-Instanz) installiert werden (s. Dokumentation auf <http://auxc.de/19c>). Segrada kann also von Einzelpersonen auf dem Desktop verwendet werden, aber auch in Gruppen, die auf einen gemeinsamen Server zugreifen. Anwendung und Datenbank sind zudem auf mehrere Server aufteilbar. Dadurch ist der Größe der Datenbank (fast) kein Limit gesetzt.

Segrada versteht sich als Werkzeug für die wissenschaftliche Arbeit: In der momentanen Version können Knoten und Kanten erstellt und verknüpft werden. Beide Elemente enthalten eine Beschreibung und können mit Schlagwörtern (Tags), Farben und Piktogrammen (Icons) ausgezeichnet werden. Knoten besitzen Titel und Titel-Alternativen, während Verknüpfungen einen Verknüpfungstypen erhalten, der die Art der Verbindung semantisch beschreibt (also beispielsweise „ist Bruder von“). Weitere Auszeichnungen sind möglich: Elemente lassen sich mit beliebig vielen Zeitangaben erweitern, die entweder für einen Zeitpunkt oder

einen Zeitraum stehen. Zeiten können als ungefähre Angaben gekennzeichnet werden und müssen nicht vollständig sein (es genügt z. B. die Angabe eines Jahres). Außerdem können in der aktuellen Version Ortsangaben für Elemente definiert werden. Knoten und Verknüpfungen können mit Quellenverweisen versehen werden, um die Daten wissenschaftlich zu verorten. Zusätzlich lassen sich beliebige Dateien in die Datenbank laden, in den Formaten Microsoft-Word, Open-Office, PDF und Ähnlichem kann der Volltext dieser Dateien erfasst werden, um diesen später nach Begriffen zu durchsuchen. Die Schlagwörter können in einer Hierarchie angeordnet werden, sodass sich komplexe Ordnungssysteme abbilden lassen.

Die Recherche- und Auswertungsmöglichkeiten umfassen im Moment eine Volltext- und mehrere Filtersuchen. Die Daten können außerdem als Tabellen und in einer graphischen Ansicht angezeigt werden, die es erlaubt, Netzwerke genauer zu untersuchen. Noch nicht implementiert sind in der aktuellen Version Möglichkeiten zur Netzwerkanalyse. Diese Funktionen sollen zu einem späteren Zeitpunkt ergänzt werden, ebenso wie automatisierte Vorschläge bei Verknüpfungen. Segrada wird als Open Source unter der Apache-Lizenz veröffentlicht. Fertige Downloads stehen unter <http://segrada.de/> bereit, der Quellcode ist auf Github veröffentlicht. Die Anwendung ist mehrsprachig und unterstützt im Moment Englisch, Deutsch und Rumänisch. Abschließend anzumerken ist, dass Segrada noch als Beta-Version deklariert ist. Zwar sind alle oben genannten Funktionen bereits enthalten, weitere Elemente sollen aber noch hinzukommen. Für den Bereich der Bürgerwissenschaft dürfte es interessant sein, Daten gemeinschaftlich sammeln und innerhalb der Gruppe der beteiligten (Bürger-)Forscher prüfen und teilen zu können. Interessierte Wissenschaftler und Bürger können gleichermaßen die Rohdaten einsehen und entsprechend ihren Forschungsfragen auswerten, sich darüber hinaus aber auch an der Erweiterung der Wissensbasis beteiligen.

Kurze Einführung in die Nutzung von Segrada

Im Folgenden wird die Nutzung von Segrada kurz beschrieben. Zunächst ist es notwendig, eine Java-Laufzeitumgebung auf dem System zu installieren. Außerdem muss Segrada selbst heruntergeladen werden. Das Pa-

ket kann man in einen Ordner seiner Wahl extrahieren, der durch den normalen Desktop-Benutzer geändert werden kann (also z. B. „Dokumente“ oder ein anderer Ordner in „Eigene Dateien“ bzw. im Home-Verzeichnis). Im Anschluss lässt sich Segrada direkt starten. Das Startprogramm dient zur einfachen Kontrolle der Applikation: Standardmäßig wird die Datenbank unter dem Namen `segrada_data` im selben Verzeichnis wie Segrada abgelegt. Mit dem Knopf „Datenbankverzeichnis“ kann dies geändert werden. So lassen sich beispielsweise verschiedene Datenbanken nebeneinander betreiben. Ein Klick auf den Knopf „Starten“ startet die Applikation im Hintergrund. Am Ende der Installation aktiviert sich der dritte Knopf: „Öffne Browser“. Der Standardbrowser öffnet die Adresse `http://localhost:8080/`, unter der Segrada standardmäßig läuft.

Auf dem Bildschirm ist nun das Menü zu sehen. Die Datenbank besitzt standardmäßig noch keine Inhalte. Um einen Wissensknoten zu erstellen, klickt man zunächst auf das „Plus“-Symbol in der Navigationsleiste und wählt den Punkt „Knoten“ aus. Nun erscheint ein Formular zur Eingabe des Datensatzes (siehe Abbildung 2). Einziges Pflichtfeld ist der Titel (mit rotem Stern gekennzeichnet).

Weitere Felder sind „Weitere Titel“ und „Beschreibung“. Zur Auszeichnung des Datensatzes kann dieser mit einer Farbe und einem Piktogramm (Icon) markiert werden, die ihn visuell hervorheben. Farben und eigene Piktogramme können jederzeit selbst definiert bzw. in die Datenbank hoch-

The image shows a web form titled "Neuen Knoten erstellen" (Create New Node). It contains the following elements:

- Titel ***: A text input field for the main title, marked as required with a red asterisk.
- Weitere Titel**: A text input field for additional titles.
- Beschreibung**: A larger text area for a detailed description.
- Farbe**: A color selection interface with a white square and a row of 12 grayscale swatches.
- Piktogramm**: A button labeled "Piktogramm wählen" (Choose icon).
- Tags**: A text input field for tags, with a note below it: "Namen des Tags eintragen und Enter drücken, um diesen hinzuzufügen." (Enter tag names and press Enter to add them).
- Erstellen**: A dark button at the bottom to submit the form.

Abbildung 2: Formular zum Anlegen eines neuen Knotens

geladen werden. Zudem können beliebig viele Tags (Stichwörter) definiert werden, bereits definierte Tags werden vom System vorgeschlagen. Um den gewünschten Knoten anzulegen, klickt man auf „Erstellen“. Nach dem Erstellen oder Ändern eines Wissensknotens wird seine Detailansicht eingeblendet. Hier lassen sich Zeit- und Ortsangaben zum Datensatz hinzufügen. Verknüpfungen, Quellen und Dateien zeigen mit diesem Knoten verknüpfte Datensätze. Hier können auch neue Referenzen erstellt werden. Das Eingeben neuer Daten ist folglich relativ leicht mit Segrada. Die Hürde zum Erstellen neuer Daten wurde bewusst niedrig gehalten, um Nutzern schnelle Erfolgserlebnisse zu gewähren. Will man die eingegebenen Knoten anzeigen lassen, wählt man die Listenansicht der Knoten aus (siehe Abbildung 3). Die Listenansicht bietet die Möglichkeit, Knoten nach bestimmten Kriterien zu sortieren und zu filtern. Alternativ kann auch die Volltextsuche verwendet werden, um bestimmte Elemente in der Datenbank wieder zu finden.

Will man die oben erstellten Knoten miteinander semantisch verknüpfen, muss man zunächst Verknüpfungstypen erstellen. Diese definieren die Art der Verknüpfung, also beispielsweise den Verwandtschaftsgrad, eine geographische Verbindung (z. B. Geburtsort) oder Ähnliches. Um einen neuen Verknüpfungstypen anzulegen, wählt man in der Navigationsleiste „Verknüpfungstyp“ aus und definiert diesen über das erscheinende Formular (siehe Abbildung 4). Verknüpfungen sind bidirektional, daher muss man einen Titel für jede Richtung angeben. Beide Titel können gleich sein, beispielsweise bei Freundschaften. Ähnlich wie Knoten besitzen Verknüpfungstypen ein Beschreibungsfeld sowie Farben und Tags.

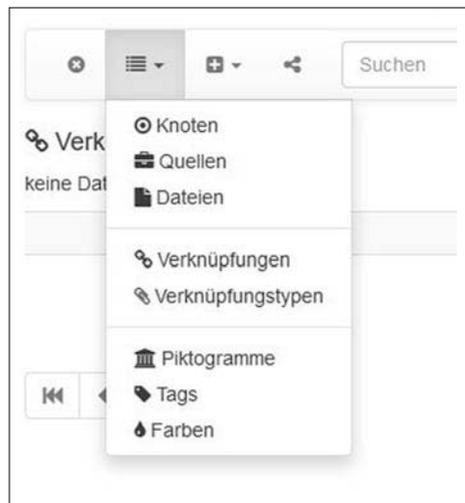


Abbildung 3: Liste der Knoten wählen



Abbildung 5: Detailansicht einer Verknüpfung

Will man Verknüpfungen graphisch auswerten, kann man in der Detailansicht auf das graue Pfeilsymbol in der oberen rechten Ecke klicken. Dies öffnet die graphische Ansicht, wie in Abbildung 6 zu sehen ist. In der Netzwerk-Ansicht lassen sich Elemente anklicken und verschieben, ein Doppelklick auf einen Knoten öffnet diesen. Damit sind die ersten Schritte getan. Segrada bietet eine ganze Reihe weiterer Möglichkeiten, wie das Erstellen von Quellen, das Hochladen und Indexieren von Dokumenten und verschiedene Suchmöglichkeiten. Auch dies ist in der Onlinehilfe beschrieben.

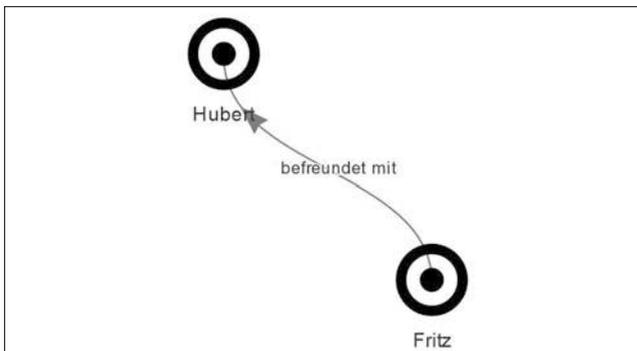


Abbildung 6: Ansicht des semantischen Graphen

Fazit

Das vorgestellte Konzept der historischen semantischen Datenbanken und der Datenbank Segrada zeigen dessen Möglichkeiten. Segrada versteht sich als einfaches Tool für die Forschung und Informationsverarbeitung. Es dürfte nicht nur für Historiker und Bürgerforscher interessant sein, sondern kann auch für andere Einsatzzwecke verwendet werden, wie beispielsweise die Genealogie oder die Erfassung von Figuren in einem Roman. Durch die kostenlose Veröffentlichung steht die Anwendung auch jedem Bürger-Forscher zur Verfügung und ist sofort einsatzbereit. Segrada steht dabei gleichwohl noch am Anfang der Umsetzung, eine zukünftige Weiterentwicklung im Rahmen anderer Projekte ist geplant. Ferner wird Segrada inzwischen von einer kleinen, aber wachsenden Community verwendet, was die Hoffnung nährt, dass das Tool und die Methode weitere spannende Projekte begleiten werden.

Referenzen

Collar, A. (2013): *Religious networks in the Roman Empire*. The spread of new ideas. New York: Cambridge University Press.

Diestel, R. (2012): *Graphentheorie*. (4. Aufl., Nachdruck von 2010), Heidelberg: Springer.

Gramsch, R. (2013): *Das Reich als Netzwerk der Fürsten*. Politische Strukturen unter dem Doppelkönigtum Friedrichs II. und Heinrichs (VII.) 1225–1235. Ostfildern: Thorbecke.

Häberlein, M. (1998): *Brüder, Freunde und Betrüger*. Soziale Beziehungen, Normen und Konflikte in der Augsburger Kaufmannschaft um die Mitte des 16. Jahrhunderts. Colloquia Augustana, 9. Berlin: Akademie Verlag.

Helbig, H. (2001): *Die semantische Struktur natürlicher Sprache*. Wissensrepräsentation mit MultiNet. Berlin: Springer.

Kalus, M. (2010): *Kupfer – Pfeffer – Nachrichten*. Kaufmannsnetzwerke und Handelsstrukturen im europäisch-asiatischen Handel am Ende des 16. Jahrhunderts. Materialien zur Geschichte der Fugger, 6. Augsburg: Wißner.

Kirchner, J. (1901/02): *Prosopographia Attica*. 2 Bde., Berlin: Georg Reimer.

Preiser-Kapeller, J. (2016): *Byzantium's connected Empire, 1282–1402*. A Global History. Im Druck.

Reinhard, W. (1979): *Freunde und Kreaturen*. „Verflechtung“ als Konzept zur Erforschung historischer Führungsgruppen. Römische Oligarchie um 1600. Schriften der Philosophischen Fachbereiche der Universität Augsburg, 14. München: Ernst Vögel.

ders. (Hg., 1996): *Augsburger Eliten des 16. Jahrhunderts*. Prosopographie wirtschaftlicher und politischer Führungsgruppen 1500–1620. Berlin: Akademie Verlag.

Segaran, T. (2007): *Programming Collective Intelligence*. Building Smart Web 2.0 Applications. Sebastopol: O'Reilly.

Segaran, T.; Evans, C.; Taylor, J. (2009): *Programming the Semantic Web*. Sebastopol: O'Reilly.

E-DIDAKTISCHE GESTALTUNGSASPEKTE FÜR CITIZEN SCIENCE

Max Liebscht / Ulrike Schumacher / Matthias Ohler / Sebastian Wahren

Keywords

Bürgeruniversität, Microlearning, e-Didaktik, Organisationsdesign, Stakeholderintegration, Wissensrepräsentation, soziale Evolution, Just-in-Time-Innovation

Zusammenfassung

Anlässlich gesellschaftlicher Umbruchphasen werden nicht nur scheinbar selbstverständliche Begriffe mit einer neuen Bedeutung assoziiert, sondern es werden auch anachronistisch gewordene Organisationsformen hinterfragt. Mit Blick ins Web kann man sehen, dass die Neuerfindung der Universität unter stärkerer Einbeziehung der Bürger, ihrer Themen und Bedürfnisse schon in vollem Gange ist. Im Beitrag stellen wir eine Auswahl e-didaktischer Gestaltungsprinzipien dafür vor, wie sich die Selbstorganisation im Hinblick auf gesellschaftliche Bedarfe zielführender mitgestalten lässt.¹

Abstract

On occasion of social change seemingly self-evident terms are being associated with a new meaning. Also forms of organization that have become anachronistic are called into question. Looking into the Web you can see that universities' reinvention, which involves citizens, their topics and needs more strongly, is well underway. In the article we introduce a selection of e-didactic design principles that can help to co-create the self-organization with regard to societal needs more constructive.

1 Hintergrund für die Vorschläge sind unsere Expertise bei der Restrukturierung von Bildungsträgern und Verlagen auf die Anforderungen und Chancen digitaler Wissensrepräsentation hin, die Konzeption eines Masterstudienganges für Organisationsdesign sowie eigene langjährige Lehrerfahrung in der freien und institutionellen Aus- und Weiterbildung.

Kontext

Bürgerliches Engagement und wissenschaftliche Methode haben in Deutschland eine lange Verbindung. Ein Beispiel sind die Volkshochschulen, in denen Bürger Angebote für Bürger machen. Stärker auf Transfer ausgerichtet sind die international organisierten Wissenschaftsläden.² Nicht nur die Masse der Aktivitäten mit wissenschaftlicher Konnotation im Netz deutet darauf hin, dass Citizen Science nunmehr in eine neue Phase mit verstärkter Intensität und neuen Organisationsformen eintritt. Die Tatsache, dass durchschnittlich ca. 51 % (2015)³ jedes Jahrgangs die Schule mit Hochschulreife abschließen und die Kompetenzprofile in immer mehr Berufen der Wissensgesellschaft Vertrautheit mit wissenschaftlicher Methodik erzwingen, erfordert theoretisch längst neue Formen für das Miteinander von Wissenschaft und Gesellschaft. Insbesondere gegenwärtig neu entstehende Berufe, wie z. B. Ingenieur für regenerative Umwelttechnik, Community-Manager, Suchmaschinen-Optimierer, Integrationsfachbeauftragter usw., werden in aller Regel nicht ohne wissenschaftliche Methodenkompetenz auskommen. Das bedeutet, dass sich immer mehr Bürger nicht nur als Wissenskonsumenten, sondern auch als Wissensproduzenten einbringen werden. Streng genommen löst sich die überkommene Dichotomie der Rollen auf. Wissensproduzenten werden künftig eine auf Partizipation ausgerichtete Form von Wissenschaftskultur pflegen wollen. Und sie werden sich – ähnlich wie das zu Zeiten Platos und in der Neuzeit während der Renaissance geschah – als Citizen Scientists und Gesellschaftsgestalter die sozialen Formate dafür selbst schaffen. Andernfalls würden sie mit den Folgen von Innovationsstau und krisenhafter, weil abrupter Reaktionsbildung gegenüber ökologischen Anpassungserfordernissen leben müssen – wozu eine wachsende Anzahl von Bürgern inzwischen nicht mehr bereit ist. Die durch die Digitalisierung der Wissensrepräsentation angetriebene Didaktische Revolution transformiert ganz unvermeidlich und grundlegend auch das Organisationsdesign der institutionellen Träger für Wissenschaftsorganisation.⁴

2 <http://www.livingknowledge.org/science-shops/about-science-shops/> (10.05.2016).

3 <http://www.wiwo.de/erfolg/campus-mba/duales-system-in-gefahr-51-prozent-eines-jahrgangs-machen-das-abitur/8763246-2.html> (10.05.2016).

4 Im Kampf um Deutungshoheit im öffentlichen Diskurs kann man Citizen Journalism als Entsprechung und wichtige Ergänzung zu Citizen Science sehen. Vgl. www.

Dass innerhalb und außerhalb der etablierten Institutionen Wissenschaft „neu erfunden“ wird, erscheint nur konsequent, wenn wir davon ausgehen, dass jede Epoche die für sie konstitutionellen sozialen Formate mit einer für ihren Bedarf stimmigen Bedeutung (Ruegg 1993 sowie Unbedingte Universitäten 2010) und Funktionslogik ausstattet. „Universität“ bedeutet im Feudalismus trotz des gleichen Begriffes hinsichtlich offizielltem Anspruch, Organisationskultur und Kommunikationsarchitektur etwas grundsätzlich Anderes als „Universität“ im Kapitalismus, geschweige „Universität“ im Sozialismus oder in noch voraussetzungsvolleren gesellschaftlichen Arrangements für regelhafte Gestaltung sozialer Kooperation. Streng genommen hat es eine kapitalistische, d. h. durch den Handel von Werten und Argumenten geprägte Universität bisher bestenfalls in Ansätzen gegeben. Radikaler Konstruktivismus als eine „kapitalistische Epistemologie“ tritt nicht erst mit Heinz von Förster⁵ oder Paul Feyerabend⁶ auf den Plan der europäischen Geistesgeschichte.⁷ Für die Belange von Organisationsentwicklung wird diese Vorstellung aber erst gegen Ende des 20. Jahrhunderts als relevant eingeschätzt und in Form sozialer Formate für stärkere Partizipation an Wissenschaft praktisch wirksam.

wissenschaftsmanagement.de/schwerpunkt/downloaddateien/wim_2014_03_manfred_ronzheimer_citizen_science_plus_citizen_media.pdf (16.05.2016).

5 www.youtube.com/watch?v=fHxRuLT4FIE (20.05.2016).

6 www.youtube.com/watch?v=sE1mkIb1nmU (20.05.2016).

7 Nach den Sophisten der griechischen Antike, werden Giambatista Vico und Immanuel Kant als Vertreter der Frühen Neuzeit eingeordnet. Die These „Märkte sind Gespräche“ aus dem Cluetrain Manifesto ist für kapitalistische Formen von Wissenschaft im Sinne von Empowerment relevant und kein Symptom für Qualitätsverlust. Feudalistische Wissenschaftsorganisation musste sich dem Gespräch mit der Gesellschaft nie ernsthaft aussetzen, da sie von der Kirche das Verkündigungsmonopol, die Deutungshoheit sowie die Unfehlbarkeit und Legitimation durch Verweis auf höhere Wahrheiten übernommen hat. Bis heute sind die Entsprechungen nicht durch systematische Stakeholderintegration und kapitalistisches Verhandeln von Perspektiven und Argumenten bestimmt, sondern dadurch, was „wahr“ ist und wer als Häretiker exkommuniziert gehört. Karl Poppers Diktum, dass Wissenschaft nichts validieren, sondern nur falsifizieren könne, markiert einen Meilenstein auf dem Weg hin zu einer stärker an Diskurs und Aushandlungsprozessen orientierten, erstmals kapitalistischen Wissenschaftsorganisation. <http://scienceblogs.de/arte-fakten/2009/05/05/karl-popper-und-das-problem-der-falsifikation/>; www.brandeins.de/archiv/2012/markenkommunikation/habt-geduld/ (10.05.2016).

Angesichts globaler Problemlagen haben neue Formate für Citizen Science⁸ das Potential, die Wissenschaft früher und nachhaltiger als bislang auf die angesichts gesellschaftlicher Herausforderungen benötigten Innovationen⁹ auszurichten. Citizen Scientists verfügen i. d. R. nicht über die Ressourcen der „ordentlichen“, institutionell integrierten Wissenschaftler. Aber sie verfügen über die Freiheit, sich ohne Rücksicht auf anachronistisch gewordene, Verbindlichkeit beanspruchende, traditionelle Formate für Wissenschaftsorganisation ihre Arbeitsbedingungen so zu gestalten, wie es für ihre Forschung, für das Prototyping der sie faszinierenden Entwicklungen, für die von ihnen angestrebte Art von Lehre adäquat erscheint. Die zunehmend barrierefreie Verfügbarkeit der Werkzeuge für Wissenschaft trägt so zu einer Transformation bei, die sich wohl am ehesten mit der Gutenbergrevolution vergleichen lässt. Dank Gutenberg büßte die Kirche das Monopol auf Verkündigung, Deutungshoheit und Wissensrepräsentation ein. Die „Flaschenhalbsproblematik“ für das gesellschaftliche Wissensmanagement wurde ein Stück weit gemildert. Die der Gesellschaft von da an mögliche Innovationsgeschwindigkeit nahm drastisch zu – ein Entwicklungsschub, wie ihn die Weltgesellschaft angesichts ökologischer Herausforderungen erneut braucht.

Der Anspruch, die Universität als Institution der Gesellschaft neu zu konstruieren, mag unbescheiden wirken. Wie kann man sich anmaßen, eine so komplexe, über Jahrhunderte bewährte und kaum in Frage gestellte Organisationsform neu erfinden zu wollen? Aus der Sicht des um die Zukunftsfähigkeit „seiner“ Gesellschaft besorgten, engagierten Bürgers kann man aber auch anders argumentieren: Wie lange können wir

⁸ Ein frühes Zeugnis für die Anerkennung von Citizen Science ist Cusanus Lob der „Idioten“: <https://cma.gbv.de/dr,cma,006,2003,a,08.pdf> (20.05.2016).

⁹ „Most of the major challenges of our complex, dynamic societies are global in nature and require collaboration across the international research community. For this reason, research-driven robust solutions to identified problems need to be combined with transformative approaches, radical thinking and cultural-scientific environments where creativity and imagination can be nurtured. These contexts and approaches are the ones that solely can create genuinely ‘game-changing’ answers to the major challenges of our societies, transforming the ways in which we conceptualise, manage, study and co-exist in the world. (...) We need imaginative ways to pool and focus our collective knowledge in order to solve real-world challenges.“ (Humanities Scientific Committee Opinion Papers 2015: S. 5 ff.)

uns diese Form von Universität noch leisten? Kritiker¹⁰ unserer Wissenschaftsorganisation – wie Harald Welzer, Norbert Bolz, auch Peter Finke in diesem Band – gehen davon aus, dass das Wissenschaftssystem aus sich selbst heraus zu keiner grundlegenden Reform fähig ist. Im Hinblick darauf scheinen sich die Protagonisten der im Spannungsfeld von Wissenschaft und Wirtschaft angesiedelten aktuellen Neugründungen von Bildungsträgern und Universitäten¹¹ an Buckminster Fullers berühmtem Grundsatz zu orientieren: „You never change things by fighting the existing reality. To change something, build a new model that makes the existing model obsolete.“

Auch und gerade Wissenschaft kommt nicht ohne Visionen aus. Deshalb möchten wir uns im Folgenden auf drei Wünsche konzentrieren, die wir durch eine Neukonstruktion der Organisationsform Universität eingelöst sehen möchten.

- In Anbetracht der wieder wachsenden Bedeutung von Citizen Scientists wünschen wir, dass die neue Universität sich auf ihre kulturellen Funktionen zurück besinnt und Nützlichkeit beweist, indem sie Forschung, Transfer und Lehre mit Blick auf die Bedarfe der Gesellschaft betreibt.
- Weiterhin wünschen wir uns, dass die Universität rechtzeitig jene Innovationsbedarfe wahrnimmt, welche die Gesellschaft realisieren muss, um weiterleben zu können. Innovationsverschleppung und Innovationsstau führen allzu oft dazu, dass Anpassungsvorgänge abrupt und gewaltsam verlaufen. Im 21. Jahrhundert sollte Universität als Vorbild für kleinschrittige, aber kontinuierliche Innovation dazu beitragen, solche als katastrophal erlebten Übergänge überflüssig zu machen.
- Schließlich erwarten wir, dass aus der Universität nicht nur Forderungen nach verbesserter Nachhaltigkeit ergehen, sondern dass sich die Wissenschaft selbst nachhaltig zu organisieren versteht.

¹⁰ <http://boag-online.de/sceptic-11019.html> (10.05.2016).

¹¹ Exemplarisch: <http://www.youtube.com/watch?v=zDZFcDGpL4U>; <https://de.udacity.com/>; <https://kiron.ngo/>; www.pinkuniversity.de/; www.video2brain.com/de/; www.udemy.com/; <https://de.khanacademy.org/> (10.05.2016).

Diese Erwartungen an einen zeitgemäßen Wissenschaftsbetrieb haben eines gemeinsam: Sie sind durch Patentrezepte nicht einlösbar. Eine Vielzahl von Detaillösungen muss zusammenwirken, damit das Ausmaß an Synergie entsteht, welches die Einlösung der drei Wünsche erwarten lässt. Um das Potential anzudeuten, erscheinen uns drei Gestaltungsdimensionen aus dem Bereich der e-Didaktik¹² besonders geeignet (siehe Abbildung 1).



Abbildung 1: Das „Penrose-Dreieck“ zur Synergie didaktischer Teillösungen.
© Tobias R./Wikimedia Commons und Liebscht/Schumacher/Ohler/Wahren

Ein berufsbegleitender Studiengang als Keimzelle einer Universität von Bürgern für Bürger?

Um Chancen für die im Rahmen transformativer Wissenschaft geforderte¹³ stringenter Verbindung von Forschung, Transfer und Praxis zu explorieren, ist die Konstruktion und Etablierung eines berufsbegleitenden Studienganges Organisationsdesign aufgrund seines Praxisbezugs besonders gut geeignet. Kooperatives Lernen im Rahmen einer virtuellen Lernarchitektur ist natürlich nur eine Komponente von Blended Learning. Und das Blended Learning-Angebot wiederum ist nur eine der Wissensquellen, auf die sich ein solcher Studiengang stützt. Dieser steht zudem nicht für sich allein. Er bedarf einer organisatorischen Einbet-

¹² Beitrag und Kommentar zu <https://merton-magazin.de/was-ist-und-warum-provoziert-eine-%E2%80%99Etransformative-wissenschaft%E2%80%99C> (10.05.2016).

¹³ <https://vimeo.com/126361408> (10.05.2016).

tung¹⁴ – idealerweise in ein Cluster potentieller Praxiseinrichtungen und Reallabore. Unser Konzept von der Form der Organisation eines exemplarischen Lehrbetriebes¹⁵ können wir in diesem Rahmen bestenfalls andeuten.¹⁶

Ein Zertifikatskurs, und darauf aufbauend ein berufsbegleitender Masterstudiengang, können die Keimzelle sein für eine Akademia nach Platos Vorbild und schließlich für eine neue bürgerliche Universität. Abbildung 2 soll die herauszubildenden Fach- und Feldkompetenzen zumindest ansatzweise skizzieren.

Organisationspsychologie	Medienanthropologie	Betriebswirtschaftslehre	e-Recht	Wirtschaftsinformatik
Epistemologie	Geschichte	Kapitalarten	Normen	Kontexte
Diagnostik	Kulturvergleich	Marketing	Zertifizierung	Requirements
Interventionsmethoden	Ethik	Finanzierung	Verstöße	Systeme
Pragmatik	Ästhetik	Managementsysteme	Verfahrenswege	Sprachen
Didaktik	Evaluation	Controlling	Vergleiche	Architekturen

Abbildung 2: Kompetenzfelder für einen Studiengang „Organisationsdesign“

Wie lässt sich für dieses Kompetenzfeld eine Lernumgebung implementieren, die zu forciertem Transfer in die Gesellschaft statt nur „exzellenten Studienleistungen“ motiviert? Die Hochschuldidaktik hat über Jahrzehnte wertvolle Anregungen geliefert und dennoch lang genug ein konsequenzarmes Schattendasein geführt. Die Digitalisierung hat sich bereits als wichtiger Treiber für die Weiterentwicklung von Wissenschaftsorganisationen erwiesen. Sie förderte die transparente Diskus-

14 Vgl. <https://freedcamp.com> und www.tixxt.com/de/. Siehe auch: <http://t3n.de/news/collaboration-tools-produktivitaet-580320/> (10.05.2016).

15 Als Projekt, in dem gelebt wird, was es zu lehren gilt, verstehen wir uns selbst als work-in-progress. Auf die gesellschaftlichen Treiber für die derzeit zu beobachtende Zunahme an Universitätsgründungen, die Einordnung in den wissenschaftshistorischen Zusammenhang, einen Realisierungsplan für Gründungsinitiativen an der Schnittstelle zwischen Wissenschaft und Wirtschaft, aber auch auf alternative Finanzierungsmodelle gehen wir in einer, in Vorbereitung befindlichen Gesamtdarstellung ausführlicher ein; www.yumpu.com/de/document/view/55493724/zur-form-der-nachsten-universitat (16.05.2016).

16 Wer mehr über das Konzept erfahren möchte, wie sich Citizen Scientists ihre Bürgeruniversität selbst bauen, kann dies hier: <http://internetverlag.info/> sowie www.yumpu.com/de/document/view/55513619/formate-transformativer-wissenschaft (16.05.2016).

sion über das „Wie“ von Lehre wie sei Jahrhunderten nicht. Doch wenn die „didaktische Revolution“ nachhaltiger wirksam sein soll als ein technologisch forciertes Hype oder das Engagement einzelner Idealisten¹⁷, müssen wir die Voraussetzungen der Organisation mitberücksichtigen, in der die Lernziele umgesetzt werden sollen. Insofern gilt es, ein lernzieladäquates, für Innovationsbeschleunigung und Wissensmanagement förderliches Arrangement für die Schnittstelle von e-Didaktik und Organisationsdesign zu entwickeln.

Unter der Voraussetzung hoher Feedbackintensität und Fehlertoleranz können studierende Wissensprosumenten Forschen¹⁸ mit Lernen sowie Lernen mit Lehren verbinden. Bei der Moderation, Redaktion und Systempflege profilieren sie sich und gestalten den Wissenschaftstransfer aktiv¹⁹ mit. Für den Rahmen von Citizen Science ist es geradezu kennzeichnend, dass sich Bürger a) sowohl in der Rolle als Lehrende wie als Lernende profilieren und b) die Rollen bspw. in Transferprojekten sehr schnell wechseln können. Aus dem Kontext ihres zivilgesellschaftlichen Engagements heraus, aus Betroffenheit und Problemnähe fungieren sie als ein Seismograph für soziale Transformationsbedarfe und tragen dazu bei, neue Fragestellungen zu erschließen und gesellschaftliches Wissen zu produzieren. Im Rahmen eines berufs begleitenden Studienganges können diese Grundprinzipien lehrreicher Teilhabe dahingehend modifiziert werden, dass die Studierenden Projekte und Problemlösebedarfe aus ihren beruflichen Kontexten einbringen, in über die Darstellung der Struktur des zu lösenden Problems, hinreichend präzise beschreibbarer und dennoch anonymer Form. Bewährt ist dieser Modus insofern, als sowohl For-Profit- als auch Non-Profit-Organisationen längst Consulting, Supervision, organisationsübergreifende Qualitätsentwicklung und Erfahrungsaustausch im Rahmen des Modells der kollegialen Beratung, Mediation, Prozessoptimierung, Evaluation, Coaching etc. einkaufen. Der geschützte Raum eines Studienganges stellt also eine besondere Lernumgebung zur Verfügung, mutet den kooperativ Lernenden

17 Vgl. www.youtube.com/watch?v=Z3Wvw6BivVI sowie <http://mbook.xn--institut-fr-digitales-lernen-b7c.de/> (10.05.2016).

18 Vgl. www.youtube.com/watch?v=wTAQ-DRNgPE (15.05.2016).

19 Uwe Schneidewind: Forschung trifft Praxis: Forschung für Publikation oder Transformation? www.youtube.com/watch?v=L8mtB_XMQTg (10.05.2016).

aber nichts grundsätzlich Neues zu. Der durch sie mitgeprägte Studiengang – perspektivisch eine durch Wissensproponenten kokreativ gestaltete Bürgeruniversität – kann sich als „Ort der gesamtgesellschaftlichen Kommunikation“ (vgl. Schilling in diesem Band) entwickeln (Masschelein, Simons 2010).

Veränderte Formen²⁰ der Repräsentation von Wissen²¹ wirken sich bis in die Organisation von Wissenschaft hinein aus²². Im Zusammenhang mit Citizen Science ist uns wichtig, dass Lernende das Know-how, das sie im Studium und am Arbeitsort benötigen, möglichst barrierefrei nutzen und mitgestalten können. Dabei geraten auch neue Herausforderungen ins Blickfeld, welche bei traditionellen Formaten der Wissensrepräsentation wie Monographien oder Fachartikeln außerhalb der Cloud nicht zu bewältigen waren. Der didaktische Ansatz, Content in kleinstmögliche, Sinn tragende Einheiten zu gliedern („Microlearning“), ist arbeitsintensiv, aber praktikabel und nicht zuletzt preisgünstig. Soweit Citizen Scientists überhaupt bereit sind, sich auf die Rolle des Wissenskonsumenten beschränken zu lassen, investieren sie Geld und Aufmerksamkeit nicht länger auf Verdacht, sondern zielgenauer als je zuvor in den Content, der sie in ihrer aktuellen Lebens- Arbeits- und Lernsituation absehbar weiterbringt.

Die virtuelle Rahmensetzung für interne Kommunikation, Learning Management, Kooperations- und Innovationsmanagement sowie Organisation kann inzwischen selbst als eine funktionale Komposition von Systemen zusammengestellt werden, die für die Bedarfe eines mehr oder weniger

20 Vgl. www.youtube.com/watch?v=egavFvVies (10.05.2016).

21 Wenn wir von „Wissen“ sprechen, differenzieren wir im alltäglichen Sprachgebrauch oft nicht zwischen Daten/Informationen/Wissen. „Wissen“ ist an die kollektive Reflexion der Vor- und Nachteile einer zielgerichteten Anwendung von Theorie Werkzeugen auf eine Situation bzw. Frage gebunden. Zu der nichttrivialen Frage, was eine Frage ist vgl. Rombach 1988. Diskurse aktualisieren „Informationen“ zu „Wissen“. Für Experten, welche über die strukturelle Neufassung der Wissenschaftsorganisation debattieren, könnte sich deshalb die Auseinandersetzung mit den sozialpsychologischen Voraussetzungen für Community Learning lohnen.

22 Vgl. www.bildungsserver.de/Offene-Bildungsinhalte-Open-Educational-Resources-OER--10393.html (10.05.2016).

etablierten, hinsichtlich Prozessroutine „eingespielten“ Bildungsträgers passgenau ist. Was die virtuelle Flankierung von Präsenzlehre anbelangt, haben wir die komfortable Situation, dass die (lernenden) Lehrenden zusammen mit²³ ihren (lehrenden) Lernenden die für ihre Performance passgenauen „Lehrwerke“ leicht selbstbestimmt gestalten können – sowohl in größerem Format als e-Book²⁴, m-Book²⁵, Themenportal²⁶, Magazin, Lehrvideo und Lernspiel²⁷ als auch in kleinerem Format (Ansatz des „Microlearning“²⁸ und „Workplace Learning“²⁹). Der Transparenz und Qualitätssicherung³⁰ von Lehre sowie deren didaktischer Optimierung kommt dies sehr zu Gute. Die Fokussierung auf das, worum es unserer Auffassung nach bei lernendem Forschen in erster Linie gehen sollte – exemplarisches kokreatives Lösen praktischer Probleme³¹ in einem Sinn stiftendem Kontext – wird durch die indirekt nicht nur „technologischen“ Fortschritte effektiv und nachhaltig erleichtert. Je nach Attraktivität des Content ist es zudem möglich, dass die Fachcommunity sich die Aktualisierung des gemeinsam erarbeiteten Contents über Kombinationen aus Crowdsourcing und Nanopayment³² finanziert. Durch passgenauen Content sind wir damit erst jetzt in den Stand gesetzt, das umzusetzen, was Klassiker der Didaktik (Buber 1999) schon seit Jahrzehnten³³ empfohlen

23 <http://ocwl11.wissensdialoge.de/category/e3-transaktives-gedachtnis-interpers-info-austausch/> (10.05.2016).

24 Beispielhaft: <https://booktype.pro/> (10.05.2016).

25 <http://mbook.xn--institut-fr-digitales-lernen-b7c.de/> (10.05.2016).

26 Empfehlenswert: <http://www.imcreator.com> (10.05.2016).

27 <http://www.youtube.com/watch?v=PyzFvz8QwRw>; <http://www.youtube.com/watch?v=nc9yKNgPBhI> und <http://www.youtube.com/watch?v=ppb1qYPyIR4> (10.05.2016).

28 Einer der führenden Experten zu Aspekten von Microlearning: http://peter.baumgartner.name/wp-content/uploads/2014/01/Microlearning-Personalentwicklung_20141.pdf (10.05.2016).

29 <http://www.c4lpt.co.uk/blog/?s=workplace+learning> (10.05.2016).

30 <http://www.e-teaching.org/didaktik/qualitaet> (10.05.2016).

31 Die gern als „Nerds“ ausgewiesenen Fach-Communities aus der IT machen den Sozialwissenschaftlern vor, wie präzise Kooperation funktioniert: <http://stackoverflow.com/> (10.05.2016).

32 <https://piano.io/> (10.05.2016).

33 Vgl. <http://josef-doebber.heimat.eu/media/files/Ro-Selbstdarstellung.pdf> sowie www.wadoku.de/wiki/download/attachments/10878982/strukturontologie.pdf (10.05.2016).

haben. Kontinuierlich aktualisierter „Dynamic Content“ unterstützt nicht nur die Lehrperformance optimal, sondern fördert im Sinne von Content-Marketing auch den Vertrieb der Services eines Bildungsträgers.³⁴

Bei unserem Ansatz für die Gestaltung der Schnittstelle von e-Didaktik und Organisationsdesign müssen wir von einem erweiterten Lernbegriff ausgehen. Dieser erkennt an, dass nicht nur einzelne Menschen und Teams, sondern auch Organisationen und Kulturgemeinschaften lernen. „Agile Organisation“ bezeichnet eine lernfähige Körperschaft, die unter präzise zu bestimmenden Bedingungen nicht nur Just-in-Time-Produktion, sondern auch Just-in-Time-Innovation realisieren kann. Die Vermeidung des Aufbaus von Innovationsstau durch eine rechtzeitig lernende (und rechtzeitig verlernende) Organisation ist dabei freilich voraussetzungsvoll.³⁵

Aus der Bionik, der Kybernetik und der Organisationsentwicklung wissen wir, dass Degenerationsprozesse aufhaltbar sind. Wir wissen aber auch, dass Organisationen nicht altersresistent, geschweige denn unsterblich werden können. Evolution ist von Zeit zu Zeit auf Neuanfänge angewiesen. Vergewenwärtigen wir uns den chaotischen Alltag im Wissenschaftsbetrieb und die im Hinblick auf immer schneller veraltendes Wissen benötigte Alternative.

Modus A von Wissenschaft (siehe Abbildung 3) befähigt die Kulturgemeinschaft nur bedingt dazu, ihre Zukunftsfähigkeit rechtzeitig zu regenerieren. Vielmehr sollte diese wie in Modus B auf Kontextveränderungen kontinuierlich und sensibel reagieren. Damit sind wir bei der ersten der drei didaktisch begründeten Gestaltungsdimensionen des Organisationsdesigns einer nächsten Form von Universität, der Mikrodidaktik.

³⁴ Zu weiteren Vorteilen der funktionalen Integration in einem System: www.yumpu.com/xx/document/view/55511131/wertversprechen-future-generation-integration-auslms-und-innovationsmanagement (20.05.2017).

³⁵ Vgl. <http://www.yumpu.com/de/document/view/55493724/zur-form-der-nachsten-universitat> (10.05.2016).

über Lehre hinaus in Transfer und Forschung hinein. Wissenschaft wird nachhaltiger, wenn die wechselseitige Bezugnahme durch gemeinsame Standards der Wissensrepräsentation erleichtert wird. Damit Lehrende Mentoren sein und theoretische Antworten auf konkrete praktische Fragen beziehen können, braucht es didaktisch begründete, kommunikative Standards.

Für die Didaktik lässt sich daraus ein erstes Ziel ableiten: Der fachliche State of the Art sollte dank der Feedbackprozesse im Forschung-Transfer-Lehre-Zyklus kontinuierlich auf aktuelle Problemlösebedarfe bezogen werden. Dazu braucht es Formate, die sinnvoll für die Wissensrepräsentation genutzt und gleichsam „durchgereicht“ werden können. Traditionell werden Forschung, Entwicklung und Lehre getrennt betrachtet und auch weitestgehend betrieben.³⁶ Aufgrund dieser für Wissensmanagement unzuweckmäßigen Ordnung ist die Innovationsgeschwindigkeit in den derzeitigen Wissenschaftsorganisationen denkbar gering. In den Navigationen der Hochschulwebseiten bildet sich diese Trennung noch immer so ab. Diese meisten von ihnen verdienen aus systemischer Sicht kaum den Namen Kommunikationsarchitektur. Organisation und e-Didaktik werden getrennt gesehen und betrieben, einen auf organisationales Lernen, Tacit Knowledge, die Integration von Citizen Science und transformative Wissenschaft hin erweiterten Lernbegriff gibt es nicht. Stattdessen wird „Wissen“ „zwischenverarbeitet“ sowie unter Wissensprosumenten „weitergereicht“. Zum einen erfolgt das über den zufallsbestimmten Austausch auf Kongressen. Zum anderen wird bereichs- und organisationsübergreifendes Wissensmanagement vermittelt der Medien für Wissensrepräsentation realisiert. Je nachdem, welche Formate hierfür verwendet werden, bemisst sich der Übersetzungsaufwand zwischen Forschung/Entwicklung/Lehre, der sich als eigenes Geschäftsfeld etablieren konnte: das Verlagswesen.³⁷ Doch heute kommen Universitäten wieder zu dem Schluss, dass sie selbst ihren eigenen fach-

³⁶ Vgl. <http://www.yumpu.com/de/document/view/55493724/zur-form-der-nachsten-universitat> (20.05.2016).

³⁷ Vgl. <http://www.yumpu.com/de/document/view/55517949/wozu-verlag-sowie> <https://readymag.com/neuesysteme/522640/> (20.05.2016).

spezifischen Anforderungen an didaktische Aufbereitung dank Digitalisierung besser gerecht werden könnten als externe Dienstleister.³⁸

Wir gehen davon aus, dass sich die Innovationsgeschwindigkeit drastisch beschleunigen lässt, wenn:

- der Übersetzungsaufwand dank standardisierter Formate und
- zentral verfügbarer Medien geringer wird sowie
- die Funktionseinheiten Forschung, Entwicklung, Lehre + Verlag wie in einem Regelkreis verbunden sind,
- Akteure leicht und systematisch aufeinander Bezug nehmen können.

Eine u. a. für das Konzept der Navigation von Hochschulwebseiten relevante und mit Hilfe von Wissenschaftstheoretikern und Praktikern der Experimentalforschung zu beantwortende Fragestellung ist, inwieweit sich Forschung und Entwicklung hinsichtlich ihrer Projekte, Labore, Experimentaldesigns, Versuche, Prototypenkonstruktionen, Einzelbefunde und Exponate derart differenzieren und systematisieren lassen, wie das in der Lehre und bei den Medien der Wissensrepräsentation möglich ist.³⁹

Im Hinblick auf die Innovationsgeschwindigkeit von Fach-Communities sehen wir ein besonderes Potenzial und mangels adäquater Tools einen programmiertechnischen Bedarf für Prototypenentwicklung bei Kommunikationsarchitekturen, welche Hochschulorganisation, Wissensmanagement und Innovationsförderung integriert realisieren. Die dem Micro Learning verpflichteten Formate der Wissensrepräsentation erlauben es, jene Arten von „Know-how“ kooperativ aufzubereiten, welche über Jahrhunderte in den Lehrwerken und Diskursen vernachlässigt wurden: das prozedurale⁴⁰ und das sensomotorische „Wissen“. Die Grundlage für den oft beklagten Kontrast von Theorie/Praxis wird so gegenstandslos und Wissenschaft transformativer. Für diese – auf die

38 http://www.youtube.com/watch?v=dX9fZxBy_2E&list=PLantFMqNvOvqmYTawXYkwNVW2IkjxTecB (10.05.2016).

39 Vgl. <http://www.yumpu.com/de/document/view/55513619/formate-transformativer-wissenschaft> (20.05.2016).

40 Vgl. http://www.hrkl.ch/PFM/Unterlagen/Mathfoerderung/arten_des_wissens.pdf (20.05.2016).

Steigerung von Innovationsgeschwindigkeit in Diskursgemeinschaften abgestellte – Funktionseinheit soll die Einlösung des Prinzips der Just-in-Time-Innovation zu vermeiden helfen, dass sich Innovationsstau in einer Organisation angesichts erwachsenden Herausforderungen aufbaut, so dass daraus gewaltsame, weil abrupte Anpassungen resultieren.

Schon in der Zeit vor der Digitalisierung versprach man sich von der Verwendung einheitlicher Formate der Wissensrepräsentation positive Effekte für den Fachdiskurs und die Evaluierbarkeit von Beiträgen. Die Bedeutung kommunikativer Standards erhöht sich mit der Digitalisierung und den Social Media enorm: Diese ermöglichen es, dass bei Diskursen in digitalen Lernwelten tausende Co-Autoren und eben auch Citizen Scientists einander mit ihrem Know-how ergänzen. Bereits schlichte Formate wie www.gutefrage.net/ machen deutlich, welches Potential in koproduktiver Problemlösung liegt. Damit könnte auch Citizen Science⁴¹ in größerer Breite und Reichweite betrieben werden.

Im Rahmen eines anwendungsnahen Studienganges, dessen Formate Citizen Science fördern, sollen kleinstmögliche, Sinn tragende Lerneinheiten generiert und bedarfsweise kombiniert werden. Eine Lösung ist, die Voraussetzungen für kollektive Intelligenz und kooperative Aktualisierung in Form adäquater Kommunikationsarchitektur für die jeweilige Fach-Community „vorzuprogrammieren“. Dies erreichen wir, indem prototypische Handlungssituationen aus der Berufspraxis und aus der Praxis gesellschaftlichen Engagement entsprechend den Lernzielen didaktisch aufbereitet werden. In typischen Bewährungssituationen muss der Wissensorwender so entscheiden und handeln können, dass er es gemäß dem State of the Art seiner Disziplin fachlich begründen kann. Die Situationen werden dabei jeweils in fünf Komponenten aufgegliedert und reflektiert, woraus sich ein Kompetenzmolekül⁴² zusammen setzt (siehe Abbildung 4). Es steht dabei nicht für sich allein, sondern fungiert als Knoten in einem Assoziationsnetzwerk. Das mikrodidaktische Format, das sich in verschiedenen Fachdisziplinen bereits ansatzweise bewährt hat, soll hier kurz vorge-

41 <https://ec.europa.eu/futurium/en/content/empowering-people-through-citizen-science-how-you-can-help> (26.03.2016).

42 http://conference.pixel-online.net/edu_future/common/download/Paper_pdf/ENT23-Liebscht.pdf (10.05.2016)

stellt werden. Wir wollen damit dazu anregen, Formate zu definieren, die für die eigene Fachdisziplin Vergleichbares leisten können.

Format-Komponenten	Didaktische Qualitätskriterien (Formulierung)	Fachspezifische Qualitätskriterien (Relevanz)
Frage-Stellung	Wurde prototypische Handlungssituation prägnant dargestellt?	Relevanter Praxisbezug? = Wurde prototypische Situation gewöhnt?
Antwort-Optionen	Ist die Kombination der passenden/unpassenden Antwortoptionen komplexitätsadäquat?	Wurden für die Praxis repräsentative Entscheidungs- und Handlungsoptionen abgebildet?
Rollen-Reflexion	Laden Szenario und Dialogdramaturgie zur Identifikation mit den Rollen, den Grenzen ihrer Horizonte und den nur anzudeutenden Kompromissbildungen ein?	Wurden die wichtigsten Stakeholder mit typischen Interessen, Perspektiven, Interpretationsschemata abgebildet?
Best Practice	Ist die ausgewählte Modelllösung von metaphorischem Wert, also von der Struktur her hinreichend ähnlich?	Ist die ausgewählte Modelllösung fachlich relevant, also erkenntnisleitend?
Ein-ordnung	Ist die Erklärung der Passung von Fragestellungen und Antwortoptionen nachvollziehbar?	Wurden die korrekten Frage-Antwort-Kombinationen (und auch die didaktisch wertvollen Fehlkombinationen) in die wichtigsten theoretischen und wissenschaftshistorischen Zusammenhänge eingeordnet?

Abbildung 4: Eine Möglichkeit der Binnenstrukturierung, die Evaluierbarkeit mit minimalem Aufwand gewährleistet.

Bei „E“ liegt der Fokus auf deklarativem Wissen, wie wir es aus klassischen Lehrwerken und auch von der Wikipedia kennen. Die Komponenten „F“, „A“, „R“, „B“ hingegen fokussieren auf situatives und prozedurales Wissen, das in traditionellen didaktischen Ansätzen vernachlässigt wird. „E“ ist die einzige Komponente, die auf der Funktionalität eines Wiki basiert. Die Textfülle kann in Verbindung mit den typischen Verweisstrukturen genutzt werden, um die Kompetenzbausteine nach aktuellem Erkenntnisinteresse in Relevanzclustern filtern und anzeigen zu lassen.

Wann immer eine für die Praxis relevante Frage thematisiert wird, gibt es nach unserer Prämisse und Erfahrung eine damit assoziierte Kontroverse in der Fachcommunity. Dies sollte didaktisch genutzt werden, weil sich darüber eine Identifikation mit der prototypischen Handlungssituation provozieren lässt. Theoretische Antwortoptionen sind in ihrer Reichweite begrenzt. Diese Begrenzung kann über die Darstellung typischer Kontroversen zwischen typischen Stakeholdern leicht vermittelt werden. Indem die jeweils kontextabhängigen Vor- und Nachteile der Antwortoptionen vermittelt werden, soll die Sensibilität für die verschiedenen Anwendungsbedingungen für Theoriewerkzeuge gefördert werden.

Eine wichtige Anforderung für die virtuelle Flankierung des Studiengangs ist, dass die Benutzerführung praktikabel ist, bspw. in der Lern-

gruppe, am Arbeitsplatz oder dem Ort des bürgerlichen Engagements. Der Nutzer schaltet an seinem mobilen Endgerät eine Komponente nach der anderen frei. Dabei wird ihm „zugemutet“, die didaktische und fachliche Qualität der aktuell aufgerufenen Komponente mittels eines einfachen Klicks einzuschätzen.

Oft wird kritisiert, dass akademische Projekte finanziell und damit auch in ihrer Laufzeit immer „kurzatmiger“ angelegt sind. Im Hinblick darauf streben wir an, dass die kooperative Produktion eines Lehrwerkes sich – nach einer Initialfinanzierung und dem Erreichen einer „sozialen Betriebstemperatur“ – gleichsam selbst trägt. Wenn der Content kontinuierlich optimiert und aktualisiert wird, spricht man von „Dynamic Content“. Dieses Paradigma lässt sich mit dem des Paid Content verbinden: Die Qualitätseinschätzung durch die Nutzer wird mit der Preisbildung gekoppelt. Der Fachdiskurs wird zur Wissensbörse. Wenn statt Währungen Daten/Informationen/Wissen nach Börsenprinzip gehandelt werden, wirkt sich dies absehbar innovationsförderlich aus.

Um Vergleichbarkeit (Qualitätssicherung) und Anschlussfähigkeit zu gewährleisten, müssen die Kompetenzbausteine nicht nur einem kommunikativen Standard folgen. Der Standard sollte auch absichern, dass damit gelernt und der Lernfortschritt überprüft werden kann. Doch wie können wissenschaftliche Fragen so in Teilfragen aufgegliedert werden, dass ihre Komplexität adäquat abgebildet wird? Die Grammatik natürlicher Sprachen liefert ein Modell dafür, wie einzelne Komponenten einander zu Darstellungen komplexer Sachverhalte ergänzen können. Der Diskurs aktualisiert den „Sprachschatz“ einer Gemeinschaft. In den modernen Sprachen sind Sätze und Sprecher dadurch anschlussfähig, dass die Intuition von klein auf kultiviert wird, sich an der Satzbaustruktur der jeweiligen Sprachfamilie zu orientieren. Dadurch kann man sogar unvollständige Sätze verstehen. In dieser Metapher steht die Satzbaustruktur für das zielführend formulierte Format der Wissensrepräsentation und die in den verschiedenen Disziplinen genutzten Fachsprachen. Das Forschungs- und Lernziel der Mikrodidaktik ist erreicht, wenn die Vertreter der Disziplin eine Anzahl von Formaten oder „Sprachen“ entwickelt haben, welche besonders geeignet sind, um von der Forschung über den Praxistransfer bis in die Lehre hinein als „Informationscontainer“ weitergereicht zu werden.

Bemerkenswert ist dabei, dass ein Großteil der Wissensproduzenten/ Wissenskonsumenten, die einander theoretisch gegenüber stehen, in der Praxis Skripte beider Rollen realisieren (Voß, Rieder 2005). Im Kontext einer Fachcommunity lässt sich der moderierte Diskurs zu einer für alle Beteiligten synergetischen Win-win-Situation hinführen. Einigen sich deren studentische bzw. bürgerliche Mitglieder auf einen funktionalen Kommunikationsstandard, können sie ihr Lehrwerk selbst ko-produzieren, aktualisieren und sogar finanzieren⁴³. Dabei können die Fragen noch nicht „betriebsblinder“ Novizen genauso bereichernd sein wie die Antworten und Begründungen erfahrener Experten bzw. Citizen Scientists.

Makrodidaktik: Heile Universität – heile Wissenschaft – heile Gesellschaft?

Auch wenn wir nie eine perfekte Wissenschaft hatten, trugen viele Universitätsneugründungen der Geschichte den Anspruch in sich, eine Organisationsform zu schaffen, die als Vorbild für die Gesellschaft dienen kann. Wenn wir uns mit Luhmann die verschiedenen Funktionssysteme⁴⁴ der Gesellschaft betrachten, fällt jedoch auf, dass diese oft eher gegen- als miteinander arbeiten. Um kultivierten Streit zwischen den Interessen und Perspektiven gesellschaftlicher Anspruchsgruppen anhand wissenschaftlicher = nachvollziehbarer Kriterien möglich zu machen und zu gemeinschaftlich Sinn stiftenden Resultaten zu führen, braucht es überparteiliche Moderation, Ohne Stakeholderintegration geraten übergeordnete, gesellschaftliche Aufgaben außer Blick. Die Finanzierung von Wissenschaft spiegelt das anschaulich wider. Wo immer eine Universität die gesellschaftliche Funktion eines sog. „Dritten Ort, drittes“⁴⁵ einlöst, wirkt sie auch attraktiv.

Stakeholderintegration ist eines der großen Themen der systemtheoretischen Theorie und Praxis. Vermittlungsbedürftige Konflikte kann man sich – wie die Situation in der Gesellschaft grundsätzlich – als ein un-

43 Vgl. <http://www.istl.org/12-spring/internet2.html> (10.05.2016).

44 <http://de.luhmann.wikia.com/wiki/Funktionssysteme> (26.03.2016).

45 <https://markeninstitut.wordpress.com/2007/11/27/das-internet-als-dritter-ort/> (10.05.2016).

ablässiges Gegeneinander wechselnder Allianzen vorstellen. Da sich in einem problem-determinierten System (Goolishian, Anderson 1986) alle Positionen, Interessen, Perspektiven, Interpretationsschemata sowohl in Frage stellen als auch wechselseitig ergänzen, wird als methodische Konsequenz eine neutrale (Böszörményi-Nagy, Spark 2001) oder, im nächsten Reflexionsschritt, allparteiliche Moderation (Varga von Kibéd, Sparrer 2010) erforderlich. Wer sich als Moderator bemüht, es anlässlich einer Fachkontroverse allen Parteien recht zu machen, befindet sich in einer unmöglichen Position, hat aber auch die Chance, ein verblüffendes Phänomen zu erleben: In genau dem Maße, als er in dem Bemühen, alle Parteien in ihren Positionen nachzuvollziehen, an seine rationalen und emotionalen Grenzen geht, entwickeln die Stakeholder Kompromissbereitschaft.

Sowohl vom gesellschaftlichen Status als auch von der methodischen Kompetenz her wäre Wissenschaft an ihrem Ort, der Universität, theoretisch dafür prädestiniert, die Rolle des Moderators bei der Integration der verschiedenen Stakeholder der Gesellschaft einzunehmen. Für sie gehört es zum täglichen „Geschäft“, an die Grenzen der Erkenntnis und des uns emotional selbstverständlich Erscheinenden zu gehen. Die Praxis sieht leider oft anders aus. Allzu oft bildet Wissenschaft die Leidenschaften einzelner Stakeholder, die Moden innerhalb von Funktionssystemen ab und trägt selbst zur sozialen Fragmentierung bei.



Abbildung 5: Universität – Ein sog. „dritter Ort“ für die Realisierung von Rombachs „Pädagogik der Genialität“ (1994)?

Absehbar wird die Fähigkeit des Moderators, an seine Grenzen und darüber hinaus zu gehen, zum entscheidenden Alleinstellungsmerkmal, durch das sich die Kultur einer Fachcommunity von der anderen unterscheidet. Die Moderation wäre jedoch damit überfordert, den ko-kreativen Fachdiskurs auf produktivem Niveau zu halten, wenn sie nur in der Gestaltungsdimension der Makrodidaktik agieren würde. Wenn über den Diskurs Content produziert werden soll, ist dies unzureichend. Um die Emergenz der angestrebten Synergieeffekte umzusetzen und Moderation wie Diskursteilnehmer zu entlasten, ist es notwendig, dass diese ihre Aufmerksamkeit auf konkrete Entscheidungssituationen zentrieren und didaktisch optimierte Kommunikationsstandards verwenden können. In dem Maße, wie wir dazu angehalten sind, miteinander „auf den Punkt“ zu kommen, entsteht nicht nur eine prototypische Dramatik. Das, was uns außerhalb der miteinander geteilten Situation zu trennen scheint, verliert an gefühlter Bedeutung. Kurz: Nichts vermag Menschen so sehr zu verbinden wie die Arbeit am gemeinsamen Projekt. Dieser Fokus zentriert den Diskurs innerhalb der Fachcommunity. Hochwertige redaktionelle Betreuung sowie Systempflege und -optimierung ergänzen die Konzentration auf die Gemeinschaft stärkende Produktivität.

Mesodidaktik: Gewährleistung bedarfsgerechter Assozierbarkeit von Dynamic Content

Unser Gehirn ist das Paradebeispiel dafür, dass es möglich ist, kleinere „Einheiten“ der Wissensrepräsentation zu komplexeren Sinneinheiten zu konstellieren und je nach Bedarf zu rekonstellieren. Informatiker haben ein pragmatisches Interesse an diesem Vorgang, weil sie dessen Ordnungen nutzen möchten, um bedarfsgerechte Navigationen programmier-technisch umzusetzen. Dies deuten wir in unserer Forschergruppe dahingehend, dass die Sensibilität für die Bedürfnisse und Potentiale der Nutzer in der Informatik zunimmt.

Doch wie müsste die Kombination des Besten, was menschliche und technische Intelligenz zu bieten haben, aussehen? Im Idealfall wäre die gewählte Form der Wissensrepräsentation bei Bedarf so reorganisierbar, dass man sich – neben anderen Optionen, den Content zu clustern – auf ein vorgegebenes, traditionell verfasstes Curriculum beziehen kann.

Die fachliche Ausdifferenzierung solcher Curricula erreicht bislang selten eine ausreichende Gliederungstiefe, wie man sie etwa in den Hyper-
textstrukturen der Wikipedia findet. Einer der Vorteile des hier darge-
stellten Ansatzes ist es, dass auch koproduktiv erarbeitetes Fachwissen
in mehrere tausend Kompetenzmoleküle ausdifferenziert werden kann.
Das sogenannte „Faktenwissen“ ist dabei durchgängig auf konkrete An-
wendungsszenarien bezogen. Damit sind Chancen für den Theorie-Prax-
is-Transfer und die wechselseitige Ergänzung von Fachnovizen und Ex-
perten verbunden.

Für die Ausgabe und bedarfsgerechte Clusterung der Kompetenzmole-
küle haben wir in der Navigation bislang neun Assoziationsmöglichkei-
ten vorgesehen (siehe Abbildung 6), die wir aus der Situation des Nutzers
ableiten.

- | | |
|----|--|
| 1) | Reihenfolge einer „genetischen Gliederung“ (vom Einfachen zum Komplexen). |
| 2) | traditionell linear angelegtem Curriculum des Fachgebietes. |
| 3) | Zufallsauswahl aus allen Kompetenzmolekülen. |
| 4) | Auswahl aus unbearbeiteten Kompetenzmolekülen. |
| 5) | Auswahl aus bereits korrekt bearbeiteten Kompetenzmolekülen. |
| 6) | Auswahl aus bereits unkorrekt bearbeiteten Kompetenzmolekülen. |
| 7) | Auswahl aus den aktuellen Top 100 der für andere Nutzer schwierigsten Kompetenzmolekülen. |
| 8) | Auswahl aus allen Kompetenzmolekülen, die mit eingewählten Fachbegriff direkt assoziiert sind. |
| 9) | Auswahl aus allen Kompetenzmolekülen, die mit gewähltem Fachbegriff indirekt assoziiert sind (Pfad). |

Abbildung 6: Modi der Ausgabe von Dynamic Content auf das mobile Endgerät.

Fazit und Ausblick

Der Blick in die Geschichte von Citizen Science zeigt uns oft ein idea-
listisch verfremdetes Bild von den Neuanfängen der Wissenschaft. Die
Sicht, dass Citizen Science älter als die institutionalisierte Wissenschaft
selbst ist, kann uns Mut machen. An Platos Akademia können wir sehen,
dass die ersten Schritte hin zur Universität klein waren, menschliches
Maß hatten. Die „Gefäße wissenschaftlicher Betriebsamkeit“ mussten
sich einst wie heute im Spannungsfeld gesellschaftlicher Einflusskräfte
behaupten, Legitimation konnte auf Dauer nicht über ein Dogma oder
Privileg festgeschrieben werden. Sie musste durch Bezug auf formelle Be-
darfe und informelle Bedürfnisse in der Bürgerschaft ihrer Zeit bewie-
sen werden.

Die Körperschaft der Universität ist in eine komplexe soziale Ökologie aus intern tradierten Regelkreisen zur „Selbstberuhigung“ eingebettet. Dabei wird das Wissenschaftssystem in seinen Selbstverständlichkeiten zugleich von außen perturbiert. So weist bspw. die Forschungsfinanzierung Abhängigkeiten gegenüber dem Wirtschaftssystem, den Medien, dem politischen System, dem Militär, durchaus auch der Religion der Gesellschaft auf. Für einen sozialen Organismus, der sich selbst wirtschaftlich trägt – und deswegen exzellente wissenschaftliche Beiträge zur Lösung gesellschaftlicher Herausforderungen leistet – sind solche Strukturen nur bedingt als Modell tauglich. Kundenfreundliche Angebote sind deshalb mehr als eine Flucht nach vorn. Sie sind die beste Chance für Theorie-Praxis-Transfer. Auch die Pioniere europäischer Wissenschaftsorganisation boten dem Markt ihre Services als All-in-One-Integration an. Ebenso versuchen die unter modernen Labels firmierenden Versuche eines Neuanfanges – wie academia.edu oder ResearchGate – grundlegende soziale Funktionen zu realisieren. Die Vielfalt möglicher „Geschäftsbereiche“ verweist auf die integrative Funktion der Universität für die Gesellschaft. Deutlich wird in jedem Fall, dass eine Universität weit mehr Optionen realisieren kann als die Hoffnung auf Subvention oder bedingt ergebnisoffene Auftragsforschung.

Die Selbstermächtigung der Bürger und die Rückbesinnung der Universität auf ihre kulturellen Funktionen wird anlässlich der Digitalisierung stark durch instrumentelle Vernunft bestimmt. Im Hinblick auf die eingangs geäußerten drei Wünsche für eine Neukonstruktion der Organisationsform Universität ist zu fixieren, dass die wachsende Bedeutung von Citizen Science eine Entsprechung in der zunehmenden Expertise der Bürger beim Auswählen und Kombinieren virtueller Werkzeuge für kooperatives Problemlösen findet. Das Einschätzungsvermögen bezüglich des Zusammenwirkens von didaktischen Zielen und Organisationsdesign eröffnet die Chance, dass statt Innovationsverschleppung kontinuierliche Just-In-Time-Innovation eine in der sozialen Breite gelebte Praxis nachhaltiger, weil transformativer Wissenschaft wird.

Referenzen

Böszörményi-Nagy, I.; Spark, G. (2001): *Unsichtbare Bindungen*. Die Dynamik familiärer Systeme. Stuttgart: Klett-Verlag.

Buber, M. (1999): *Das dialogische Prinzip: Ich und Du*. Zwiesprache. Die Frage an den Einzelnen. Elemente des Zwischenmenschlichen. Zur Geschichte des dialogischen Prinzips. Gütersloh: Gütersloher Verlagshaus.

Goolishian H.; Anderson, H.; Windermann, L. (1986): *Problem determined systems: Towards transformation in family therapy*, in: Journal of Strategic and Systemic Therapy 5, 1–14.

Humanities Scientific Committee Opinion Papers (2015): *Radical Innovation: Humanities Research Crossing Knowledge Boundaries and Fostering Deep Change*, December 2015. http://www.scienceeurope.org/uploads/PublicDocumentsAndSpeeches/SCsPublicDocs/151222_HUMAN_OP_Radical_Innovation_web.pdf.

Masschelein, J.; Simons, M. (2010): *Jenseits der Exzellenz*. Eine kleine Morphologie der Welt-Universität. Zürich: diaphanes.

Rombach, H. (1994): *Der Ursprung*. Philosophie der Konkreativität von Mensch und Natur. Freiburg: Rombach Druck- und Verlagshaus.

ders. (1988): *Über Ursprung und Wesen der Frage*. Freiburg: Herder.

Ruegg, W. (Hg., 1993): *Geschichte der Universität in Europa*. München: C. H. Beck.

Unbedingte Universitäten (2010): *Was passiert?* Stellungnahmen zur Lage der Universität. Zürich: diaphanes.

Varga von Kibéd, M.; Sparrer, I. (2010): *Klare Sicht im Blindflug*. Schriften zur Systemischen Strukturaufstellung. Heidelberg: Carl Auer Systeme Verlag.

Voß, G. G.; Rieder, K. (2005): *Der arbeitende Kunde*. Wenn Konsumenten zu unbezahlten Mitarbeitern werden. Frankfurt/Main: Campus.

Zum Weiterlesen

BIMS e. V. (2015): *L3T, Lehrbuch für Lernen und Lehren mit Technologien*. <http://l3t.eu/homepage/das-projekt>.

Bolstad, R. (2015): *Modelling Noam Chomsky*. www.transformations.net.nz/trancescript/political-ecology.html.

Bolz, N. (2012): *Persönliche Mitteilung anlässlich der Bildungsmesse LEARN-TEC 2012*. www.learn-tec.de/messe-karlsruhe-learn-tec/2013/de/mess_ka/presse_service/presseuebersicht/preseservice_128.jsp.

Fisch, S. (2015): *Geschichte der europäischen Universität: Von Bologna nach Bologna*. München: C. H. Beck.

Esposito, E. (2002): *Soziales Vergessen. Formen und Medien des Gedächtnisses der Gesellschaft*. Berlin: Suhrkamp.

Kaiser, H. (2005): *Wirksame Ausbildungen entwerfen. Das Modell der situiereten Kompetenzen*. Bern: Hep-Verlag.

ders. (2015): *Arten des Wissens*. www.hrkl.ch/typo/fileadmin/Texte/ILM/arten_des_wissens.pdf.

Knobloch, Clemens (2010): *Wir sind doch nicht blöd! Die unternehmerische Hochschule*. Münster: Westfälisches Dampfboot.

Krippendorff, K. (1990): *Der verschwundene Bote. Metaphern und Modelle der Kommunikation*. http://repository.upenn.edu/cgi/viewcontent.cgi?article=1266&context=asc_papers.

Liebscht, M.; Weitzmann, M.; Schubert, K. (2011): *Between Cooperation and Conflict in Quality Assurance: Principles of Toyota's Just-In-Time Production for Training Geriatric Staff*. <http://infoz.ffzg.hr/INFuture/2011/papers/INFuture2011.pdf>.

Liebscht, M.; Schubert, K.; Weitzmann, M. (2012): *The F.A.R.B.E. eLearning system*. http://conference.pixel-online.net/edu_future/common/download/Paper_pdf/ENT23-Liebscht.pdf.

Liebscht, M.; Schumacher, U.; Ohler, M.; Wahren, S. (2016): *Citizen Science mit System*. Die Bürgeruniversität als Katalysator für bürgerliche Selbstaufklärung und gesellschaftliches Engagement. Heidelberg: Carl Auer Systeme Verlag, im Druck.

Luhmann, N. (1998): *Die Gesellschaft der Gesellschaft*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.

Schneidewind, U. (2014): *Bürgeruniversität spiegelt den Dialogwunsch*. www.citizen-science-germany.de/citizen_science_germany_ideen3.html.

Wagenschein, M. (2013): *Verstehen lehren: Genetisch – Sokratisch – Exemplarisch*. Weinheim: Beltz.

Wimmer, R. (2007): *Vortrag „X-Organisationen, Organisation braucht Spannung“*. www.youtube.com/watch?v=ba2MZFuGVQM.

DIE AUTORINNEN UND AUTOREN

Einführung: Citizen Science in Kultur und Geisteswissenschaften

Kristin Oswald studierte Geschichte und Archäologie an der Friedrich-Schiller-Universität Jena und der Università La Sapienza in Rom sowie Social Media Marketing an der Humboldt Universität zu Berlin. Sie ist leitende Online-Redakteurin von Kulturmanagement Network, einem Fachmedium für Museen und Kultureinrichtungen, und verfügt über praktische Erfahrungen in den Bereichen Öffentlichkeitsarbeit, Denkmalpflege sowie Kultur- und Wissenschaftsjournalismus.

Citizen Science und die Rolle der Geisteswissenschaften für die Zukunft der Wissenschaftsdebatte

Peter Finke lehrte ab 1982 Wissenschafts-, Sprach- und Kulturtheorie an der Universität Bielefeld. Aus Protest gegen die Bologna-Reform trat er 2006 freiwillig aus dem universitären Dienst aus. Die Wissenschafts- und Bildungskrise sieht er als Teil einer tiefgreifenden kulturellen Krise, wobei er für eine Starke Bürgerwissenschaft als Weg zur Wissensgesellschaft plädiert. Er kritisiert, dass stattdessen nur eine „Mitmachwissenschaft“ gefördert wird, die nichts aktiv verändern will. Finke ist Vorstandsmitglied der Vereinigung für Ökologische Ökonomie, des Netzwerkes der Naturwissenschaftlichen Vereinigungen in Mitteleuropa sowie Mitglied in verschiedenen Citizen Science-Netzwerken. Außerdem leitet er die Arbeitsgruppe E.C.E.R.G. (Evolutionary Cultural Ecology Research Group), die sich mit kulturellem Wandel durch Ökonomisierung und Globalisierung anhand von Wissenschaft und Bildung, Politik und Alltagskultur beschäftigt.

Citizen Science: Bürgerforschung in den Geistes- und Kulturwissenschaften

Lisa Pettibone koordiniert das BMBF-geförderte Projekt zur Entwicklung von Citizen Science in Deutschland „BürGER schaffen WISSEN“ (GEWISS) am Museum für Naturkunde Berlin. Sie promovierte nach Abschlüssen in Filmproduktion und Verwaltungswissenschaften als Politikwissenschaftlerin zu Nachhaltigkeitsgovernance in deutschen und US-amerikanischen Städten. Ihren Forschungsschwerpunkt bilden Partizipationskonzepte in der Wissenschaft und sozialwissenschaftliche Ansätze in der Bürgerforschung.

David Ziegler ist Wissenschaftlicher Mitarbeiter und Redakteur der Online-Plattform buergerschaftenwissen.de, ebenfalls am Museum für Naturkunde Berlin. Neben der Kommunikations- und Netzwerkarbeit forscht er zu Evaluationsmechanismen und Erfolgsfaktoren von Citizen Science-Projekten. Als Diplom-Biologe absolvierte er ein Aufbaustudium der Umweltpolitik und widmet sich seitdem der Wissenschafts- und Umweltkommunikation.

Der Gothaer Missionskartograph – Ein historisches Beispiel für „Crowdsourcing“ und „Citizen Science“ im 19. Jahrhundert

René Smolarski studierte Informatik, Geschichte, Religionswissenschaft und Kulturwissenschaften an den Universitäten Ilmenau, Hagen, Jena und Erfurt. Er war wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Niedersächsischen Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen in Projekten aus dem Umfeld der Digital Humanities. Seit 2014 ist er mit verschiedenen Aufgaben im Bereich Digitale Geisteswissenschaften an der Universität Erfurt betraut, unter anderem mit dem Aufbau eines Virtuellen Kartenlabors für die Sammlung Perthes (GlobMapLab) und der Koordination des Interdisciplinary Center of eHumanities in History and Social Sciences (ICE). Er ist Mitbegründer und Sprecher des im Januar 2015 gegründeten Netzwerkes für digitale Geisteswissenschaften an der Universität Erfurt.

Citizen Science im Wikiversum

Julia Kloppenburg hat Sozialwissenschaften in Göttingen studiert und war von Juli 2011 bis Juli 2016 bei Wikimedia Deutschland beschäftigt, zuletzt im Bereich Bildung, Wissenschaft und Kultur.

Christopher Schwarzkopf studierte Sozial- und Politikwissenschaften in Oldenburg und Berlin. Er arbeitet ebenfalls bei Wikimedia Deutschland e. V. und setzt sich dort mit Themen rund um Wissenschaft und Freies Wissen auseinander.

30 Jahre Heimatforscherfortbildungen in Niedersachsen.

Bilanz und Ausblick

Anna Quell studierte Geschichte, Religionswissenschaft und Volkskunde/Europäische Ethnologie in Kiel und Hannover. Seit 2015 arbeitet sie als Wissenschaftliche Volontärin für den Niedersächsischen Heimatbund e. V. in Hannover, wo sie unter anderem die Onlineplattform „Heimatnetz“ betreut und den Bereich Bürgerwissenschaft zuständig ist.

Karl H. Schneider ist seit 1994 apl. Prof. an der Universität Hannover. Zuvor war er in der Erwachsenen- und der Heimatforscherbildung tätig, etwa als wissenschaftlicher Mitarbeiter im Bereich „Angewandte Regionalgeschichte“. Er studierte Geschichte und Germanistik und ist Mitglied u. a. der Historischen Kommission für Niedersachsen und Bremen, der Arbeitskreise für Wirtschafts- und Sozialgeschichte, für Agrargeschichte sowie für Regionalgeschichte der Universität Hannover.

Public History und historische Grundlagenforschung. Das Projekt „Die Geschichte der Landesministerien in Baden und Württemberg in der Zeit des Nationalsozialismus“

Sina Speit hat Geschichte, Politikwissenschaften, Interdisziplinäre Frauen- und Geschlechterforschung und Public History studiert. Sie hat in mehreren Projekten zur Vermittlung von Geschichte in analogen und digitalen Formaten mitgearbeitet. Seit November 2014 ist sie wissenschaftliche Mitarbeiterin in dem Forschungsprojekt „Die Geschichte der Landesministerien in Baden und Württemberg in der Zeit des Nationalsozialismus“ am Lehrstuhl für Neuere und Zeitgeschichte und Geschichtsdidaktik (Universität Erfurt) und betreut die Projekthomepage.

Aneignung und Teilhabe bei der Erforschung von Geschichte – Formen des Reenactments als Möglichkeiten der gesellschaftlichen Partizipation an Wissenschaft

Andrea Sieber ist wissenschaftliche Mitarbeiterin im Bereich Interventionsforschung und kulturelle Nachhaltigkeit an der Alpen-Adria-Universität Klagenfurt. Ihre aktuellen Forschungsschwerpunkte sind Partizipation, nachhaltige Entwicklung, Dialogkultur und Kreativität. Momentan koordiniert sie intergenerationelle Forschungsprojekte zum Thema immateriellem Kulturerbe und der Transformation von lokalem Erfahrungswissen.

Maritimes Erinnerungswissen im Forschungsmuseum? Partizipationsformen in der geplanten Ausstellung des Deutschen Schifffahrtsmuseum

Ruth Schilling ist Juniorprofessorin zur „Kommunikation museumsbezogener Wissenschaftsgeschichte“ an der Universität Bremen. Im Deutschen Schifffahrtsmuseum ist sie wissenschaftliche Leiterin der Erarbeitung einer neuen Gesamtausstellung.

Dokumentation crowdgesourct? Social Tagging im Museum

Julia Weinhold studierte bis 2014 Museologie an der Hochschule für Technik, Wirtschaft und Kultur in Leipzig. Mit Social Tagging als Form des Crowdsourcing im Museum und speziell für die Dokumentation beschäftigte sie sich im Rahmen ihrer Bachelorarbeit. Bereits im Rahmen der Herbsttagung der Fachgruppe Dokumentation des Deutschen Museumsbundes 2014 stellte sie ihre Ergebnisse vor. Aktuell studiert sie im Master-Studiengang Kunstgeschichte an der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg.

Bürgerwissenschaft und Stadtmuseum. Anmerkungen aus der Museumspraxis

Anselm Hartinger studierte Mittlere und Neuere Geschichte sowie Historische Musikwissenschaft in Leipzig. Er war wissenschaftlicher Mitarbeiter am Bach-Archiv Leipzig und der Schola Cantorum Basiliensis sowie Fachberater für die Neukonzeption des Bachhauses Eisenach und für Museen, Reiseveranstalter, Festivals und Ensembles. Er promovierte in Marburg zum Strukturwandel und zu den Aufführungsbedingungen im Leipziger Musikleben im Zeitalter Mendelssohns. Von 2012 bis 2014 war er Kurator am Landesmuseum Stuttgart, seit Dezember 2014 ist er als Direktor der Geschichtsmuseen der Landeshauptstadt Erfurt tätig.

Segrada: Eine semantische Graphdatenbank als Werkzeug für Citizen Science

Maximilian Kalus studierte Mittelalterliche Geschichte in Augsburg und promovierte an der Friedrich-Schiller Universität Jena am Lehrstuhl für Wirtschafts- und Sozialgeschichte zum europäisch-asiatischen Handel des 16. Jahrhunderts. Gleichzeitig erwarb er einen Studienabschluss in Informatik an der FernUniversität Hagen. Seit seiner Promotion 2009 arbeitet er unter anderem an historischen Informatikprojekten. Er wirkte bei der Realisierung des Fugger-Welser-Erlebnismuseums in Augsburg mit. Seit 2012 erstellt und betreut er für die KZ-Gedenkstätte Flossenbürg eine Häftlings- und Mediendatenbank. 2012 erwarb er den „Fuggerpreis für die Wissenschaft“ der Universität Augsburg.

E-Didaktische Gestaltungsaspekte für Citizen Science

Max Liebscht erarbeitet an der Schnittstelle von e-Didaktik und Organisationsdesign Geschäftsmodelle und Contentstrategien für Bildungsträ-

ger. Nach dem Studium der Kommunikationspsychologie war er als Projektentwickler, Strategieberater, Supervisor und Kommunikationstrainer für Profit- und Non-Profit-Organisationen tätig. Zudem verfügt er über Erfahrungen im Bereich berufliche und akademische Aus- und Weiterbildung. Er war an der Entwicklung des Geschäftsmodells einer Zeitschrift für Bürgerjournalismus und Citizen Science sowie an Modellen für blended learning beteiligt.

Ulrike Schumacher hat am Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung zum bürgerschaftlichen Engagement im Umweltschutz promoviert. An der TU Berlin war sie in inter- und transdisziplinären Forschungsprojekten zur nachhaltigen Entwicklung ländlicher Räume tätig. Im Brückenprogramm zwischen Wissenschaft und Praxis der Volkswagen Stiftung hat sie die Potenziale des US-amerikanischen Community Organizing für Ostdeutschland untersucht. Derzeit arbeitet sie freiberuflich in der anwendungsorientierten Sozialforschung.

Matthias Ohler ist Philosoph, Linguist, Musiker und systemischer Berater. Nach einigen Jahren Projektarbeit bei IBM Deutschland ist er seit 1996 Geschäftsführer der Auer & Ohler GmbH Heidelberger Kongressbuchhandlung sowie von MatO Records. Außerdem ist er Mitbegründer des Ludwig-Wittgenstein-Instituts sowie Leiter der Akademie des Carl-Auer Verlags. Daneben ist er als Dozent und Ausbilder in eigenen Weiterbildungsreihen sowie bei Hochschulen, Kliniken und Weiterbildungsinstituten und -gesellschaften tätig.

Sebastian Wahren ist Kunstpädagoge und Online-Redakteur. Seit 2002 lehrt er u. a. als Dozent für digitale Bildbearbeitung an der TU Dresden. Seit 2011 ist er Berater für ästhetische Gestaltung digitaler Medien sowie Mitgestalter von e-didaktischen Projekten zu innovativen Lernformen in der Kinder- und Erwachsenenpädagogik.

Citizen Science, die Integration von Bürgern in wissenschaftliche Prozesse, ist ein Schritt hin zu einer gesellschaftsnahen, kommunikativen und transparenten Forschung, wie sie Öffentlichkeit, Politik und Geldgeber immer öfter fordern. Die Ideen und das Wissen der Bürger einzubeziehen, heißt dabei auch, passende Strukturen und Formen der Wissensweitergabe zu entwickeln und über die öffentliche Wahrnehmung und das Selbstverständnis der Disziplinen in Dialog zu treten.

Vorliegender Band beschäftigt sich damit, wie sich diese Forderungen umsetzen lassen. Theoretische Überlegungen machen deutlich, wie Kultur und Geisteswissenschaften ihre Rolle in der Gesellschaft mithilfe bürgerschaftlicher Perspektiven neu verorten können. Die vorgestellten Beispiele zeigen schließlich, wie Geisteswissenschaftler interessierte Bürger mit Kommunikation auf Augenhöhe für ihre Forschung begeistern.

Citizen Science bietet Potenziale für beide Seiten: Die Vermittlung der Schwierigkeiten wissenschaftlicher Arbeit, ihrer Methoden und Fragestellungen stellt sicher, dass bei Kooperationen von Wissenschaftlern und Bürgern Qualitätskriterien eingehalten werden. Für die Bürger eröffnen sich zugleich im Sinne des lebenslangen Lernens grundlegende Kompetenzen, um aktuelle Themen einordnen und die Zukunft der Gesellschaft mitgestalten zu können.



9 783940 598318

ISBN (print) : 978-3-940598-31-8

ISBN (PDF) : 978-3-940598-32-5

ISBN (ePub) : 978-3-940598-33-2